Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

8. Jahrg., – Nr. 32 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 6. August 1939
Verlagspostamtsalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Koffer zu – alles drin?

Von Felix Riemkasten

Kofferpacken! — Es geht los! — Die Sonne lockt, und bald gibt es Ferien. Was mitnehmen auf die Reise, wie alles kunstgerecht verstauen? — Das sind Fragen, die zu Tagesparolen werden können. Für Leute, denen das Kofferpacken besondere Probleme birgt, hat Felix Riemkasten, der bekannte Schriftsteller, seine Erfahrungen aufgeschrieben. Nicht, daß sie davon lernen, das wäre zuviel gehofft, nein, damit sie sehen, daß es ihnen ebenso gehen kann . . . oder noch viel schlimmer.

Ja, sagen die Leute, das Reisen! Diese Reiserei, sagen die Leute. Wenn man angekommen ist und sein Unterkommen gefunden hat, sagen sie, dann ist es ganz schön, das Reisen, aber vorher, auf der Reise, sagen sie. . . . Nein, Reisen ist schrecklich.

Erstens mußt du das Geld dafür haben; du mußt deine Zeit wahrnehmen können; du mußt wissen, wer in deiner Abwesenheit deine Blumen begießt; vor allem aber muß der Koffer gepackt werden.

Ich überlasse es anderen Leuten, über alle anderen Schwierigkeiten das Erforderliche zu sagen, aber über das Kofferpacken möchte ich hier einmal selbst. Ich habe Erfahrungen damit. Oder darin, oder darüber. Darüber ist besser, denn sobald man darüber erst hinweg ist, übrr das Kofferpacken, ist alles weitere Reisen schon Lustreise. Solltest du, o Mensch, ein alleinstehender Mensch sein, so lies erst gar nicht weiter, denn dann betrifft es dich nicht. Du nimmst, als alleinstehender Mensch deinen Koffer her, wischt ein bißchen den Staub weg, ohne dich dabei kleinlich zu zeigen, denn Staub kommt bald wieder sowieso darauf, und dann machst du dir einen freien Platz auf dem Fußboden. Dorthin schmeißt du alles, was in den Koffer hinkommen soll, also: Hemden, Socken, Unterzeug, Oberzeug, Rasierzeug, Zahnbürste und Kopfbürste und ein Buch und Schuhe und Hausschuhe und — fehlt noch was? Nichts fehlt, fertig! Wenn man erst lange nachdenkt, fallen einem bloß Sachen ein, und der Koffer wird unnütz schwer. Wenn alles auf dem Haufen ist, wird der Haufen in den Koffer gewürgt. Auf den Koffer stemmt man ein tüchtiges Knie oder auch zwei, und dann ist der Koffer gepackt, fertig!

Ganz anders ist es, wenn Mann und Frau gemeinsam . . . Gemeinsam wird ein Koffer nie gepackt. Packen tut ihn immer nur einer; der andere steht daneben und gibt die Ratschläge. Im allgemeinen sind bei solchem Kofferpacken stets zwei Gesichtspunkte vorhanden. Der eine Gesichtspunkt ist der Gewichtspunkt, weil der Mann die tragische Rolle zu übernehmen hat — und leicht übernimmt er sich dabei — und der andere Gesichtspunkt . . .

Das werden wir sofort haben:

Erstens, sagt deine Frau und sieht dich kriegerisch an, erstens wird der Koffer zuerst mal sauber gemacht!

Das bedeutet, daß er noch lange nicht gepackt wird. Er wird außen abgestäubt, feucht übergewischt und nachher noch trocken nachpoliert. Innen wird er mit Papier ausgelegt. Wozu er das wird, wird nie ein Mann einsehen. Wir wollen nur rein theoretisch annehmen, daß der Mann, der es nie einsieht, sich so etwas immerhin noch in Ruhe ansieht. Aber er wird hier bereits nervös, er wird sehr nervös und äußert sich auf verächtliche Art, obwohl er kaum ein Wort sagt, sondern nur so steht und guckt. Und das bereits macht jede ordentliche Frau elektrisch.

Die nunmehr elektrisch gewordene ordentliche und akkurate Frau beschließt, es bei dieser Gelegenheit ihrem Lodderhaß von Mann „einmal zu geben". Sie ist also, obwohl sie an sich nur ordentlich ist, jetzt mit Absicht außerordentlich. Sie streicht erst alles glatt, bevor sie es hineinlegt und steht dabei ihren Mann an. Es handelt sich nicht darum, was der Koffer zu fassen vermag, sondern was ein Mensch auf der Reise mitzunehmen hat, weil er es braucht. Außer dem, was ein Mensch braucht, nimmt er noch das mit, was er eventuell gebrauchen könnte. Und er nimmt es nicht, wie er es hat, sondern er wickelt es vorher ein. Die Taschentücher kommen in einen Behälter für Taschentücher; die Schuhe in einen Beutel für Schuhe; die Bürsten in einen Bürstenbehälter . . .

„So!" sagt die ordentliche Frau.

Der Mann sagt anstatt lieber nichts gesagt zu haben, widerspenstig und mit Bedeutung: „Ein Wahnsinn ist das!"

Es ist Wahnsinn; Wahnsinn, so etwas zu sagen und sogar ein heller Wahnsinn, zu hoffen, damit durchzukommen. Noch wahnsinniger ist freilich die Frau in ihrer Hoffnung, dies alles in den einen Koffer hineinzubekommen. Darum packt sie um, was erst nur eingepackt war. Sie legt diesmal die Hemden quer und das andere längs. Sie legt einiges einstweilen heraus und bestir anderes probehalber hinein. Und dann paßt alles, bis auf die Schuhe. Vorher hatte alles gepaßt bis auf die Taschentücher in der Taschentüchertasche. Der Mann aber freut sich jetzt.

Darauf sagt die Frau zu dem Mann: „!!!" Aber das geht uns nichts an. Und hierauf wieder äußert sich nun der Gatte, daß er ihr dies alles vorher schon mindestens zehnmal gesagt habe.

„Am besten ist es", sagt sie, „du gingest hier weg!"

„Sehr schön", sagt er, „aber wie willst du dann mit der Sache fertig werden?"

„— — — — — — —!"

Ich weiß ja nicht, wie es geht bei anderen Leuten weitergeht. Es wird in den verschiedenen Familien verschieden zugehen. Es ist eine Nervenfrage. Die stärksten Nerven hat der, der am schweigendsten zusehen kann, wie der andere etwas tut, wenn er dabei nichts mittun darf. Explatte weibliche Nerven werden in Tränendädern wieder erfrischt, erweisen sich dann als dehnbarer denn zuvor und erfüllen dann ihren Dienst. Reißende, mit Geschwirr abreißende männliche Nerven

„Vater, die Berge!" / Zeichnung von A. Wegener (Bavaria-Verlag, Gauting)

werden durch Tabak gestärkt. Sie werden zeitweilig betäubt, ruhen solange und kehren dann als Eisendraht wieder zurück.

Inzwischen hat auch der Koffer sich besonnen. Er hat es klargemacht, daß er hier ohne einen Kollegen nichts ausrichten kann. Bei zwei Koffern ist ein dritter Kollege vonnöten.

Wenn so, auf diese Art, zu dem geplanten Kofferraum noch ein außerplanmäßiger weiterer Raum hinzutritt, geht alles hinein. Und dann hat — wie das gar nicht anders sein kann — natürlich immer mal wieder die Frau recht, denn sie hatte gesagt: „Schrei nicht, rede nicht erst, mach mich nicht wirre; ich habe gesagt, es geht alles hinein, und nun ist es hineingegangen. Oder nicht?"

Und sie sagt sogar: „Wunderschön ist es hineingegangen!" Und sie sagt es dir nach zehn Jahren noch, was du alles gesagt hast. Lauter solche Rohheiten wie etwa diese: „Alle diese Tücher um die Tücher, und die Hüllen um die Hüllen, und all der ganze Quickelquackelkram — das ist nichts als euer Wahn, euer Koptus, euer Fimmel!"

Wegen „Raptus" hat sie erst im Lexikon nachschlagen müssen. Sie hat gehofft, „Raptus" wäre etwas so Schlimmes, daß sie dich damit sozusagen für alle Zeit vernichten könnte, wenn sie es dir vorhielt, aber leider stand „Raptus" gar nicht drin, sondern nur Raps, Rappen, Rappsweiler und dergleichen, also Sachen, mit denen eine Frau nichts anfangen kann.

***

Bei der Rückreise kommt dies alles gar nicht vor. Kurz vor der Rückreise sagt der Mann zu der Frau: „Ich geh' dann ein Bier trinken und besorge die Fahrkarten; inzwischen kannst du den Koffer packen."

Denn der Urlaub hat im Höchstfalle vier Wochen gedauert, und die Erinnerung an das Kofferpacken hält unter Garantie länger als vier Wochen vor. Aber bis zur nächsten Reise sind es elf Monate, und in elf Monaten hat ein Mann alles vergessen.

Ach, sieh da: Vergessen?

Richtig! Das, was drin ist im Koffer, es mag so viel sein wie es will, es ist gleichwohl immer zu wenig gewesen, denn es ist zwar „alles" eingepackt worden, aber doch nur — „alles, bis auf das Vergessene!"

Die Hausweber

Erzählung von Georg A. Oedemann

Im Gründchen also ging es los mit dem neuen Zacquardverfahren.

Der Pfiller hatte den Kasten bei seinem Schwager gesehen, eine wunderliche Sache war es schon; diese hundert durchlöcherten Karten, die raschelnd durch den Zauberkasten fielen, und die tausend Fäden mit den Spindeln. Wenn man mit der Hand in dies hängende Eisen fuhr, dann war das wie ein tausendfaches Läuten. Leicht zu begreifen war es nicht, wie die Zacquardmaschine arbeitete, daß im gewissen Tuch allerlei Muster schwelgten. Immer feiner, immer nobler wurde doch die Welt, und für die niedrigen Stuben des Hausweber war die erste Kunde davon wie ein Schreck, der von der Tür zur Tür ging.

Solch ein Kasten gehörte nun auf den Webstuhl reichte schon bis unter die Decke. Ueber Warbäume kroch das gewebte Leinen bis hinauf zur Rolle. Breitspurigkeit haftete diesem hölzernen, knarrenden Wesen an und endrückte beinahe den Lebensraum der Menschen. Es war eine hagere, magere Zunft, und als sie den alten Wolf hinaus auf den Gottesacker trugen, da lobten sie alle sein kluges Hinfortschleichen und nannten ihn glücklich, da ihn das Schreckgespenst der Zacquardmaschine nicht mehr einholte auf seiner schnellen Reise. Der Wolf war kaum unter der Erde, da gingen sie mit müden Gesichtern in die „Sache", um einen kurzen Augenblick zu ruhen. Beim allen Silberschach kamen sie vorbei, und der Pfiller geriet ins Nachdenken. „Wir haben das Silber nicht zu packen gewußt!" sagte er dumpf. Insgeheim hatte er seine Verehrung für das Bergwerk, wenngleich es seit hundert Jahren tot war. Wer weiß, vielleicht hatten seine Ahnen in den Silbergängen Stufen zugeschlagen und aufgelesen, irgendein Zusammenhang ist in seiner Seele mit dem zitternden, schwankenden Licht des Geleuchtes, denn um die hohe Zeit, wenn andere den Tannenbaum aufstellen, kommt der Pfiller sein selbstgebautes Bergwerk hervor, einen Bergdurchschnitt mit Schacht und Förderturm, mit fein verbauten Gängen und Oertern, und oben das Hutband und das Pochwerk. Es war schon eine hübsche Sache, und der Pfiller hatte die meiste Freude daran.

„Die Leinenweberei mag der Teufel holen", knurrte er, als sie beim Lampertusschacht vorüber gingen. Der alte Seilmann meinte aber, es wäre mit dem Bergwerk auch so eine Sache. „Die Fündigkeit, Pfiller, das ist ein Kapperz im war wohl ein schlechter Heiliger! Gut, daß wir die Leinenweberei nicht vergessen haben. Und wenn du es recht betrachtest, dann ist in der Weberei auch ein ewiges Suchen nach neuen Gängen, und jedesmal ist es wie ein Glück, wenn es wieder weiter geht!" Pfiller sah den Alten an. „Meinst die Jacquardmaschine?"

„Ja, auch die Jacquardmaschine!"

Am Wirtstisch in der „Sache" trug es der Pfiller von einem zum anderen Tisch. Da saßen sie, die bleichen, hageren Weber, der Webstaub hing noch in ihren Haaren, denn sie waren aus dem Stuhl gestiegen und hatten die Mütze aufgesetzt, um den Wolf heimzutragen, da saßen sie also und mochten nicht für und wider reden. Nur ein schwaches Stannen war in ihren hohlen Augen; denn daß der alte Seidmann die Bresche schlagen wollte, schien ihnen absonderlicher als die Sache selber. Sie gingen nach einem guten Stündchen wieder nach Hause, den Hechenberg hinab ins Städtchen. Da lag die Landschaft des weiten Gebirges so still und friedlich in einem grünen Fenster. Ja, da saß der alte Seilmann wirklich noch in seinem Webstuhl, da saß er und lächelte selig, wie einer, der ein Wunder sieht. Ein schmaler Lichtstreifen traf die fertige Webware. Wie merkwürdig sich die vielen Muster abhoben, wie sie aufstrahlten inmitten einer warmen Dunkelheit! Wenn die Augen Webstaub hing noch in ihren Haaren, denn sie waren aus dem Stuhl gestiegen und hatten die Mütze aufgesetzt, um den Wolf heimzutragen, da saßen sie also und mochten nicht für und wider reden. Nur ein schwaches Staunen war in ihren hohlen Augen; denn daß der alte Seidmann die Bresche schlagen wollte, schien ihnen absonderlicher als die Sache selber. Sie gingen nach einem guten Stündchen wieder nach Hause, den Hechenberg hinab ins Städtchen. Da lag die Landschaft des weiten Gebirges so still und friedlich in einem grünen Fenster. Ja, da saß der alte Seilmann wirklich noch in seinem Webstuhl, da saß er und lächelte selig, wie einer, der ein Wunder sieht. Ein schmaler Lichtstreifen traf die fertige Webware. Wie merkwürdig sich die vielen Muster abhoben, wie sie aufstrahlten inmitten einer warmen Dunkelheit! Wenn die Augen sich daran gewöhnt hatten, dann war es wie ein immerwährendes Finden. Erst griff es an die Seele. Da war die Grube, da war das Geheimnis! Immer Neues finden, immer neuen Glanz im Dunkel! Mit verhaltenem Atem, mit pochendem Herzen stand der Pfiller im Schatze der Nacht und blickte zu einem fremden Fenster hinein. Und es drängte nun auch ihn, daß er das Helle und Freundliche ins warme Dunkel flocht und damit Schätze hob, Schätze an herrlichen Mustern, wobei die neue Maschine ein williger Helfer war . . .

Erika und die Rechtschreibung

Heitere Liebesgeschichte von Josef Robert Harrer

Ich kam durch die Herrengasse und wollte rasch in die Strauchgasse einbiegen, als ich mit einem Herrn zusammenstieß. Ich erkannte einen Freund meines Onkels. Er sagte:

„Uebrigens, willst du nicht heute abend zum Essen kommen? Du hast doch in Deutsch immer eine sehr gute Note gehabt! Ich erinnere mich noch, wie dein Onkel immer voll Lob für dich war. Meine Tochter Erika ist ja ein ganz nettes und eigentlich ein sehr hübsches Mädchen, aber sie hat keine Ahnung von der Rechtschreibung. Du könntest hie und da . . ."

So wurde ich Erikas Hauslehrer in der Rechtschreibung. Ich war zwar von Beruf kein Hauslehrer, aber ich muß gestehen, daß mir Erika sofort gefiel, und das in so hohem Maße, daß ich zu ihrem Vater sagte: „Man muß die Sache planmäßig beginnen; ich schlage vor, daß wir jeden Abend eine Stunde halten. Man kann ja dabei spazierengehen, man muß nicht unbedingt in der Stube hocken. Die moderne Pädagogik geht gewissermaßen zu den Peripatetikern zurück."

Erika stand daneben und nickte; schließlich nickte auch der Vater. Eine Woche später hatte ich ihr noch immer nicht den Unterschied zwischen „daß" und „das" beigebracht, aber ich durfte zur Belohnung meiner Mühe bereits „du" zu ihr sagen. Ich hab den Kampf um „daß" und „das" auf, zumal ich, wenn mich Erika mit ihren dunklen Augen ein wenig spöttisch ansah, selbst im unklaren war, ob man nun „daß" oder „das" schreiben müsse. Erika tröstete mich: „Ach, Helmut, was du für Sorgen hast! Gesprochen sind alle ‚Das' gleich!" Sie sagte das so überzeugend, daß ich begeistert war.

Ich legte mich also auf das Dehnungs-H. Zwei Wochen später verzichtete ich auch auf dieses. Ich lächelte nur, als ich den Zettel durchlas, den Erika, als wir abends tanzen gingen, in der Wohnung zurückließ und in dem sie schrieb, daß wir den Vortrag eines berühmten Deutschlehrers aufsuchten. „Und sorg' dich nicht, lieber Vather, wen wier fpeter haimkommen . . ."

Als unser Rechtschreibkurs drei Monate gedauert hatte, sagte Erikas Vater: „Ich werde heute Erike prüfen! Ich werde ihr etwas diktieren!" Das Ergebnis war niederschmetternd. Sie macht ja noch mehr Fehler als früher!"

Ich erbleichte, während Erika nicht im geringsten betroffen war. „Als moderner Pädagoge muß ich dagegen protestieren, daß man, ehe der Kurs zu Ende ist, bereits prüft! Solches verwirrt nur den Schüler!"

„Zu meiner Zeit hat man immer geprüft; und damals waren die Lehrer auch keine Scharfrichter oder Vertreter der vierbeinigen Säugetiere!" sagte Erikas Vater.

Unser Kursus ging weiter. Ich war in Erika so verliebt, daß ich nicht mehr wußte, wann man ein Wort groß, wann klein schreiben muß; ich verwechselte F und V. Eu mit Neu; kurz, der Stoff, den ich früher ohne zu zögern und zu überlegen beherrschte, hatte mich erdrückt.

Als ein halbes Jahr vergangen war, sagte ich zu Erika: „Mir ist es ganz gleich, wie du schreibst! Du bist auf jeden Fall ein süßes Mädchen, daß ich dich heiraten möchte. Willst du?"

Erika küßte mich. (Sie hätte geschrieben „küßte".) Dann sagte sie:

„Sprich mit Vater oder, besser, schreib' ihm! Einer schriftlichen Sache ist er immer zugänglich!"

Ich setzte mich an den Schreibtisch und schrieb: „. . . und so wäre Ich überglücklich, wenn ich sie baldigst meinen lieben Schwiegervahter nennen durvte, wier liebben uns fer. Erika und ich . . . Und die rechtschreibung wird bei meiner kunftigen Frau ganz Neben Sache sain . . ."

Erika sah mir über die Schulter; sie sagte: „Helmut, ich glaube, daß man Schwiegervater klein schreibt; nur Schwiegermutter wird groß geschrieben!"

Ich dachte nach und kam zur Ueberzeugung, daß Erika recht hatte. Ich besserte also das große S in ein kleines aus . . . Ich mußte damals doch den einen der anderen Rechtschreibfehler gemacht haben; denn Erikas Vater zögerte lange, mit seine Tochter zu geben. „Du hast ja keine Ahnung von der Rechtschreibung, Helmut! Ich dachte immer . . ."

Nach der Hochzeit sagte Erika: „Und morgen, lieber Helmut, beginne ich mit dir die Rechtschreibstunden . . . Ja, schau nicht so dumm! Ich habe die Rechtschreibung im kleinen Finger!"

„Im kleinen Finger? Unmöglich, liebste Erika! Du hast im Gegenteil meine wirklich anerkannten Kenntnisse in der Rechtschreibung so verwirrt, daß ich . . ."

Da lachte Erika, daß der Brautschleier zitterte. „Oh, du dummer, lieber Helmut! Ich habe mich doch anstrengen müssen, die unglaublichen Fehler zu machen! Vater war so streng. Da dachte ich eben, wenn er mir einen Hauslehrer nimmt, lerne ich in diesem vielleicht einen netten jungen Mann kennen, mit dem ich tanzen gehen kann oder ins Kino oder . . ."

„Was?" unterbrach ich meine Frau. „Das hast du gewußt? Und wenn nun nicht ich, sondern ein anderer gekommen wäre, der dir Rechtschreibung beibringen sollte, wärest du auch dessen Frau geworden?"

Erika blinzelte mich an. „Das kommt nur darauf an, Liebling! Vielleicht hätte ich bei einem anderen Lehrer schon an einem Tage die ganze Rechtschreibung begriffen! Bei dir hab' der Kursus nur deshalb so lange gedauert, weil . . ."

Ja, so gescheit ist meine Erika.

Jo-Ja

Dies nebenbe

Professor Henry N. Russell, Präsident der amerikanischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften, steht nach seinen neuesten Forschungen auf dem Standpunkt, daß die Menschheit einmal den Tod durch Ersticken erleiden wird. Man braucht sich darüber allerdings heute noch nicht sonderlich aufzuregen, denn das dürfte nach den Angaben des Wissenschaftlers erst in einer Million Jahren der Fall sein. Sauerstoffreicher Sauerstoff noch. Aber auch die dann lebenden Generationen haben nichts zu fürchten. Man kann sich dann, meint Russell, sehr einfach dadurch helfen, daß man durch elektrolytische Verfahren Sauerstoff aus dem Gestein der Erde freimacht. Die Erde habe bereits die Hälfte ihres ursprünglich höchsten Sauerstoffgehaltes verloren und dieser verflüchtigt sich immer mehr. Wenn man sich doch über alle Unvollkommenheiten dieser Welt erst in einer Million Jahren graue Haare wachsen lassen müßte!

*

Die chinesische Medizin blickt auf ein ehrwürdiges Alter zurück. Als ihr Gründer gilt Shen Nung (2838 v. Chr.), der sich besonders mit Pharmatologie beschäftigte und die Wirkung der Drogen auf seinen eigenen Körper untersuchte. Schriftliche Aufzeichnungen über diese Experimente wurden 140 Jahre später gemacht. Im Jahre 7 v. Chr. wurde das Studium der menschlichen Anatomie begonnen. Die Pocken werden zum erstenmal 49 v. Chr., Untersuchungen über Typhus 168 n. Chr. erwähnt. Im Jahre 443 n. Chr. wurden die ersten medizinischen Schulen gegründet. Aus dem Jahre 1078 stammt die erste Monographie über die Beri-Beri-Krankheit, deren Ursprung erst durch die europäische Medizin voll aufgeklärt worden ist. Erst im 17. Jahrhundert findet die europäische Medizin in China Eingang. 1692 gelang es zwei Priestern, dem Kaiser von China durch Anwendung von Chinin von der Malaria zu heilen. Von dieser Zeit an waren die Chinesen bestrebt, europäische Aerzte in ihr Land zu ziehen.

*

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Wale selten auf dem Wasser ruhend gefunden werden, vielmehr schießen sie von Zeit zu Zeit schräg zur Oberfläche empor, um sofort wieder unterzutauchen. Diese Tatsache ist darauf zurückzuführen, daß der Wal, der Lunge kein Wasser verträgt. Um allgemeinen die See zu unruhig ist, dem Tier im Ruhestande das Erheben der Atemlöcher über die Wasseroberfläche ermöglichen, muß er mit einem Anlauf für das Wasser emporschießen, um wenigstens für einen Augenblick seinen Kopf aus der Wasser stecken zu können. Da aber diese kurze Zeit nicht ausreicht, um die Lunge mit Luft zu füllen, muß dieser Anlauf mehrmals wiederholt werden, bis das Tier wieder für längere Zeit untertauchen kann. Der Narwalen hat man allerdings auch schon bemerkt, daß sie in Ruhestellung atmen, aber dann war die See so glatt, daß keine Gefahr bestand, daß gleichzeitig mit der Atemluft Wasser in die Lungen eindringen könne.

*

Man hat eine schwere oder leichte Hand, sagt man von Menschen, die beim Schreiben entweder schnell oder gar nicht ermüden. Professor Enke in Halle hat nun interessante Experimente unternommen, um den Druck der Hand, den sie beim Führen der Federhalters ausübt, zu messen. Aus den Ergebnissen schloß der Gelehrte auf die psychischen Eigenschaften der Schreibenden. Professor Enkel stellte zwei Hauptgruppen fest: Die einen erzeugen beim Schreiben einen Druck von verschiedenen Stärkegraden, wobei die Heftigkeit mit der Länge der Schriftsätze abnimmt. Die anderen jedoch halten während der ganzen Dauer des Schreibarbeiten einen gleichbleibenden Druck inne. Die erste Gruppe sind Naturen, die sich jeder Situation leicht und rasch anpassen können und beweglich denken. Die anderen sind von beharrlicher Veranlagung, behalten gerne die einmal gefaßte Meinung bei und haben es nicht so leicht, veränderten Verhältnisse zu verarbeiten. Die Graphologie wird durch die interessanten Forschungen des Gelehrten um ein beachtliches Kapitel bereichert.

*

Die Furcht der Engländer vor Anschlägen von Anhängern der „irischen Republikanischen Armee" zieht immer weitere Kreise und nimmt allmählich groteske Formen an. So wurde jetzt der in der Westminster-Abtei stehende berühmte Krönungsstuhl mit Sicherungseinrichtungen versehen, wie sie bisher nur äußerst kostbare englische Kronschätze zuzuweisen hatte. Alle Besucher der Westminster-Abtei müssen eine Spezialüberwachung über sich ergehen lassen. Nach Schluß der offiziellen Besichtigungszeiten tritt die neue Alarmanlage in Tätigkeit, die mit unsichtbaren Strahlensendern und Fotozellen ausgerüstet ist. Auf diese Weise ist der mannshohe, reichverzierte hölzerne Stuhl von einem Bannkreis umgeben, den kein Lebewesen heimlich durchbrechen kann. Jeder Körper, der das Strahlenbündel gerät, löst einen Kontakt aus, der sofort ein Läutwerk in Tätigkeit setzt, das von einer Spezialwache Tag und Nacht beaufsichtigt wird. Bei einem Probealarm ist festgestellt worden, daß er nur elf Sekunden dauert, bis ein Wachtposten von ersten Anschlagen des Glockensignals aus am Standort des Krönungsstuhles angelangt ist. So muß das „große England" seine Nationalheiligtümer vor seinen „Untertanen" schützen.

Pimpfe

Die Vorgeschichte eines Freizeitlagers

Von Helmut M. Böttcher

Womit eigentlich der Streit zwischen ihnen angefangen hatte, das wußte keiner von beiden mehr so recht. Ihre Gegnerschaft schien gewissermaßen von der Natur gewollt zu sein. Es konnte kaum größere Gegensätze geben als sie. Jürgen war blaß, zart und schmächtig, dabei aber flink und intelligent. Heiner dagegen strotzte vor Gesundheit, war dabei etwas schwerfällig und gedankenträge.

Und dann kam das Erlebnis mit dem Freizeitlager . . .

Beide waren Kinder kleiner Leute und hatten noch niemals ihre Ferien auf dem Lande verbringen können. In beiden war die gleiche große Sehnsucht nach dem lockenden, unbekannten Erlebnis, von dem ältere Kameraden mit einem Leuchten in den Augen und mit einem sonst ungewohnten Klingen in der Stimme schwärmten.

Lange trugen sie das Verlangen schweigend in sich. Sparten sich heimlich Pfennige zu Fünfern, Fünfer zu Zehnern und Zehner zu einer Mark und noch einer. Es war schwer genug.

Wochenlang, monatelang warteten sie auf den Appell, der über das Glück des nächsten Sommers entscheiden würde.

Er kam und verpaßt das Freizeitlager auf dem Lande.

Eine Welt des Unfaßbaren.

Wie sie an jenem Tage nach Hause kamen, wußten sie beide nicht.

Dann saßen sie jeder am Tisch.

Jürgen sprudelte seine Erwartung heraus wie einen Wasserfall. Seine Augen leuchteten, seine Hände gestikulierten. Er vergaß zu essen — redete nur. Redete . . .

Heiner hockte in seiner Art schweigend vor seinem Teller. Grübelte dabei, wie er davon sprechen wollte. Die Geschwister waren schon zu Bett, als er schließlich dürr und abgerissen sein Anliegen vorgebracht hatte.

Am nächsten Morgen trafen sich die beiden Jungens auf dem Schulweg. Beide blaß. Beide mit einem bitteren Zug um den Mund. Schließlich, fast gegen den eigenen Willen, stieß Jürgen heraus: „Du darfst wohl auch nicht mit?"

Heiner hörte zu. Nickte nur.

Nachher sagten sie nichts weiter.

Zuhause fing Jürgen wieder an zu betteln, zu quälen, zu maunzen. Heiner saß am Tisch, schwieg wie immer. Knabberte an seinen Lippen. Brachte kein Wort heraus, das wie eine Bitte klang.

Schließlich, nach Tagen, gaben beide Väter nach. — Aber da war es zu spät. „Alles besetzt." „Das nächste Mal müßt Ihr Euch mehr dranhalten!" stellte der Fähnleinführer fest.

Sie schlichen nach Hause.

Jürgen schimpfte wie ein Rohrspatz. Am nächsten Tag war er krank. Heiner trug es wie ein Schicksal.

Und dann, vier, fünf Wochen später — die andern Jungen hatten schon ihre Affen gepackt, ihre Feriengelder eingezahlt und die Stiefel durchgefettet, daß sie sich kneten ließen. Alles war ferienfroh und marschbereit — da kam plötzlich der Bescheid: Ein Junge hat abgesagt. Ein Platz ist frei.

Jürgen, der erst seit ein paar Tagen wieder gesund war, begriff es zuerst. Da winkte er noch einmal das Glück ganz groß. Ohne lange zu überlegen, drückte er sich bei Schluß weg, warf seine Mappe einem andern Jungen in die Arme und machte sich auf die Strümpfe zur Geschäftsstelle des Fähnleins.

Bei Heiner dauerte es ein paar Minuten, bis er zu einem Schluß kam. Dann setzte auch er sich in Trab. Und seine Füße liefen immer schneller, je näher er seinem Ziele kam.

So geschah es, daß beide Jungens im gleichen Augenblick beim „Fähnlein" anlangten.

Mit gerafften Gesichtern standen sie schnell atmend vor dem Fähnleinführer. Der hörte sie an und zuckte mit den Achseln: „Was soll ich da machen? Ich habe bloß einen Platz . . . Sportwettkampf" entschied er schließlich feierlich.

Am Nachmittag trafen sie sich auf dem Sportplatz. Jürgen war blaß vor Erregung. Heiner stand ruhig und sicher im Bewußtsein seiner Körperkraft mit verschränkten Armen. Nur in seinen Augen zuckte die Erwartung. Manchmal verzog Jürgen hämisch den Mund, dann knabberte Heiner an seinen Lippen.

Die Pfeife des Fähnleinführers ertönte. „Hundertmeterlauf!

„Achtung! — Fertig! — Los!"

Sie jagten dahin. Jürgen war besser abgekommen. Seine natürliche Begabung kam ihm zu Hilfe. Aber schon nach zwanzig Metern hatte Heiner aufgeholt. Bei fünfzig war er glatt in Führung. Bei siebzig hatte er einen nicht mehr einzuholenden Vorsprung. Jürgen keuchte hinterher im matten, aussichtslosen Lauf. Und dann — geschah das unerwartete: Heiner lief plötzlich nach. Es war wie ein Zögern, ein Stocken, ein unbewußtes Verhalten. Als ob ihm etwas eingefallen sei, über das er zwischendurch nachdenken müsse . . .

Das alles war nur das Geschehen in wenigen Sekunden. Die meisten der zuschauenden Jungen hatten nichts gemerkt . . . Aber es genügte . . . Atemlos ging Jürgen vor Heiner durchs Ziel. Seine Beine zitterten. Aber ein Jubel stand auf seinem Gesicht.

Heiner stellte sich abseits. Er war frisch, nur sein Atem ging etwas schneller als sonst. Seine Lippen waren jetzt ganz rubig. Und in seinen Augen blickte ein Glanz des Triumphes.

„Weiter!" befahl Gerwald der Fähnleinführer. „Deiner! Etwas mehr anstrengen! Nicht wieder so schnell schlapp machen."

Fröhlich und lachend marschiert die deutsche Jugend ins Lager

Heiner nickte. Aber in seinem Gesicht war ein seltsamer Ausdruck.

Hochsprung! 80 cm. Beide Jungen nahmen es glatt. 90 cm, 100, 105, 110. Jürgen riß. Auch beim zweiten Male. Beim dritten Male schaffte er's mit Not und Mühe.

Dann sprang Heiner. Er nahm einen Anlauf. Federnd und kraftvoll warf er sich voraus. Und, schon fast im Sprung, — ließ er sich wieder fallen und riß die Leine herunter.

„Noch mal! Aber anstrengen!"

Wieder mißglückte es. Und zum dritten Mal. „Aus!" befahl der Fähnleinführer. Er drehte sich zu Heiner um. „Schlimmer! Was ist denn heute mit dir los? Du schaffst doch sonst viel mehr?"

Heiner stand da. Machte eine seiner hilflosen Bewegungen. Das sah aus, als könne er nicht besser. Aber in seinen Augen war wieder das Leuchten von vorhin.

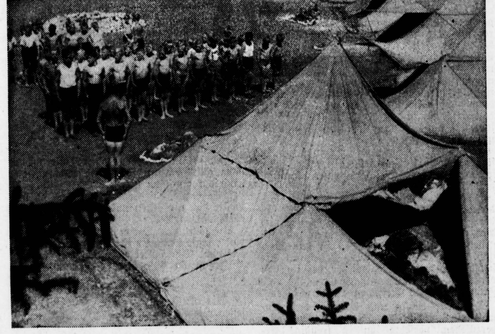
„Du machst ein Gesicht, als ob du gestegt hättest," murrte sein Führer. „Ein Schlappschwanz bist Du! Und dann, als begriffe er mit einem Male etwas Unvorstellbares, fügte er halblaut hinzu: „Ich habe nachher etwas mit Dir zu sprechen."

Er drehte sich zu Jürgen herum. Der strahlte. „Du kannst Dich wenigstens bei Deiner bedanken!" fiel ihm Gerwalds Stimme an. Sie war ungewöhnlich frostig.

„Bedanken?" Jürgen sah den Fähnleinführer fassungslos an. „Wieso denn? Ich hab's doch ehrlich verdient."

Gerwald wollte Heiner heranwinken. Aber der trollte sich bereits davon. Am Abend besuchte er ihn. „Warum hast du das gemacht?" fragte er. Heiner versuchte auszuweichen. „Na, nun raus mit der Wahrheit! Ihr könnt euch doch sonst nicht leiden. Und jetzt mit einem Mal bringst du solch ein Opfer. Was ich doch weiß, wie gern du selber fort wolltest! War das nun bloß Kameradschaft?"

Der Junge schwieg noch immer. Und dann endlich, als flehte er nur das letzte Glied an eine lange Gedankenkette, brache er es heraus. . . . und außerdem war er ja jetzt lange Zeit krank. Und schwächer als ich ist er schon immer. Da braucht er das Freizeitlager doch viel mehr als ich. Er nagte wieder an seiner Lippe. „Aber sag' ihm nichts davon. Außer Dir hat's keiner gemerkt. Und es braucht ja auch keiner weiter was davon zu wissen."



„Antreten vor den Zelten". Ordnung und Disziplin muß auch im Freizeitlager herrschen.
Fotos (4): Enno Folkerts (Bavaria-Verlag)

„Essen fassen!" Einfach, aber gut und gesund ist die Kost

Sonne, Luft und ein lustiges Lied . . .

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

4. Fortsetzung

„Bernhard ist übel beleumdet. Wir kennen seine Vergangenheit. Natürlich ist der Diebstahl für irgendeinen Hintermann geplant. Hier scheinen wir einer verzweigten Bande auf der Spur zu sein. Indes — eines nach dem andern. Der Diener entgeht uns nicht und soll vorläufig nicht kopfscheu gemacht werden."

Perfall dachte nach. Würde er jetzt erzählen, daß er selbst mit eigenen Augen Craven nachts vor dem offenen Schreibtisch gesehen hatte, daß Craven heimlich ins Haus und ebenso heimlich aus dem Haus geschlichen war und eine fingierte Reise nach England inszeniert hatte — Zellner würde felsenfest glauben, er wolle die Gelegenheit benutzen, um seinen Nebenbuhler bei ihm zu verdächtigen. Nein, so ging es nicht. Craven mußte auf frischer Tat ertappt werden.

Der Regierungsrat sah ihn mit überlegenem Lächeln an. „Sie finden keine Worte, Herr Doktor? Ja, es hat sich in den letzten Wochen viel Merkwürdiges ereignet, und ich muß sagen", hier wurde seine Miene wieder ernst und sachlich, „die Polizei stand selten vor einer so rätselhaften Sache. Alle diese Vorkommnisse müssen irgendwie zusammenhängen. Geht es nur um die ungemein wertvolle Markensammlung? Handelt es sich um einen gewöhnlichen Diebstahl? Oder gehen andere Dinge vor? Dinge, die sich immer noch um die Person der erkrankten Tochter des Geheimrats drehen?"

„Wie kommen Sie zu dieser Annahme?"

„Weil mir der Einbruch unerklärlich ist. Ein uns unbekannter Dieb durchsucht die Markensammlung des Geheimrats, hätte Gelegenheit, Tausende zu stehlen, und begnügt sich damit, die Sammlung in Unordnung zu bringen. Läßt sie ganz unversehrt. Was halten Sie davon?"

„Vielleicht wurde der Dieb verscheucht, noch bevor er seine Wahl getroffen hatte."

„Möglich. Aber vielleicht will man die Aufmerksamkeit auf andere Dinge lenken. Wir haben noch immer nicht festgestellt, wieso Fräulein Weber entführt wurde und wie diese eigentümliche Erkrankung zustande kam. Wer ist dieser Herr Dalberg? Ich habe nochmals mit dem Professor im Sanatorium gesprochen und gehört, daß Herr Dalberg mit ausländischem Akzent, aber trotzdem fließend Deutsch gesprochen habe. Das ist immerhin ein wertvoller Wink, aber der Mann scheint die Flinte ins Korn geworfen zu haben und ausgerückt zu sein. Sonst hätte er doch nicht Fräulein Weber im Sanatorium abgeliefert. Es muß sich um eine Entführung handeln, die in letzter Minute vereitelt wurde. Das alles muß doch aufgeklärt werden."

„Was Sie sagen, leuchtet mir vollkommen ein", meinte Perfall nachdenklich. „Diese Aufklärung ist das Wichtigste. Fräulein Ethel selbst müßte sie geben, wenn ihre Erinnerung nicht gestört wäre."

Als ob Zellner nur auf dieses Stichwort gewartet hätte, sprang er sofort auf und ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Sehen Sie, Herr Doktor. Sie könnten uns hier einen unschätzbaren Dienst erweisen. Die Polizei tappt völlig im Dunkeln, solange sie nicht Fräulein Weber vernehmen kann. Fräulein Weber lebt vollständig abgeschlossen. Es gibt nur einen einzigen Menschen, der den Versuch machen kann, ihr Erinnerungsvermögen anzuregen, und das sind Sie. Niemand steht ihrem Herzen näher, keine Begegnung würde sie so freudig erschüttern, wie die mit Ihnen. Sprechen Sie mit ihr, fragen Sie, ob sie sich nicht der Geschehnisse vor ihrer Einlieferung ins Sanatorium entsinne? Das wäre doch sehr wichtig für unsere Nachforschungen. Wollen Sie uns dabei helfen? Wollen Sie mit Ihrer früheren Verlobten sprechen?"

„Sie können sich denken, wie sehr mir selbst daran gelegen ist, das Verbrechen an Ethel aufzuklären. Aber anderseits müssen Sie verstehen, daß mir jede Begegnung mit Sir Craven zuwider ist. Ich will mit dem Menschen überhaupt nicht zusammentreffen."

„Das verstehe ich vollkommen", beeilte sich Zellner zuzustimmen. „Darum habe ich mich im Interesse der Untersuchung bemüht, Ihnen eine ungestörte Aussprache mit Ihrer früheren Braut zu verschaffen."

„Wie wollen Sie das ermöglichen?" fragte Perfall ungläubig.

„Sehr einfach. Ich erhielt zufällig heute morgen eine Meldung, daß man in K. einen Mann festgenommen habe, auf den die Beschreibung paßt, die uns der Sanatoriumsleiter über Professor Dalberg gegeben hat. Da der Unbekannte keinerlei Papiere besitzt, so wollen wir uns den Mann ansehen. Ich fahre morgen mit Professor Schmitt nach K. und habe auch Sir Craven gebeten, mit uns zu fahren, um uns bei der Feststellung behilflich zu sein. Er hat zugesagt und möchte selbst gern den Mann sehen, der Fräulein Weber ins Sanatorium eingeliefert hat."

„Wann fahren Sie?"

„Morgen nachmittag um fünf Uhr. Sie haben also bis etwa 11 Uhr abends genügend Zeit, sich mit Fräulein Ethel zu unterhalten, ohne eine Dazwischenkunft Cravens befürchten zu müssen.

Ich beabsichtige, mit den beiden Herren in K. zu Abend zu essen. Meine Leute haben übrigens längst festgestellt, daß Fräulein Weber stets nach dem Abendbrot, etwa um acht Uhr, im Park einen längeren Spaziergang mit Sir Craven macht. Der Geheimrat ist dabei stets abwesend. Entweder arbeitet er auf seinem Zimmer oder er ist im Laboratorium. Wenn der Abend schön ist, so wird Fräulein Ethel wohl den Spaziergang morgen allein unternehmen. Sie müssen sie im Park treffen. Ist das Wetter schlecht, dann vergewissern Sie sich, daß ihr Vater beschäftigt ist, suchen Sie Ihre frühere Verlobte im Haus auf und sprechen Sie mit ihr unter vier Augen."

„Wenn Sir Craven erfährt, daß ich in seiner Abwesenheit mit Ethel gesprochen habe, so wird es wahrscheinlich einen Konflikt geben."

„Das ist möglich. Aber wichtiger als dieses Bedenken ist der Versuch, Licht in die ganze Sache zu bringen. Gelingt uns dies, so kann es auch Sir Craven nur angenehm sein. Uebrigens, es ist kein Verstoß, wenn Sie, nachdem der Geheimrat Sie selbst aufgefordert hat, wieder bei ihm zu verkehren, einen Besuch machen, um sich nach Fräulein Ethels Befinden zu erkundigen."

Das war richtig und leuchtete dem Anwalt ein. Schon der Gedanke, Ethel wiederzusehen, versetzte ihn in freudige Erregung. Und durchflutet von einem plötzlichen Gefühl der Sehnsucht wollte er in den Plan Zellners ein. Glücklich, Perfall gewonnen zu haben, schüttelte ihm der Regierungsrat dankbar die Hand, wiederholte nochmals, welche Frage er unbedingt an die junge Dame stellen sollte, und verabschiedete ihn dankbar.

Perfall hatte eine schlaflose Nacht hinter sich. Er sollte Ethel wiedersehen! Und unter solchen Umständen! Ob sie ihn erkennen würde? Bestimmt. Hatte sie doch auch ihren Vater und Sir Craven wiedererkannt. Aber nicht nur der Gedanke, die Geliebte wiederzusehen, sondern auch die Mission, die er übernommen, der Auftrag, an dessen Erfüllung ihm selbst unendlich viel gelegen war, regte ihn auf. Er wollte mit größter Schonung vorgehen, Ethel durfte nicht gequält werden. Sie nur wiedersehen! Es drängte ihn zu ihr, er lehnte sich danach, ihre Stimme zu hören und in ihrer Nähe weilen zu dürfen. Seit er Craven in jener zweideutigen Situation des Nachts am Schreibtisch des Geheimrats gesehen hatte, lebte in ihm eine unerklärliche Hoffnung auf. Wer weiß, ob sich der Geheimrat mit einem Schwiegersohn einverstanden erklärte, der solche Wege ging.

Gegen 8 Uhr war er am Parkeingang. Das Tor war noch unverschlossen. Er ging nicht auf die Villa zu, sondern machte einen weiten Bogen, um sich jenem Teil des Gartens zu nähern, von dem er wußte, daß dort die schönsten Spazierwege lagen. Weitum war tiefe Stille und niemand zu sehen. Es dämmerte leicht, aber es war noch genügend hell, um in der Entfernung jemand zu erkennen. Er umging die großen Wiesenflächen, damit er nicht gesehen würde, und gelangte in den Blumengarten, der von besonderer Schönheit war und wo er oft in früheren Jahren mit Ethel gesessen.

Niemand war zu sehen. Wenn er sich auf die alte, wohlbekannte Bank dort setzte, konnte er warten.

Nichts rührte sich. Wenn sie nicht kommt, dachte er, so werde ich zu ihr ins Haus gehen. Bernhard wird mich zu ihr führen. Sollte er ihrem Vater begegnen, — nun denn, so würde er sich nach Ethels Befinden erkundigen und sie in Gegenwart des Vaters sehen. Allerdings, der Zweck seines Besuches wäre dann verfehlt.

Der Kies knirschte leise. Es war Ethel. Sie kam nicht von der Villa, sondern von der entgegengesetzten Seite und schien im Begriff, heimzugehen. Das Herz schlug ihm, und er fühlte in seinen Schläfen das Blut klopfen. Er erkannte ihre geliebte Gestalt. Sie ging langsam, den Kopf etwas gesenkt, als dächte sie nach. Aber sie schlug nicht den Weg ein, der an seiner Bank vorbeiführte, sondern ging drüben, jenseits der Fontäne vorüber. Sie konnte ihn nicht sehen. Jetzt war sie auf gleicher Höhe mit ihm. Sie blieb vor einem Rosenstrauch stehen, betrachtete ihn und ließ sinnend eine der vollen Blüten durch ihre Hand gleiten. Nun schritt sie weiter. Er rief halblaut hinüber:

„Ethel!"

Ohne zu erschrecken hob sie den Kopf und blickte erstaunt umher. Jetzt entdeckte sie ihn und sah herüber, ohne eine Miene zu verändern. Dann, plötzlich, lächelte sie glücklich, lief quer über die Wiese zu ihm und reichte ihm die Hand.

„Günther! Bist du es wirklich?"

„Ethel — Ethel —!" Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und sog die leicht Widerstrebende zu sich auf die Bank.

Beide sahen einander stumm in die Augen. Ihr Gesicht schien ihm verändert, voller, runder, und ihre Augen schwermütiger. Irgend etwas befremdete ihn — etwas an ihr war neu und seltsam. Er forschte in ihren Zügen nach einer Spur von Glück, das ihr seine Gegenwart verursachte. Aber er entdeckte nur ein unbestimmtes Lächeln, einen liebenswürdigen Zug, der nicht aus der Tiefe kam. Noch immer hielt er ihre Hand in der seinen.

„Du warst krank, Ethel?"

„Ja. Günther, aber es geht mir wieder ganz gut." Dann fragte sie unvermittelt: „Wieso kommst du hierher?"

„Ich wußte, daß Craven abwesend ist, und wollte dich nur sehen und sprechen und dann verschwinden."

Sie lächelte. „Ja, er kommt erst spät zurück", sagte sie. „Er ist schrecklich eifersüchtig auf dich. Ihr solltet euch nicht treffen."

„Freust du dich, daß ich gekommen bin, Ethel?"

„Ja".

„Wie oft haben wir auf dieser Bank gesessen, Liebste, weißt du noch?"

Sie schien nachzudenken, dann blickte sie ihn an und sagte: „Hat man dir nicht erzählt, daß ich mich an nichts erinnern kann?"

„Auch an nichts, was zwischen uns vorgefallen, Ethel?" Er zog sie näher an sich und sah ihr bittend in die Augen, die ihm unverändert schön, aber von einer eigentümlichen Leere erschienen. Kein erwachender Gedanke sprach aus ihnen.

„Ich weiß, du bist Günther. Ich weiß, daß ich dich liebe, aber ich erinnere mich nicht mehr, was zwischen uns vorgefallen ist. Und so sehr ich auch nachdenke, es fällt mir nichts ein."

„Liebst du mich noch? Noch so wie einst?"

„Ich weiß nicht, wie es einst war."

Er schwieg und war erschüttert. Gab es eine grausamere Sprache für beide? All die unzähligen schönen Erlebnisse, die sie verbunden, die tausend Erinnerungen, die gemeinsamkeit entschwundener Jahre — alles zu Nichts geworden? Wie weggewischt aus dem Gedächtnis?

„Hast du mich gleich wiedererkannt?"

„Ja, gleich."

„Und doch erinnerst du dich an nichts, was zwischen uns vorgefallen?"

„Warte mal, laß mich nachdenken."

Sie lehnte den blonden Kopf zurück und schloß die Augen. Nach einer Weile sagte sie:

„Wir sollten uns beraten, ja, Günther, wir waren glücklich. Dann kam Craven — — dann —": sie unterbrach sich, „ja was war — dann, als Craven kam?"

„Er ermöglichte es, daß dein Vater seine Forschungen fortsetzen konnte. Und dafür solltest du Cravens Frau werden."

„Ja", sagte sie erleichtert, „ja, so war es." Eine wehe Bitterkeit stieg in ihm auf. Wie anders hatte er sich dieses erste Wiedersehen mit Ethel gedacht! War das dieselbe, die in seinen Armen gelegen hatte und Tränen vergoß, weil sie ihn lassen und Craven heiraten mußte? Welch geheimnisvoller, komplizierter Mechanismus war beschädigt worden. Da lag sie neben ihm, jung, blühend, gesund, seine Augen umfingen die entzückenden Formen ihres Körpers, alles in ihm drängte zu ihr, er sehnte sich danach, daß sie ihre Arme um ihn legte, daß ihre Lippen sich auf die seinen preßten — aber ein winziger, vielleicht kaum sichtbarer Teil ihres Gehirns war krank. Und diese unsichtbare Veränderung verwehte alle gemeinsamen Bande der Erinnerung. Der Boden, in dem die Wurzeln ihrer Liebe zu ihm Nahrung fanden, war zerstört worden . . .

Er betrachtete sie in der zunehmenden Dunkelheit und war über sich selbst erschrocken, weil sie ihm plötzlich so fremd erschien. Nicht nur seelisch. Nein, ihm kam vor, als ob sie sich in ihrem Aeußeren verändert hätte. Aber vielleicht täuschte er sich.

Da sie nichts sprach, so schwieg auch er. So saßen sie nebeneinander, und er fühlte, daß es ganz zwecklos gewesen wäre, sie nach Dingen zu fragen, die sie vor ihrer Einlieferung ins Sanatorium erlebt hatte. Wenn sie die Schönheit der mit ihm verlebten Jahre vergessen hatte, dann war wohl auch kein anderes Erlebnis in ihr haften geblieben.

Plötzlich riß er sie an sich, umarmte sie und küßte sie zärtlich auf ihren Mund. Sie willenlos lag sie in seinen Armen und überließ sich ihm. Er streichelte ihr Haar, er flüsterte Kosworte, die er ihr einst gab, er umfing ihre blühende Gestalt und ließ sie nicht los. Regungslos, wie betäubt, lag sie an seiner Brust.

„Sag, daß du mich noch liebst, Ethel", bat er leise.

„Ich liebe dich, Günther."

„Und Craven — —?"

„Ich weiß nicht, wie es einst war."

„Aber, wenn du frei wärst — liebst du mich noch so, daß du meine Frau würdest?"

„Ja — ja", sagte sie müde.

Die Arme fielen ihm schlaff herunter. Es war nicht seine Absicht, Ethel in Verwirrung zu bringen, sie zu beunruhigen. Er fühlte wohl, daß nichts anderes, als noch einmal das Glück ihrer Nähe empfinden. Aber in ihr schien alles erstorben zu sein. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen. Das war entsetzlich!

Mittlerweile war es ganz dunkel geworden. Sie stand auf. „Willst du mich bis an das Haus bringen, Günther?"

„Natürlich, komm, gib mir deinen Arm, wie früher — weißt du auch das nicht mehr?"

Sie schritten durch die Finsternis der Villa zu.

„Manchmal", sagte sie, „blitzt irgendein Bild in meinem Gedächtnis auf, und dann erinnere ich mich plötzlich bestimmter Dinge. Der Arzt sagte, ich würde wieder ganz gesund werden. Solche Erkrankungen dauerten oft lange. Aber ich sei noch zu jung, um nicht geheilt zu werden."

„Du wirst bestimmt wieder gesund, Ethel. Und dann, wenn du geheilt bist, werde ich dich prüfen, ob du dir auch alles gemerkt hast, was wir zusammen erlebt haben, nicht wahr?" Er preßte sie voll Schmerz an sich. „Ja", flüsterte sie leise.

Irgendwo schlug eine Turmuhr zehn Schläge.

„Mein Vater ist schon zu Bett. Er hat sich in den letzten Tagen mit seiner schriftlichen Arbeit überanstrengt und fühlt sich heute nicht wohl."

„Ist er denn damit fertig geworden?"

„Ja. Er sagte heute, endlich sei die ungeheure Arbeit zu Ende."

Sie standen vor dem Haus. Nur im Flur war noch Licht, die Tür war verschlossen. Ethel hatte den Schlüssel bei sich, öffnete und reichte Perfall die Hand.

„Bitte, sei vorsichtig, Cravens wegen. Willst du mir diesen Gefallen tun?"

„Ja, Ethel." Er trat nochmals dicht an sie heran. In der Dunkelheit konnte er ihr Gesicht kaum noch sehen. Er zog es an sich, so sehr ich auch nachdenke, es fällt mir nichts ein." so sehr ich auch nachdenke, es fällt mir nichts ein." und küßte sie zärtlich und lange auseinander. Dann trat sie ins Haus und verschloß die Tür.

Perfall ging. Er war wie gelähmt. Das Wiedersehen mit Ethel lastete auf ihm. Welch fürchterliche Erkrankung! Wie gern hätte er Fragen gestellt, sie ausgesprochen, nur um einen leisen Anhaltspunkt für weitere Nachforschungen zu gewinnen. Zellner hatte recht. Diese Erkrankung war ein Rätsel. Woher stammte sie? Welchen Grund hatte man, das junge, herrliche Geschöpf um die Kostbarkeit des Sicherinnerns zu bringen? Welches Geheimnis verbarg sich hinter dieser Krankheit?

Grübelnd ging er in Gedanken wieder zur Bank zurück, auf der sie vorhin gesessen hatten, und ließ sich darauf nieder. Er konnte den Ort noch nicht verlassen, wo er die Geliebte nach so langer Trennung wiedergefunden hatte. Es tat ihm wohl, noch zu verweilen. Am liebsten hätte er die Nacht hier in ihrer Nähe verbracht. Die Luft war noch sommerlich und doch erfrischend, der Himmel ohne Sterne. Die Stille, die ihn umgab, beruhigte seine Nerven.

Stunden vergingen. Einmal glaubte er aus der Ferne Schritte zu hören — aber er konnte sich täuschen. Er blickte hinüber zur Villa. Durch die Finsternis schimmerte ein schwaches Licht. Es mußte aus Ethels Zimmer kommen. Unverwandt sah er dorthin. Manchmal verdeckte ein flüchtiger Schatten das erhellte Fenster. Jetzt ging sie wohl zu Bett. Er faß und konnte seine Augen von dem Schein des erhellten Zimmers nicht wenden. Er starrte hinüber, als müßte es ihm gelingen, die teure Gestalt nochmals zu erblicken. Aber dann erlosch das Licht, und alles lag im Dunkel.

Wie lange er so gesessen und gegrübelt, wußte er nicht. Dieselbe Turmuhr, die er schon gehört hatte, schlug in weiter Ferne erst vier Schläge, dann einen. Ein Uhr nachts. Leise und schwimmend kam der Ton an sein Ohr. Dann wieder tiefe Stille.

Plötzlich zitterte ein Lichtstrahl von der Villa herüber. Er war greller als vorhin der Schein aus Ethels Fenster. Wachte noch jemand um diese Stunde im Haus?

Er erhob sich, und, um kein Geräusch zu machen, verließ er den Kiesweg und ging über den weichen, dunklen Teppich der Wiese bis zum Gebäude heran. Jetzt sah er, daß das Licht aus dem Zimmer des Geheimrats kam. Konnte der Geheimrat nicht schlafen? War er umhergewandert und hatte um diese späte Stunde das Zimmer betreten? Perfall stand jetzt vor der Mitte der Villa. Eine Steintreppe führte zur Terrasse hinauf. Leise näherte er sich der Fenstertür des Arbeitszimmers, das auf die Terrasse ging. Die Vorhänge waren wohl zugezogen, aber die Flügeltüren selbst standen, der milden Nachtluft halber, offen. Er konnte von seinem Platz aus nicht sehen, was der Geheimrat in seinem Arbeitszimmer machte. Unhörbar stieg er die Treppe empor und trat ins helle Arbeitszimmer.

Ethel sah jäh auf. Der entsetzte Blick, der ihn traf, stieß ihm Grauen ein. Wieder eine Sekundenlang das Gefühl: Ist das Ethel? Oder hat sie sich in der kurzen Zeit so verändert?

Unbeweglich starrte sie ihn mit weit geöffneten Augen an. Namenloser Schreck sprach aus ihrem Antlitz. Sie regte sich nicht. Ihr Atem schien zu stocken. So verging eine Sekunden.

„Ethel", sagte er sanft zu ihr, „was tust du da?" Er machte einen Schritt auf sie zu.

„Steh! Keinen Schritt weiter!" brach es wie ein unterdrückter Schrei aus ihr hervor. „Komm mir nicht nahe!" Sie war aufgesprungen.

„Ethel — ich bin es — Günther. Was du tust, ist Unrecht, denke an deinen Vater. — Was würde er sagen, wenn er wüßte, daß du mit Craven nachts seinen Schreibtisch durchsuchst!"

„Wie kommst du hier herein? Was willst du?" sagte sie hastig und leise, ohne auf seine Frage einzugehen.

„Ich bin nach unserer Unterredung noch im Park geblieben. Plötzlich sah ich Licht und — offen gesagt — ich traue deinem Verlobten nicht. Da kam ich näher —"

„Kümmere dich nicht um ihn und nicht um mich! Vater weiß, was ich tue."

Unhörbar trat Perfall vom Fenster zurück. Narrte ihn seine Phantasie?

War es Wirklichkeit? Ethel, von der er zahllose Briefe glühender Liebesbeteuerungen verwahrte, — Ethel, die er vorhin noch geküßt, die ihm soeben ihre Lippen zum Kuß geboten, hatte sich in Wirklichkeit bereits mit Craven gefunden? Das von ihm geliebte, bemitleidete, angebetete Geschöpf belog ihn? Sie liebte Craven und wagte nicht, es ihm zu gestehen?"

Er zitterte vor Erregung und näherte sich wieder dem Fenster, um zu beobachten.

Sie standen jetzt vor dem Schreibtisch. Der Engländer hielt die Kopie nahe ans Licht. Ethel hatte den Arm um seine Schulter gelegt, und sie schienen den noch feuchten Druck mit einem Schriftstück zu vergleichen, das vor ihnen lag. Dabei unterhielten sie sich flüsternd. Craven nickte, dann nahm er ein Blatt aus Ethels Hand und verschwand mit der Kopie aus dem Zimmer. Ethel verschloß die Tür und legte den Schlüssel wieder auf den Schreibtisch.

Der Anwalt war starr. Hier ging etwas vor, was das Licht scheute. Und Ethel? Wie kam sie dazu, hilfreiche Hand zu bieten? Ethel, die Reinheit und Ehrlichkeit selbst. Es mußte ein dämonischer Einfluß sein, unter dem sie stand und der ihr Willen und Widerstandskraft nahm. Craven mußte sie hypnotisiert haben, um sie so in seine Gewalt zu bekommen.

Und plötzlich war ihm alles klar: Craven mißbrauchte das arme Wesen. Wie er es fertig bekam, das war jetzt nicht festzustellen. Aber dieses Mädchen lebte nicht mehr sein eigenes Leben. Alles, was sie tat, war die Erfüllung eines Befehls, des hypnotischen Befehls von Craven. Selbst Ethels Verhalten ihm gegenüber mußte ihr von Craven anbefohlen sein.

Er beschloß, vor allem das größte Unglück zu verhüten, und zu verhindern, daß die wichtige Erfindung des Geheimrats in die Hände des Verbrechers gelangte. Ethel durfte nicht länger Ausbeutungsobjekt für Sir Craven sein. Sie und des Geheimrats Aufzeichnungen mußten gerettet werden. Mit einem Ruck öffnete er den Vorhang und trat ins helle Arbeitszimmer.

Ethel saß da und starrte ihn an. Welch fürchterliche Erkrankung! Wie gern hätte er Fragen gestellt, sie ausgesprochen, nur um einen leisen Anhaltspunkt für weitere Nachforschungen zu gewinnen. Zellner hatte recht. Diese Erkrankung war ein Rätsel. Woher stammte sie? Welchen Grund hatte man, das junge, herrliche Geschöpf um die Kostbarkeit des Sicherinnerns zu bringen? Welches Geheimnis verbarg sich hinter dieser Krankheit?

Grübelnd ging er in Gedanken wieder zur Bank zurück, auf der sie vorhin gesessen hatten, und ließ sich darauf nieder. Er konnte den Ort noch nicht verlassen, wo er die Geliebte nach so langer Trennung wiedergefunden hatte. Es tat ihm wohl, noch zu verweilen. Am liebsten hätte er die Nacht hier in ihrer Nähe verbracht. Die Luft war noch sommerlich und doch erfrischend, der Himmel ohne Sterne. Die Stille, die ihn umgab, beruhigte seine Nerven.

Stunden vergingen. Einmal glaubte er aus der Ferne Schritte zu hören — aber er konnte sich täuschen. Er blickte hinüber zur Villa. Durch die Finsternis schimmerte ein schwaches Licht. Es mußte aus Ethels Zimmer kommen. Unverwandt sah er dorthin. Manchmal verdeckte ein flüchtiger Schatten das erhellte Fenster. Jetzt ging sie wohl zu Bett. Er faß und konnte seine Augen von dem Schein des erhellten Zimmers nicht wenden. Er starrte hinüber, als müßte es ihm gelingen, die teure Gestalt nochmals zu erblicken. Aber dann erlosch das Licht, und alles lag im Dunkel.

Wie lange er so gesessen und gegrübelt, wußte er nicht. Dieselbe Turmuhr, die er schon gehört hatte, schlug in weiter Ferne erst vier Schläge, dann einen. Ein Uhr nachts. Leise und schwimmend kam der Ton an sein Ohr. Dann wieder tiefe Stille.

Plötzlich zitterte ein Lichtstrahl von der Villa herüber. Er war greller als vorhin der Schein aus Ethels Fenster. Wachte noch jemand um diese Stunde im Haus?

Er erhob sich, und, um kein Geräusch zu machen, verließ er den Kiesweg und ging über den weichen, dunklen Teppich der Wiese bis zum Gebäude heran. Jetzt sah er, daß das Licht aus dem Zimmer des Geheimrats kam. Konnte der Geheimrat nicht schlafen? War er umhergewandert und hatte um diese späte Stunde das Zimmer betreten? Perfall stand jetzt vor der Mitte der Villa. Eine Steintreppe führte zur Terrasse hinauf. Leise näherte er sich der Fenstertür des Arbeitszimmers, das auf die Terrasse ging. Die Vorhänge waren wohl zugezogen, aber die Flügeltüren selbst standen, der milden Nachtluft halber, offen. Er konnte von seinem Platz aus nicht sehen, was der Geheimrat in seinem Arbeitszimmer machte. Unhörbar stieg er die Treppe empor und trat ins helle Arbeitszimmer.

Ethel sah jäh auf. Der entsetzte Blick, der ihn traf, stieß ihm Grauen ein. Wieder eine Sekundenlang das Gefühl: Ist das Ethel? Oder hat sie sich in der kurzen Zeit so verändert?

Unbeweglich starrte sie ihn mit weit geöffneten Augen an. Namenloser Schreck sprach aus ihrem Antlitz. Sie regte sich nicht. Ihr Atem schien zu stocken. So verging eine Sekunden.

„Ethel", sagte er sanft zu ihr, „was tust du da?" Er machte einen Schritt auf sie zu.

„Steh! Keinen Schritt weiter!" brach es wie ein unterdrückter Schrei aus ihr hervor. „Komm mir nicht nahe!" Sie war aufgesprungen.

„Ethel — ich bin es — Günther. Was du tust, ist Unrecht, denke an deinen Vater. — Was würde er sagen, wenn er wüßte, daß du mit Craven nachts seinen Schreibtisch durchsuchst!"

„Wie kommst du hier herein? Was willst du?" sagte sie hastig und leise, ohne auf seine Frage einzugehen.

„Ich bin nach unserer Unterredung noch im Park geblieben. Plötzlich sah ich Licht und — offen gesagt — ich traue deinem Verlobten nicht. Da kam ich näher —"

„Kümmere dich nicht um ihn und nicht um mich! Vater weiß, was ich tue."

Unhörbar trat Perfall vom Fenster zurück. Narrte ihn seine Phantasie?

War es Wirklichkeit? Ethel, von der er zahllose Briefe glühender Liebesbeteuerungen verwahrte, — Ethel, die er vorhin noch geküßt, die ihm soeben ihre Lippen zum Kuß geboten, hatte sich in Wirklichkeit bereits mit Craven gefunden? Das von ihm geliebte, bemitleidete, angebetete Geschöpf belog ihn? Sie liebte Craven und wagte nicht, es ihm zu gestehen?"

Er zitterte vor Erregung und näherte sich wieder dem Fenster, um zu beobachten.

Sie standen jetzt vor dem Schreibtisch. Der Engländer hielt die Kopie nahe ans Licht. Ethel hatte den Arm um seine Schulter gelegt, und sie schienen den noch feuchten Druck mit einem Schriftstück zu vergleichen, das vor ihnen lag. Dabei unterhielten sie sich flüsternd. Craven nickte, dann nahm er ein Blatt aus Ethels Hand und verschwand mit der Kopie aus dem Zimmer. Ethel verschloß die Tür und legte den Schlüssel wieder auf den Schreibtisch.

Der Anwalt war starr. Hier ging etwas vor, was das Licht scheute. Und Ethel? Wie kam sie dazu, hilfreiche Hand zu bieten? Ethel, die Reinheit und Ehrlichkeit selbst. Es mußte ein dämonischer Einfluß sein, unter dem sie stand und der ihr Willen und Widerstandskraft nahm. Craven mußte sie hypnotisiert haben, um sie so in seine Gewalt zu bekommen.

Und plötzlich war ihm alles klar: Craven mißbrauchte das arme Wesen. Wie er es fertig bekam, das war jetzt nicht festzustellen. Aber dieses Mädchen lebte nicht mehr sein eigenes Leben. Alles, was sie tat, war die Erfüllung eines Befehls, des hypnotischen Befehls von Craven. Selbst Ethels Verhalten ihm gegenüber mußte ihr von Craven anbefohlen sein.

Er beschloß, vor allem das größte Unglück zu verhüten, und zu verhindern, daß die wichtige Erfindung des Geheimrats in die Hände des Verbrechers gelangte. Ethel durfte nicht länger Ausbeutungsobjekt für Sir Craven sein. Sie und des Geheimrats Aufzeichnungen mußten gerettet werden. Mit einem Ruck öffnete er den Vorhang und trat ins helle Arbeitszimmer.

Ethel sah jäh auf. Der entsetzte Blick, der ihn traf, stieß ihm Grauen ein. Wieder eine Sekundenlang das Gefühl: Ist das Ethel? Oder hat sie sich in der kurzen Zeit so verändert?

Unbeweglich starrte sie ihn mit weit geöffneten Augen an. Namenloser Schreck sprach aus ihrem Antlitz. Sie regte sich nicht. Ihr Atem schien zu stocken. So verging eine Sekunden.

„Ethel", sagte er sanft zu ihr, „was tust du da?" Er machte einen Schritt auf sie zu.

„Steh! Keinen Schritt weiter!" brach es wie ein unterdrückter Schrei aus ihr hervor. „Komm mir nicht nahe!" Sie war aufgesprungen.

„Ethel — ich bin es — Günther. Was du tust, ist Unrecht, denke an deinen Vater. — Was würde er sagen, wenn er wüßte, daß du mit Craven nachts seinen Schreibtisch durchsuchst!"

„Wie kommst du hier herein? Was willst du?" sagte sie hastig und leise, ohne auf seine Frage einzugehen.

„Ich bin nach unserer Unterredung noch im Park geblieben. Plötzlich sah ich Licht und — offen gesagt — ich traue deinem Verlobten nicht. Da kam ich näher —"

„Kümmere dich nicht um ihn und nicht um mich! Vater weiß, was ich tue."

Unhörbar trat Perfall vom Fenster zurück. Narrte ihn seine Phantasie?

War es Wirklichkeit? Ethel, von der er zahllose Briefe glühender Liebesbeteuerungen verwahrte, — Ethel, die er vorhin noch geküßt, die ihm soeben ihre Lippen zum Kuß geboten, hatte sich in Wirklichkeit bereits mit Craven gefunden? Das von ihm geliebte, bemitleidete, angebetete Geschöpf belog ihn? Sie liebte Craven und wagte nicht, es ihm zu gestehen?"

Er zitterte vor Erregung und näherte sich wieder dem Fenster, um zu beobachten.

Sie standen jetzt vor dem Schreibtisch. Der Engländer hielt die Kopie nahe ans Licht. Ethel hatte den Arm um seine Schulter gelegt, und sie schienen den noch feuchten Druck mit einem Schriftstück zu vergleichen, das vor ihnen lag. Dabei unterhielten sie sich flüsternd. Craven nickte, dann nahm er ein Blatt aus Ethels Hand und verschwand mit der Kopie aus dem Zimmer. Ethel verschloß die Tür und legte den Schlüssel wieder auf den Schreibtisch.

Der Anwalt war starr. Hier ging etwas vor, was das Licht scheute. Und Ethel? Wie kam sie dazu, hilfreiche Hand zu bieten? Ethel, die Reinheit und Ehrlichkeit selbst. Es mußte ein dämonischer Einfluß sein, unter dem sie stand und der ihr Willen und Widerstandskraft nahm. Craven mußte sie hypnotisiert haben, um sie so in seine Gewalt zu bekommen.

Und plötzlich war ihm alles klar: Craven mißbrauchte das arme Wesen. Wie er es fertig bekam, das war jetzt nicht festzustellen. Aber dieses Mädchen lebte nicht mehr sein eigenes Leben. Alles, was sie tat, war die Erfüllung eines Befehls, des hypnotischen Befehls von Craven. Selbst Ethels Verhalten ihm gegenüber mußte ihr von Craven anbefohlen sein.

Er beschloß, vor allem das größte Unglück zu verhüten, und zu verhindern, daß die wichtige Erfindung des Geheimrats in die Hände des Verbrechers gelangte. Ethel durfte nicht länger Ausbeutungsobjekt für Sir Craven sein. Sie und des Geheimrats Aufzeichnungen mußten gerettet werden. Mit einem Ruck öffnete er den Vorhang und trat ins helle Arbeitszimmer.

Ethel sah jäh auf. Der entsetzte Blick, der ihn traf, stieß ihm Grauen ein. Wieder eine Sekundenlang das Gefühl: Ist das Ethel? Oder hat sie sich in der kurzen Zeit so verändert?

Unbeweglich starrte sie ihn mit weit geöffneten Augen an. Namenloser Schreck sprach aus ihrem Antlitz. Sie regte sich nicht. Ihr Atem schien zu stocken. So verging eine Sekunden.

„Ethel", sagte er sanft zu ihr, „was tust du da?" Er machte einen Schritt auf sie zu.

„Steh! Keinen Schritt weiter!" brach es wie ein unterdrückter Schrei aus ihr hervor. „Komm mir nicht nahe!" Sie war aufgesprungen.

„Ethel — ich bin es — Günther. Was du tust, ist Unrecht, denke an deinen Vater. — Was würde er sagen, wenn er wüßte, daß du mit Craven nachts seinen Schreibtisch durchsuchst!"

„Wie kommst du hier herein? Was willst du?" sagte sie hastig und leise, ohne auf seine Frage einzugehen.

„Ich bin nach unserer Unterredung noch im Park geblieben. Plötzlich sah ich Licht und — offen gesagt — ich traue deinem Verlobten nicht. Da kam ich näher —"

„Kümmere dich nicht um ihn und nicht um mich! Vater weiß, was ich tue."

Unhörbar trat Perfall vom Fenster zurück. Narrte ihn seine Phantasie?

War es Wirklichkeit? Ethel, von der er zahllose Briefe glühender Liebesbeteuerungen verwahrte, — Ethel, die er vorhin noch geküßt, die ihm soeben ihre Lippen zum Kuß geboten, hatte sich in Wirklichkeit bereits mit Craven gefunden? Das von ihm geliebte, bemitleidete, angebetete Geschöpf belog ihn? Sie liebte Craven und wagte nicht, es ihm zu gestehen?"

Er zitterte vor Erregung und näherte sich wieder dem Fenster, um zu beobachten.

Sie standen jetzt vor dem Schreibtisch. Der Engländer hielt die Kopie nahe ans Licht. Ethel hatte den Arm um seine Schulter gelegt, und sie schienen den noch feuchten Druck mit einem Schriftstück zu vergleichen, das vor ihnen lag. Dabei unterhielten sie sich flüsternd. Craven nickte, dann nahm er ein Blatt aus Ethels Hand und verschwand mit der Kopie aus dem Zimmer. Ethel verschloß die Tür und legte den Schlüssel wieder auf den Schreibtisch.

Der Anwalt war starr. Hier ging etwas vor, was das Licht scheute. Und Ethel? Wie kam sie dazu, hilfreiche Hand zu bie

Besuch auf den canarischen Inseln

Die Inselgruppe nordwestlich Afrikas
Leben über versteinertem Lava

Die canarische Inselgruppe, im Nordwesten des afrikanischen Kontinents gelegen, besteht aus fünf großen und einigen kleineren Inseln. Die Namen der Hauptinseln sind: Teneriffa, Grand Canaria, Gomera, Palma, Fuerteventura.

Alle diese Inseln sind vulkanischer Natur, überaus gebirgig, schroff zerklüftet und von tiefen Schluchten (Barrancos) durchzogen. Die größte dieser Inseln ist Teneriffa. Sie bildet

In bunten Trachten tanzen die Bewohner der canarischen Inseln den jahrhundertealten Reigentanz zur Gitarre

den Hauptherd der vulkanischen Tätigkeit des Archipels, und ihr höchster Berg, der Pik de Teide, steigt in einige Regionen hinauf bis 3707 m über dem Meeresspiegel. Verheerende Lavaströme ziehen sich die Hänge der Berge hinunter bis in das Meer hinein — sie gleichen erstarrten Wasserfällen.

Reich ist diese Inselgruppe an Pflanzenarten, arm aber an Tieren aller Art, besonders an Säugetieren. Nur die Vogelwelt ist hier recht zahlreich und in vielen Arten vertreten. Mild ist das Klima, aber die Landschaft ist hart und schroff, wild zerklüftet, waldarm und beinahe regenlos. Mühsam nur ringt der Bauer dem Boden die Früchte ab, deren er bedarf, um sein kümmerliches Dasein zu fristen. Unter den primitivsten Bedingungen lebt der Canarier, besonders der Bewohner Teneriffas. Er kennt eigentlich nur Mühe, Arbeit und Not, und dennoch ist er froh. Sein Reichtum liegt in seiner Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit. Er ist zufrieden mit seinem Los, mit dem kann er ertragen, nur eines nicht: den Verlust der Freiheit. Frei ist der Bergbewohner, er könnte es leichter und besser haben, wenn er sich als Bananenpflanzungsarbeiter im Tal verdingen würde. Er tut es nicht, er bleibt auf seinem Land und arbeitet mit Weib und Kind auf dem steinigen, trockenen Boden vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittage im Schweiße seines Angesichtes. Hier oben atmet er nicht die Luft der Knechtschaft, der Hörigkeit und dieses Gefühl macht ihn glücklich. Von dem wenigen, was er besitzt, teilt er noch anderen mit, denn Gastfreiheit ist ein Charakterzug des Canariers — des Spaniers.

Ist der Bewohner der canarischen Inselwelt überhaupt ein reinrassiger Spanier? Wir wissen, daß in alten Zeiten auf diesen Inseln ein anderes Volk gewohnt hat. Blond soll es gewesen sein und heldenhaft, den Berbern Nordafrikas nahe verwandt. Wir wissen auch, daß dieses Volk — die Guanchen — vor ca. 500 Jahren von den spanischen Eroberern ausgerottet und beinahe restlos vernichtet worden ist. Keine Spur von seiner Sprache und hochstehenden Kultur ist übrig geblieben und die wenigen Guanchen, die der Vernichtung entgangen waren und von den Eroberern im unfruchtbaren Süden der Insel Teneriffa angesiedelt worden sind, sind restlos aufgegangen worden vom Spaniertum. Zwar habe ich auf meinen Wanderungen im südlichen Teil der Insel Teneriffa noch blonde, helläugige Menschen angetroffen, sogar ganze Sippen von blonden Leuten, aber alle diese Menschen hielten sich selbst für reine Spanier. Heute ist der Bewohner der canarischen Inselwelt seiner Kultur, seinem Denken und Fühlen nach Spanier.

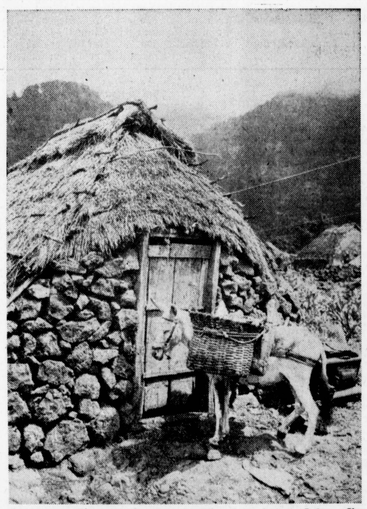
Die canarischen Inseln sind weltbekannt durch ihre Bananenausfuhr. Die Banane, die auf fast allen Inseln, besonders aber in den fruchtbaren Tälern des Nordens von Teneriffa gepflanzt wird, stammt aus Ostasien. Sie ist von den Engländern hier eingeführt worden. Die Bananen- und Tomatenzucht sind heute die Hauptindustrien dieser Inseln, aber der kleine Mann, der Bauer, hat nicht das Kapital, um sich an die Bananenkultur heranbahnen zu können. Er zieht sich in die höheren Regionen der Berge zurück, dorthin, wo die Banane, die nur 400 m hoch steigt, nicht mehr gedeiht.

Im Hochgebirge und in den trockenen regenlosen Gegenden des Südens und Westens von Teneriffa arbeitet der Landmann unter den schwierigsten Bedingungen. Mühsam nur ist jedes Fleckchen Erde von Steinen und Unkraut reinigen, terrassenartig ausbauen und bewässern, damit Tomate, Kartoffel, Mais, Hülsenfrüchte und Getreide gedeihen. Er wohnt in einer niedrigen, strohbedeckten Hütte, oder auch in einer Höhle, die er sich in den weichen Tuff hineingräbt. Kümmerlich ist sein Hausrat. Es mangelt nicht selten auch an Wasser, das die Frauen aus großen Entfernungen an einer Quelle holen müssen. Das wichtigste und wertvollste Haustier ist der Esel oder das Maultier. Esel und Maultiere sind in diesen felsigen, steinigen Gegenden als Reit- und Lasttiere nicht zu entbehren. In den meisten Gehöften fehlt auch die Ziege nicht, die die Bewohner mit Milch versorgt, die auch zu Käse verarbeitet in den Handel kommt. Auf jedem Gehöft trifft man auch einen Hund, ferner Hühner und Tauben. Auch die kleinste Hütte ist mit bunten Blumen geziert. Hauptnahrung des Bauern ist der Gofio.

Die Frauen dieser Inseln sind von auffallender südländischer Schönheit

Uralt werden die Leute bei ihrer arbeitsreichen gesunden Lebensweise, und die Zahl ihrer Kinder zeugt von der außerordentlichen Lebenskraft dieses naturverbundenen Volkes. Im Durchschnitt hat jede Familie 5 bis 6 Kinder. Familien mit 18 bis 20 Kindern aber gehören nicht zu den Seltenheiten. Besonders hoherfreut wird die Geburt eines Knaben — eines Stammhalters. Stolz sind die Mütter auf die Schar ihrer Kinder, besonders der Knaben. Die allgemeine Schulpflicht besteht hier nicht. Die Kinder aus dem Volke wachsen wild und ohne Aufsicht heran. Die Jungen sollen sich austoben, damit sie mal später richtige „Caballeros" (Herrenmenschen) werden. Die Mädchen werden zur Arbeit erzogen. Schon in früher Jugend müssen sie mit den Frauen auf den Markt gehen und die Produkte des Landes verkaufen. Alle, auch die schwersten Lasten, tragen die Frauen auf ihrem Kopfe. Daher auch die aufrechte Haltung. Aber die Frau altert hier schnell. Mit 35—40 Jahren, wo unsere blonden Nordländerinnen noch in voller Blüte stehen, ist sie eine Matrone. Schnurr- und sogar Backenbärte trifft man bei alten Frauen häufig. Die hämische Frau und ihre Stellung als Gesellschafts- und Familienmitglied ist ein besonderes Kapitel, über das ich mich an dieser Stelle nicht weiter verbreiten kann. Nur soviel mag gesagt sein: Herr ist der Mann — die Frau aber, auch die der besseren Stände, führt gewöhnlich nach altspanischem Brauch ihr Eigenleben in der Zurückgezogenheit.

Bei gewissen Gelegenheiten, wie beim Karneval, oder bei anderen Festen, tritt die Frau aus ihrer Verborgenheit heraus und gibt sich ungehemmter Fröhlichkeit hin. Niemand arbeitet in den drei Karnevalstagen. Gruppen von maskierten Männern und Frauen ziehen durch die Straßen, tanzend, singend und spielend. Besonders beliebt sind die Hahnenkämpfe, die an gewissen Festtagen, verbunden mit Spiel und Tanz, veranstaltet werden. Der nationale Tanz ist ein Reigentanz, ein kunstvoller Tanz, bei dem Männer und Frauen nach dem Klange der Gitarre unter zierlichen Bewegungen sich im Kreise drehen. Gesang und Spiel sind die Freude und Zerstreuung des Insulaners. Er singt bei der Arbeit, er singt beim Wein. Und wenn er fröhlich ist und feiern will, dann darf der Gitarrespieler nicht fehlen. Oft saß ich des Abends im Weinhause unter den Bananenarbeitern und lauschte ihrem Gesange und kunstvollem Spiel. Hüben saßen die Männer, drüben die Frauen. In kurzen Strophen bringt der Sänger zum Ausdruck, was seine Seele bewegt: Leid und Liebe — Ernst und Scherz.



Im Gebirge führen die Menschen ein hartes, arbeitsames Leben. Ihre Wohnungen sind oft schlichte steinerne Hütten

Auf dem Weg an die Küste

Text und Fotos: Dr. Fr. Burgen.

Ringkampf mit dem Stier

Bäuerlicher Sport in Südfrankreich — Von Kurt Neher, Paris

Im Süden Frankreichs, von Marseille westwärts, die Mittelmeerküste entlang bis an die spanische Küste, ist der Stierkampf zu Hause. Vielleicht ist die französische Regel dieses gefährlichen Spieles zwischen Mensch und Tier die ursprüngliche, die der konservative Sinn dieses Volkes erhalten hat. Es ist möglich, daß diese Kämpfe auch nur Ueberreste der alten römischen Arenaspiele sind. Dann wäre es kein Zufall, daß sie sich gerade in dem klassischen Städtedreieck, Arles, Nimes und Avignon der größten Beliebtheit erfreuen. In Deutschland finden wir in jedem Dorf einen Fußballklub; im östlichen Frankreich der Mittelmeerküste hat die kleinste Siedlung ihren „Club Taurin", ihre Stierkampfvereinigung.

Jeder Sonntag wird diese lebenslustigen, leidenschaftlichen Bevölkerung zum Fest, ebenso wie ihr jeder Fremde zum Freund wird, wenn er sich im Café oder beim Stierkampf blicken läßt. Es ist alles so leicht in diesem großen blühenden Garten. Die Politik ist weit entfernt, und der Optimismus ist hier eine Charaktereigenschaft, die am liebsten alles seiner Wege gehen ließe.

Früh ist die ganze Bevölkerung in der kleinen Arena versammelt oder sitzt auf den über die Leiterwagen geschobenen Brettern. Junge Burschen und Mädchen aus den Nachbarorten sind angekommen. Es wird einen heißen Kampf geben, denn es ist den jungen Männern nicht allein um die Ehre des Siegers zu tun, sondern auch um die Gunst der Frauen.

Mit einem mächtigen Satz springt der erste Stier in die Arena. Es ist ein uriges, schwarzes Tier mit weitausgreifenden spitzen Hörnern. Zwischen ihnen, eng auf der Stirn anliegend, ist ein kleines rotes Wäschen befestigt, die Kokarde. Sie muß mit der Hand zwischen den gefährlichen Hörnern herausgeholt werden. Wer am Ende des Spieles die meisten Kokarden besitzt, ist Sieger. Dreimehr bis fünfzehn Burschen haben die Arena betreten. Der Stier rast auf sie los. Mit kühnen Wendungen verstehen sie, das Tier zu täuschen. Drei Meter weit schleudert der Stier den guten, etwas langsamen Paul Rondart in den Zuschauerraum. Trotz einer gebrochenen Rippe will er den Kampf nicht aufgeben und muß von seinen Kameraden festgehalten werden, damit er nicht mehr den Platz betreten kann. Immer sollkühner gehen sich die Männer den Angriffen des Stieres aus. Da steht einer vor diesem schwarzen Koloß. Man meint, jetzt müßte ihn die Hornspitze in die Brust treffen. Er macht eine blitzschnelle halbe Drehung. Der Stier rast unter dem gebogenen linken Arm hindurch. Schon umschließt die Hand die Kokarde zwischen den Hörnern. Der junge hat sich nicht von der Stelle gerührt. Ein Horn hat ihn nur leicht gestreift. Ein Hornstoß, und der Kampf wäre zu Ende gewesen. Aber der Stier ist ein Feigling, er ist ein Feigling, weil er nicht weiß, daß er ein Stier ist.

Haus, Hof und Garten

Landwirtschaft im August

Die teilweise ungünstige Erntewitterung läßt es geraten erscheinen, der Bodenbearbeitung für die nun bald beginnende Aussaat sehr starke Sorgfalt angedeihen zu lassen. Da das Unkraut sich üppig entwickeln konnte, soll man nicht nur auf die langstengeligen Arten achten. Schon zur Monatsmitte soll die Rapsaussaat beginnen, in den guten westdeutschen Lagen erst gegen Monatsende. Der Boden soll bis dahin gut abgelagert sein, auch für die Saat der Wintergerste und des Roggens gilt das gleiche. Es wird darauf Wert zu legen sein, daß sich im Boden keine erheblichen Hohlräume vorfinden, was einen Einsatz des Untergrundpackers erforderlich macht. Besonders bei Stall- und Gründüngung kann es zu sehr lockerer Lagerung des Bodens kommen. Die Walze allein, und noch dazu die Glattwalze, schafft nicht unbedingt das glatte Saatbett; die Schollen werden manchmal nur in den Boden hineingedrückt, und so wird ein glattes Saatbett vorgetäuscht, wie es besonders die Oelfrüchte lieben. In solchen Fällen sind ein bis zwei Eggenstriche von Nutzen. Steht der Roggen hinter Getreide, so wird man die Schälfurche vorfallo erübrigen können, doch kann eine zeitige Saatfurche nichts schaden, um den Boden zusammensinken zu lassen. Die Wintergerste soll noch vom Stalldünger zehren, man wird ihr also, wenn die Vorfrucht nichts erhalten hatte, etwas zukommen lassen. Auch die Kalkung ist im Bedarfsfalle, wenn der Kalkbedarf durch eine Untersuchung ermittelt ist, nicht zu vergessen.

In genügendem Abstand vor der Bestellung werden etwa 12 dz/ha Branntkalk mit dem Düngerstreuer gegeben, ebenso sind Kali und Phosphorsäure vorher zu streuen. Der Stickstoff hat bis zum Frühjahr Zeit. Die Kalkung ist auch beim Weizen nicht zu vernachlässigen. Die Einführung von neuem, anerkanntem Saatgut allein ist nicht ausreichend, um gute Ernten zu schaffen. Nur bei sehr sorgsamer Bodenbearbeitung wird es seine Ueberlegenheit beweisen können. Das teilweise starke Auftreten von Lager infolge der Witterungsumbilden wird zu vermehrter Nachfrage führen, rechtzeitige Vorsorge ist also anzuraten. Wo eigenes Saatgut verwendet werden soll, ist eine genaue Prüfung erforderlich. Sie wird sich besonders auf die Keimprobe (00—05 von 100 Körnern müssen innerhalb 14 Tagen in der Keimschale keimen) und die Korngröße oder das Litergewicht beziehen müssen. Der für Mahlzwecke angebotene Weizen muß mindestens 750 g, Roggen 700 g je Liter wiegen. Das Saatgut muß also ein entsprechend höheres Gewicht aufweisen, wenn auch nicht die allerersten Körner den höchsten Ernteertrag nachher geben. Beim Roggen ist als beste Korngröße für die Aussaat eine Länge von 2,25 bis 3 mm ermittelt worden (Petkuser Roggen).

Unter den im Handel befindlichen Kraftfuttermitteln scheinen sich nach einem der letzten Marktberichte die Brauereiabfälle nicht gewinnender Beliebtheit zu erfreuen. Helle

um Klocke vier aufsteht, der kriecht abends mit den Hühnern in die Klappe!

***

Es ist natürlich, daß Heinz Brosicke sich seine Gedanken über die Erntehilfe gemacht hat. Mit ihr, die in diesem Jahre zum erstenmal ganz groß durchgeführt wird, soll einer unmittelbar drohenden Gefahr vorgebeugt werden. Kein Korn auf dem Halm soll verderben. Es läßt sich nicht abschätzen, wieviele Menschen aus der Stadt, aus den Büros, aus den Dienststellen der Partei, aus den Hörsälen und von den Schulbänken weg in diese freiwillige Bereitschaft gegangen sind. Allein eine halbe Million Hitlerjungen ist im Reich, um die Ferien im Erntehilfsdienst zu verbringen. Aber sie hat noch einen anderen Nutzen, die Arbeit des Städters auf dem Lande. Die jungen Menschen, die jetzt über die Stoppeln wandern und den Rechen führen, werden vielfältigen Segen davon verspüren. Sie werden einmal — als Aerzte, Richter, Lehrer und Beamte — mit den Problemen des Landes zu tun haben. Sie werden sie leichter lösen, wenn sie selbst auf eine praktische Erfahrung im Leben des Landes zurückblicken. —

Heinz Brosicke packt das Stullenpapier in den Korb. Es ist Zeit, er muß wieder Garben binden. Mit der Hand wischt er die Krumen vom Munde, drückt den alten Strohhut auf die Stirn und wandert dem Schnitter nach. Mit etwas taplgen und unbeholfenen Schritten geht er noch über den Boden, dessen Mühsal und Segen er jetzt verspürt hat . . .

„So eine Nähmaschine . . ."

Erzählung von H. Klockenbusch

„So eine Nähmaschine wäre doch sehr schön", sagte eines Abends Frau Erika. „Ich könnte mir meine Kleider selbst schneidern, und wir würden viel Geld sparen können. Ich habe ja an den Nachmittagen so viel Zeit . . ."

Dieter blickte von seiner Zeitung auf. „Was kostet denn so ein Ding?"

„Wir könnten vielleicht eine gebrauchte kaufen, Dieter . . ."

Er wehrte ab. „Nein, da warten wir doch lieber. Einmal werde ich ja meine Gehaltsaufbesserung bekommen und dann wollen wir sehen . . ."

„Wie du meinst", sagte Erika und seufzte unhörbar.

Dieter vertiefte sich wieder in seine Zeitung und betrachtete aufmerksam die Abbildungen der neuesten Motormodelle. Wann würde er es endlich zu solch einem schnittigen Fahrzeug bringen? Seit Monaten blieb er auf seinem Wege vom Büro vor den Schaufenstern stehen, hinter deren Scheiben blitzende Krafträder auf Zahlungsfähige Käufer warteten. Nein, es war vorläufig noch nicht daran zu denken. Sein Gehalt war noch klein, und das Leben war teuer . . .

Er legte die Zeitung beiseite und begann zu plaudern. Aber Erika blieb einsilbig und zerstreut und zählte mit Eifer die Maschen ihrer Häkelarbeit. Schließlich schwieg auch er und holte sich ein wenig verstimmt ein Buch aus dem Schrank. —

Es war, als habe sich seit diesem Abend Erikas Wesen verändert. Sie war stiller geworden und ein fremder, sinnender Zug war in ihr hübsches Gesicht gekommen. Manchmal strich sie mit einer sanften Bewegung ihrer schönen Hand über sein Haar, und Dieter schien es, als läge in dieser Gebärde ein stummer Vorwurf.

Eigentlich, dachte Dieter, war es sehr selbstsüchtig gewesen, daß er immer nur an die Erfüllung seines Wunsches gedacht hatte. Natürlich mußte man zuerst an das Nötige und Nützliche denken, und Erika sollte zuerst ihre Nähmaschine bekommen. Das wollte er ihr sagen.

Aber dann unterließ er es, davon zu sprechen. Denn Erikas immer rätselhafter werdendes Benehmen hatte ihm den Gedanken eingegeben, die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, habe vielleicht ganz andere Gründe. Ein paar Mal hatte er das törichte Gefühl gehabt, als warte Erika in den Mittagsstunden auf sein Kommen. Und manchmal hatte sie, wenn er am Abend heimkam, einen geradezu verstörten Eindruck gemacht.

Nein, dahinter mußte etwas anderes stecken! Vielleicht war sie krank. Oder sie litt unter ihren beengten Lebensverhältnissen. Erikas Eltern waren einmal sehr wohlhabend gewesen. Sie hatte weite Reisen gemacht, und nun sei es ihr schwer, sich dem engen Kreis ihrer Lebenshaltung einzufügen. Ja, so war es wohl. Sie langweilte sich, und eines Tages würde sie es nicht mehr ertragen können . . .

Diese Vermutung Dieters schien sich zu bestätigen, als ihm ein Kollege beiläufig sagte, er habe Erika an mehreren Nachmittagen auf der Straße gesehen. Nun ja, dachte Dieter, sie mag nicht immer zu Hause sitzen. Was soll sie Besseres tun, als ein wenig spazierengehen?

Er freue sich, sagte er am Abend zu Erika, daß sie ihre freie Zeit zu Spaziergängen benutze. Das ewige Hausarbeitochen tauge nichts, und wenn er erst sein Motorrad hätte.

Sie errötete verlegen und wich seinem Blick aus. Und in diesem Augenblick erwachte der Argwohn in ihm, der ihn nicht mehr losließ und ihn Tag und Nacht mit unerträglichen Zweifeln und quälender Ungewißheit peinigte. Erika hinterging ihn. Wie anders sollte er sich dies alles erklären?

Zuerst war ihm dieser Gedanke unglaubwürdig erschienen. Aber so sehr er sich dagegen wehrte, sein Mißtrauen ließ sich nicht mehr zum Schweigen bringen, und fand in den Beobachtungen die er täglich machte, immer neue Nahrung.

Dieter beschloß, sich Gewißheit zu verschaffen. Die furchtbarste Gewißheit mußte erträglicher sein als dieses beständige Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung.

In einem Toreingang verborgen, wartete er eines Nachmittags auf Erikas Erscheinen. Er brauchte nicht lange zu warten. In einem duftigen Sommerkleid trat sie aus dem Hause und ging, ohne sich umzusehen, hastig die Straße hinunter.

Mit klopfendem Herzen, den Blick unablässig auf ihre schlanke Gestalt geheftet, folgte ihr Dieter. Er ballte die Fäuste, als stände er einem Todfeind gegenüber. Welch ein Tor war er gewesen, als er glaubte, Erika, die Verwöhnte, Anspruchsvolle, würde sich auf die Dauer mit den bescheidenen Verhältnissen abfinden, die er, ein kleiner Angestellter, ihr bieten konnte!

Erika überquerte die Straße und verschwand in der Tür einer Konditorei. Wie abgeschmackt, dachte Dieter, als er erregt vor dem Hause auf und abging. Während ich meinen Dienst tue, trifft sich meine Frau mit irgendeinem faden Gecken in einer Konditorei . . .!

Es litt ihn nicht mehr auf der Straße. Nur endlich Gewißheit haben . . .!

Entschlossen trat er ein.

Mit suchenden, brennenden Augen schritt er durch das Lokal, so daß die Menschen verwundert in sein Gesicht blickten, aus dem alle Farbe gewichen war.

Aber er fand Erika nicht. Vielleicht gibt es hier noch einen verborgenen Nebenraum, dachte er und wandte sich mit verstörter Frage an die lebhafte Frau hinter dem Ladentisch.

Sie sah ihn zuerst verständnislos an. Dann, als er in abgerissenen Worten Erikas Aussehen beschrieb, lächelte sie und bat ihn, mitzukommen.

Einige Minuten lang stand Dieter verwirrt in einem halbdunklen Flur, unfähig, zu begreifen, was dies alles bedeute. Dann ging irgendwo eine Tür auf und er sah sich Erika gegenüber, die bei seinem Anblick erschrak und verlegen an dem weißen Kittel nestelte, den sie trug. „Du . . .?", sagte sie. „Wie kommst du hierher? Nein, du darfst mir nicht böse sein!" Ich weiß, du hättest es nicht zugelassen, daß ich hier arbeite . . ."

„Ja", sagte Dieter mühsam, „aber warum?"

„Es fehlt überall an Kräften, Dieter. Du glaubst nicht, wie schnell mir jetzt die Zeit vergeht, bis du nach Hause kommst. Und ich habe es dir angesehen, daß du Sorgen hast, wenn du auch nicht darüber gesprochen hast. Und dann . . . — Wenn ich mir die Nähmaschine selbst kaufen kann, dann kannst du doch vielleicht bald daran denken, das Motorrad, das du . . ."

„Ach, das Motorrad . . ." sagte er gedehnt und nahm ihre Hand. „Wir wollen heute abend darüber sprechen. Erika. Nein, natürlich nicht über das Motorrad. Das ist mir ganz gleichgültig. Sondern . . ."

„Sondern, Dieter?"

„Darüber, was du für einen dummen, tapsigen, törichten Mann hast . . .!"

Hochsommer

Sommer stäht die braunen Arme,
Schwer auf dunkle Wolkenkissen,
Wirft von Berg zu Bergen blinkend
Seine Regenschnüre aus.
Und befreiter rollt die Erde,
Trägt die Last der Städte leichter,
Fühlt den dunklen Schwall der Flüsse
Sanfter in das Meer verströmt.
Schwer sich neigend stehn die Bäume,
Tropfenrieselnd, und von Wiesen
Steigt der Weihrauch wärmen Duftes
Mit der neuen Sonne auf.

Hedwig Forstreuter

Uga-Kei-Wang trägt Porzellan

Von Karl Andreas Frenz

Heiß brannte die Mittagssonne vom wolkenlosen Himmel und süß dufteten die weißen Blüten des Jasminstrauches, in dessen Schatten der chinesische Lastträger Uga-Kei-Wang schlief. Als er erwachte, ging der reiche aber geizige Händler Tai-Chi-Tao vorbei, und als er den Lastenträger im Grase liegen sah, rief er: „Komm, stehe auf, es ist nicht gut, am Tage müßig zu sein, ich habe eine Last für dich zu tragen."

„Herr", antwortete der Lastenträger, nachdem er sich erhoben hatte, „ich habe den ganzen Morgen von Sonnenaufgang an Häute getragen und es verdient, ein wenig zu ruhen. Aber ich will Eure Last gern tragen."

„Ich bin auf dem Wege, Porzellan zu kaufen, das sollst du tragen", sagte der reiche Chinese.

„Und was gebt Ihr dafür?" fragte Uga-Kei-Wang.

„Ich gebe dir zehn Cents!" erwiderte der Händler.

Uga-Kei-Wang war mit dem Betrag einverstanden und begleitete Tai-Chi-Tao in das Haus, in dem dieser das Porzellan, Tassen, Teller, Schüsseln und Vasen kaufte.

„Nimm den Korb und gehe neben mir her", verlangte der Händler, als die beiden zierlichen Chinesinnen das Porzellan in den Korb gelegt hatten.

Der Lastträger setzte den schweren Korb auf die Schulter und ging in der Sonnenglut neben dem dicken Händler her.

„Uga-Kei-Wang", sagte der Händler nach einer Weile, „ich habe gerade darüber nachgedacht, daß ich dir zu viel Lohn versprochen habe. Siehe, ich bin alt und es fällt mir schwer, noch etwas zu verdienen. Du bist jung und stark und du kannst bis zu mein Alter erreichst, noch viel Geld verdienen. Laß mich deshalb von den versprochenen zehn Cents einen Cent zurücknehmen."

Der Lastträger wiegte ein und schleppte weiterhin die schwere Last.

Nachdem sie um die Ecke gegangen waren, wandte sich der Händler wieder an den Lastträger: „Uga-Kei-Wang, du hast noch immer zu viel Lohn. Siehe, es ist nur ein kurzer Weg und du gehst auch, als ob du nichts tragen würdest, während ich Mühe habe, mit dir Schritt zu halten. Laß mich aus diesem Grund noch einen Cent von deinem Lohn wegnehmen."

Uga-Kei-Wang keuchte unter der schweren Last und erklärte sich abermals mit dem Abzug eines Cents einverstanden.

Nach wenigen Schritten sagte der listige und geizige Händler: „Uga-Kei-Wang, es ist noch immer viel zu viel, das ich dir geben muß, lasse mir noch einen weiteren Cent nach und du sollst es nicht bereuen, da ich bald wieder etwas für dich zu tragen habe."

Uga-Kei-Wang war mit dem Abzug zufrieden und trug den Korb durch die lärmerfüllte Straße.

„Wenn dir die Götter wohlgesinnt sein sollen und du auf ein hohes Alter blicken willst, Uga-Kei-Wang", begann Tai-Chi-Tao von neuem, „so sehe den schnöden Mammon nicht an und sei zufrieden, wenn ich dir noch einen Cent abziehe, denn es ist noch immer reichlich, was ich dir gebe. Ich muß gar vielen Leuten geben und wer vielen geben muß, wird leicht ein armer Mann."

Der Lastträger, dessen größte Tugend die Genügsamkeit war, nahm den weiteren Lohnabzug ohne Einspruch hin, und als sie zusammen wieder einige Schritte gegangen waren, fing der Händler wieder zu handeln an und der gutmütige Lastträger war abermals bereit, sich einen Cent abziehen zu lassen.

Als sie an dem prunkvollen und mit gelben und roten Papierlaternen geschmückten Haus des reichen Chinesen angekommen waren, hatte Tai-Chi-Tao von dem ausgemachten Lohn so viel abgehandelt, daß er dem Lastträger nur noch einen Cent zu bezahlen hatte.

Da ihm auch dieser noch zu viel war, sagte er: „Wenn du mir auch noch diesen letzten Cent erläßt, will ich dir drei gute Lehren sagen, die dir mehr nützen als der Cent, den du doch bald für Reis ausgegeben hast."

„Wenn mir Eure Lehren nützen", entgegnete der Lastträger, „dann will ich auch noch auf diesen letzten Cent verzichten."

„Ich sehe, du bist ein Mann, dem die Weisheit mehr gilt, als das Geld", sagte der reiche Chinese. „Nun so nimm denn die Lehren aus dem Munde eines alten und erfahrenen Mannes und höre. Sagt jemand zu dir, es ist besser zu hungern, als den Magen voll zu haben, so glaube es nicht. Sagt man zu dir, deine Lumpen würden dich besser kleiden, als ein Anzug aus feinem Tuch, so glaube es nicht. Will man dir einreden, jeder sei bequemer und weniger beschwerlich als zu fahren, so glaube es nicht. Ja, nun trage mir doch den Korb noch die Stiegen hinauf."

Uga-Kei-Wang trug den Korb die Stiegen hinauf und droben blieb er stehen sagte: „Herr, Ihr ward so großmütig und habt mir drei gute Lehren gegeben. Erlaubt mir, daß ich Euch als Beweis meiner Dankbarkeit auch eine Lehre schenke. Wenn Euere Gemahlin und Euere Töchter zu Euch sagen, in diesem Korbe sei nichts zerbrochen, so glaubt es nicht!"

Er warf den Korb mit dem Porzellan die Stiegen hinab und eilte über die Scherben hinweg rasch aus dem Haus.

Sachen machen die Leute Sachen . . .

Vor kurzem wurde in der kanadischen Stadt Montreal der 42jährige Henry Gabitas, der wegen Mordes an seiner Ehefrau zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt worden war, begnadigt, nachdem er 18 Jahre hinter Kerkermauern zugebracht hatte. Noch aus seiner Zelle veröffentlichte Gabitas ein — Heiratsgesuch, in dem er sich ganz offen zu seiner Tat bekannte und erklärte, er habe seine Frau getötet, weil sie ihn hintergangen habe. Gleichwohl wolle er nun noch ein zweites Mal sein Glück versuchen, weil er lange genug einsam gelebt habe. Er hätte deshalb, daß sich junge Bewerberinnen, die sich an seiner Vergangenheit nicht stoßen, bei ihm melden möchten. Erstaunlicherweise erhielt Gabitas auf sein Gesuch nicht weniger als 42 Antworten aus Kanada und den Vereinigten Staaten. 42 Frauen im Alter von 26 bis 58 Jahren waren bereit, den Mörder zu heiraten. Gabitas hat an den Direktor des Zuchthauses das Ersuchen gestellt, ihn die Auswahl zu treffen, da er sich bereits einmal geirrt und darum die Entscheidung lieber einem anderen überlasse.

*

Die Polizei von Los Angeles hat die Auflösung einer Vereinigung junger reicher Kraftwagenbesitzer, die sich „Hundert Meilen-Klub" nennt, beantragt, weil sich die Mitglieder geradezu einen Sport daraus gemacht haben, Todesfahrten zu unternehmen. Sie haben sich verpflichtet, nach Möglichkeit mit einer Geschwindigkeit von mindestens 100 Meilen pro Stunde (160 Kilometer) zu fahren, und pflegen des Nachts in den Straßen Los Angeles Wettfahrten auszutragen, wobei sich ihre Kameraden mit ihren Autos quer vor die Mündungen der Seitenstraßen stellen, um die „Rennstrecke" abzusperren. Bis jetzt hat dieser „Sport" nicht weniger als 7 Todesopfer gefordert, und da die jungen Leute die gefährlichen sehr lange weilen, die schnellsten Autos besitzen, gelingt es der Polizei meistens nicht, der Teilnehmer an diesen Wettrennen habhaft zu werden.

*

Ein seltsamer Fall von Bigamie wurde in der schottischen Stadt Aberdeen enthüllt. Da das Ehepaar William und Maggie McDougall in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte, beschloß man, sich durch eine zweite Ehe zu sanieren. Ohne sich scheiden zu lassen, ging Maggie McDougall mit Charles Cruickshank, Leutnant der britischen Marine, den sie auf einer Tanzveranstaltung kennengelernt hatte, die Ehe ein, wobei ihr rechtmäßiger Gatte William, den sie als ihren Bruder ausgab, als Trauzeuge fungierte. Die beiden, die es nur auf das Geld des „zweiten Mannes" abgesehen hatten, glaubten, daß ihr Betrug durch die häufige Abwesenheit des Marineleutnants nicht entdeckt würde. Sie wurden zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt.

*

Ein amerikanischer Richter hatte dieser Tage einen Fall von öffentlichem Ärgernis zu behandeln. Da hatte es doch tatsächlich Bruce Dorr gewagt, in seinem Vorgarten splitternackt in der Sonne zu baden. Ein Nachbar war sehr entsetzt über diese Abscheulichkeit und verlangte energisch, daß „so etwas" verboten werden müsse. Der unerschrockene Bruce war aber nicht vor Gericht erschienen, er hatte vielmehr seine Mutter hingeschickt, die ist nämlich erst 72 Monate alt. Der Richter hat entschieden, daß nichts Anstößiges daran ist, wenn ein Kind von noch nicht einem Jahr nackt in der Sonne spielt. Bruce darf also in Zukunft friedlich im Adamskostüm sonnenbaden. Und das gönnen wir ihm.

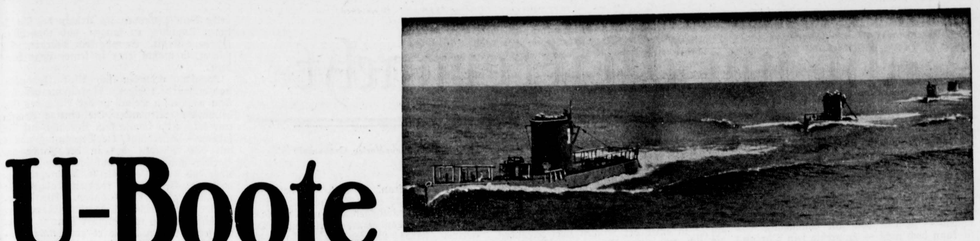
*

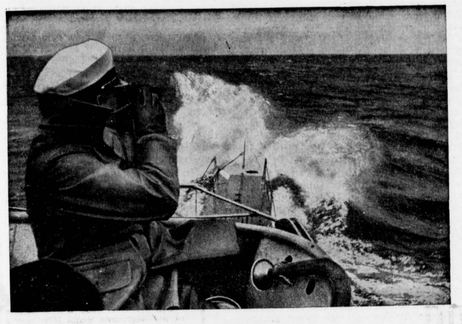
Berühmte Filmstars müssen schon eine Menge Unsinn von Seiten ihrer Verehrer über sich ergehen lassen. Es ist auch gar keine Seltenheit, daß sich Frauen in dolle Toilette werfen, um sich in der Öffentlichkeit wegen eines Filmlieblings raufen oder daß er polizeilich vor allzu heftigen Liebesbezeugungen geschützt werden muß. Das ist aber alles noch erträglich im Vergleich zu einer neuen Unsitte, die sich bei Filmverehrern einiger Länder breitzumachen scheint. — Ein Starverehrer aus Buenos Aires, der kürzlich starb, hat in seinem Testament niedergelegt, daß im Sarkel seines Grabsteines Bilder aus den berühmtesten Filmen mit Greta Garbo eingebrannt werden sollen. Ein reicher Kaufmann aus Istanbul hat in seinem Mausoleum Bilder von Annabella, Joan Crawford und Jeanette Macdonald aufbringen lassen. In Ingolstadtwien hat dieser Tage ein einfacher Bauer auf dem Sterbebette seine Frau gebeten, auf seinem Grabstein ein Bild eines berühmten Filmkomikers anzubringen zu lassen. Der Wunsch wurde ihm erfüllt. Eine junge Studentin, Eifuke Yajigatako, hat Selbstmord begangen. In ihrem Abschiedsbrief hat sie gebeten, auf der Urne, die ihre Asche enthalten soll, ein Bild von Gary Cooper anzubringen. Und wenn diese Geschmacklosigkeiten können die armen Filmlieblinge sich nicht einmal schützen! Man sieht, wir haben wieder einmal recht: „Sachen machen die Leute, Sachen . . ."

Xaver Xanten

U-Boote schützen die deutsche Küste

Ein Bildbericht vom Dienst auf unseren Unterseebooten



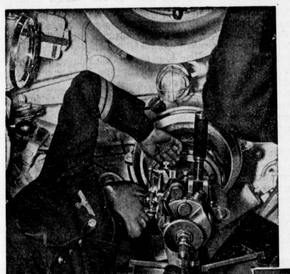


Die Taten unserer Unterseeboote im Weltkriege sind unvergessen. Sie gehören zu den größten Leistungen, die deutsches Soldatentum jemals hervorgebracht hat. Anknüpfend an diese große Tradition schuf der Führer eine neue deutsche U-Boot-Waffe, die gewillt ist, jeden Gegner von den deutschen Küsten fernzuhalten, und die ihre hervorragende Schlagkraft erst jetzt wieder bei einer Uebung in der Ostsee vor Großadmiral Raeder bewiesen hat.

*

Zwei U-Boot-Begleitschiffe und der Avis „Grille" stellten einen wertvollen Transport dar. U-Boote hatten die Sperrkette der Torpedoboote zu durchbrechen und die Transportfahrzeuge mit der Torpedowaffe anzugreifen. Unser Bild zeigt die U-Boot-Flotille auf dem Marsch in Ueberwasserfahrt bei der Uebung. (Bild oben.)

Als Letzter steigt der Kommandant von der Brücke in das Boot und schließt das Turmluk hinter sich.



Alle Verantwortung liegt in seiner Hand. Bei der Ueberwasserfahrt steht der Kommandant im Turm. Unausgesetzt wird die Kimm nach feindlichen Fahrzeugen oder Flugzeugen abgesucht. Es ist nicht leicht, auf dem in der Dünung schwer hin und her rollenden Boot trotz körperlicher Strapazen, Kälte, Wind und Regen seine Gedanken beieinander zu haben.

Achtung! Feindliche U-Boote!

Ein weiteres Bild von der Uebung der deutschen U-Boot-Flotillen vor Großadmiral Raeder in der Ostsee. Aufmerksam sucht die Wache an Bord des U-Boot-Begleitschiffes „Erwin Waßner", das das Angriffsziel darstellte, die See nach den Sehrohren angreifender U-Boote ab. (Zander-Multiplex-K.)

Das Auge eines U-Bootes ist das Sehrohr, an das der Kommandant nach dem Tauchen getreten ist. Erfolg des Angriffs und damit Schicksal von Boot und Besatzung hängen bei der Unterwasserfahrt von dem blitzschnellen Erfassen der Ereignisse auf dem Wasser ab. Der Kommandant kann den „Spargel", wie der U-Bootfahrer das Sehrohr nennt, immer nur für kurze Augenblicke über die Wasserfläche auszufahren, um das Boot nicht zu verraten.

Klar zum Tauchen! Der Kompaß wird vom Turm in das Bootsinnere gebracht.

Alle Sicherheitsmaßnahmen sind getroffen. Für jeden Mann der Besatzung sind Tauchretter, ein umschnallbares Atemgerät vorgesehen, mit dem man das auf dem Meeresgrund liegende manövrierunfähige Boot verlassen und auf die Oberfläche gelangen kann.

(Männer-Lindenverlag 5, Zander-Multiplex-K.)

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

5. Fortsetzung

Atmete sie? Er konnte nicht feststellen, ob ihre Brust sich hob und senkte. Um Gottes willen — sie war doch nur ohnmächtig —, sie kann doch nicht — er preßte sein Ohr an ihre Brust, konnte aber keinen Herzschlag hören. Entsetzt fuhr er hoch und sah sie an — eiskalt stieg das Entsetzen in ihm empor, — war sie — tot —?

„Ethel", flüsterte er. „Ethel —"

Aber sie regte sich nicht. Er betastete ihre Hände, sie waren kalt. Nein, nein, er täuschte sich. Sie hatte sich nur verletzt und lag in Ohnmacht. Sanft wendete er ihren blonden Kopf zu sich. Sogleich floß das Blut stärker aus dem Mund, der Unterkiefer fiel leicht herab und der zarte Mund stand offen.

Kein Zweifel — sie war tot! Er hatte sie getötet. Aber wieso? Was war geschehen? Der Stoß, den er ihr versetzt hatte, konnte unmöglich tödlich gewesen sein. Sie war zurückgetaumelt, er hatte noch einen leisen Schrei gehört. Hatte sie sich beim Sturz an der Schreibtischkante eine schwere Verletzung zugezogen?

Rasch kniete er wieder hin und drehte ihren Kopf zart und vorsichtig zur Seite.

Ueberrascht sah er, daß die blonden Haare zur Wurzel hin viel dunkler wurden. Das war doch nicht Ethels aschblondes Haar — oder — hatte sie ihre Haare gefärbt? Nein, dies Mädel war nicht Ethel — und doch — sie war es doch! Er wandte ihren Kopf langsam zurück, das Blut floß plötzlich stärker.

Verfall jagten die Gedanken nur so durch den Kopf. Er war in eine furchtbare Lage geraten. Instinktiv suchte er alle Möglichkeiten zu ersinnen, um die drohende Gefahr von sich abzuwenden. Er dachte nicht mehr, ob es Ethel sei, die hier tot lag, oder ob ihn sein überhitztes Gehirn täuschte und ihm eine andere als Ethel vorspiegelte — er sagte sich nur, er sei kein Mörder! Nein, nein. Er hatte nichts getan, was nicht jeder anständige Mensch in der gleichen Lage ebenfalls hätte tun müssen. Ethel eine Verbrecherin! Und wie so oft ein Gedanke blitzartig ein Meer neuer Vorstellungen entzündet, so sah Verfall im Geiste, daß seine Verheiratung die Ehre Ethels und die ihres Vaters bloßstellen würde. Er war da in eine entsetzliche Sache verstrickt. Was sollte er beginnen? Man würde ihm nichts glauben, nichts, nichts. Vertraute nicht der Geheimrat blind dem Engländer? Er war verloren — verloren —

Zimmerzu starrte er in ihr Gesicht, das nunmehr rasch verfiel. Jetzt wieder sah er, daß es zweifellos Ethel war. Aber schon in der nächsten Sekunde entdeckte er keine Aehnlichkeit mehr. Wenn die Tote nicht Ethel war — wer war sie? Nein, der Irrtum lag nur an ihm.

Aber er hatte keine Zeit zum Nachdenken — er mußte fort.

Er erhob sich. Die Uhr auf dem Schreibtisch zeigte ½2 Uhr früh. — Nein, er konnte, er durfte sich nicht zur Tat bekennen. Ethels Ehre wäre verloren. Gegen Craven Anzeige erstatten? Er war nicht zu fassen. Gewandt, würde er alle Spuren vermischen. Außerdem würde er behaupten, Verfall habe den Mord aus Eifersucht verübt. Seine Lage war ganz aussichtslos. Bleiben? Hier auf Sir Craven warten? Dem Kerl auflauern? Er ging zur Türe. Sie war verschlossen. Vielleicht hatte Craven von außen zugelverrt? In seiner Verwirrung erinnerte er sich nicht mehr, daß der Schlüssel auf dem Schreibtisch lag. Wenn Craven jetzt zurückkam und ihn an der Leiche Ethels überraschte, das wäre entsetzlich . . . Nein, nein, er durfte nicht hier bleiben, fort, fort — bevor der Engländer zurück war.

Der verletzte Arm brannte wie Feuer. Er ging auf den Zehenspitzen durch die offene Fenstertüre auf die Terrasse. Schweigend lag der nächtliche Park vor ihm. Leiser Regen hatte eingesetzt, und es tropfte von den Bäumen. Die Nacht war stockfinster. Er betrat die Wiese, damit er auf dem Kies des Weges kein Geräusch machte.

Plötzlich hörte er, wie die Haustür geöffnet und geschlossen wurde. Schritte auf dem Kies. Er suchte angestrengt die Dunkelheit zu durchdringen. Stand dort nicht jemand auf der Terrasse?

Schob sich da nicht ein Schatten vor das beleuchtete Fenster des Arbeitszimmers?

Wie rasend flog er über die nasse, weiche Wiesenfläche zum Ausgang. Das Tor war nur angelehnt. Craven mußte vergessen haben, es zu verschließen. Er schlüpfte hinaus. Die Straße lag in nächtlicher Stille vor ihm. Kein Mensch, kein Wagen. Die Laternen brannten, eine endlose, glitzernde Kette. Auf einmal hörte er neben sich ein leises Geräusch. Vom unsichern Schein der vor dem Gitter stehenden Laterne beleuchtet, sah er in einer der Nischen zwei Menschen, die sich aus einer Umarmung lösten. Es mußte ein Liebespaar sein, das vor dem Regen hier Schutz gesucht hatte.

Ein furchtbarer Schreck durchfuhr ihn. Rasch wandte er sein Gesicht ab, um nicht erkannt zu werden. Aber das Paar mußte ihn schon gesehen haben. Er wollte weglaufen. Doch sofort sagte er sich, daß er sich dadurch nur verdächtig machen würde. Er fühlte, wie die beiden Menschen, die sich in der Dunkelheit nicht rührten, ihn beobachteten und auf sein Weggehen warteten. So schritt er absichtlich langsam weiter, wie jemand, der unsichtig ist. Und zwar schlug er nicht die Richtung zur Stadt ein, sondern die entgegengesetzte. Einige Schritte entfernt blieb er stehen und setzte dann wieder ohne Hast seinen Weg fort, bis er annehmen konnte, ihren Augen entschwunden zu sein.

Ein leeres Taxi kam, das zur Stadt fuhr. Er rief es laut an und winkte dem Chauffeur. Der Wagen hielt, Verfall blieb im Dunkel, um sich so wenig wie möglich zu zeigen und nannte vorsichtshalber den Namen einer kleinen Straße in der Nähe des Innhalter Bahnhofs. Dann ließ er sich erschöpft in den Sitz fallen. Als der Wagen in rascher Fahrt an dem Parktor vorüberfuhr, sah er nochmals angestrengt durchs Fenster in die dunkle Nacht und konnte das Liebespaar unterscheiden, das immer noch in der Nische wartete.

Welches Verhängnis! Er zitterte an allen Gliedern. Jetzt gab es Menschen, die wußten, daß jemand nachts um die kritische Zeit aus dem Park gekommen war. Entsetzlicher Zufall!

Sein Arm brannte wie Feuer. Er suchte den Schmerz zu lindern, indem er mit der einen Hand die Wisstelle preßte. Gefoltert von der Angst, erkannt worden zu sein, von seiner Wunde gepeinigt und voll banger Gedanken, kam er endlich in die dem Parker genannte Straße, die menschenleer und finster war. Er drückte sich den Hut tiefer in die Stirn, gab dem Fahrer, um sich keine Sekunde aufzuhalten, ein Geldstück, das viel höher war als der Fahrpreis, und verschwand rasch in der Richtung zum Anhalter Bahnhof. Dort nahm er eine andere Kraftdroschke und fuhr endlich nach Hause.

Am nächsten Tag brachten die Mittagszeitungen die Nachricht von der aufsehenerregenden Ermordung der Tochter des Geheimrats Weber. Ganz Berlin sprach von der ungeheuerlichen Tat, und die allgemeine Empörung legte sich nur zum Teil durch die Mitteilung, daß man den Mörder in kurzer Zeit fassen würde. Man bemitleidete das bedauernswerte Opfer, widmete dem jungen Mädchen, das erst vor kurzem aus einem Sanatorium heimgekehrt war, Worte tiefsten Mitgefühls und erwähnte das grausame Geschick des alten Vaters. Die gleiche Teilnahme erweckte Sir Craven, der unglückliche und beklagenswerte Bräutigam der Ermordeten. Das waren die ersten Meldungen, durch welche das Publikum von der Tat unterrichtet wurde.

Verfall lag krank zu Bett. Er hatte sich selbst noch nachts einen Verband aus seiner Hausapotheke zurechtgemacht und niemand wußte etwas von seiner Verletzung. Der Aermel seines Nachtanzugs verbarg die Binde. Lange hatte er kein Auge schließen können, erst gegen Morgen war er eingeschlafen. Seine Wirtin, nicht gewohnt, ihn zu wecken, ließ ihn ungestört ruhen. Als er dann später aufwachte, bat er um die Mittagszeitungen. Fieberhaft durchflog er die Riesenlettern, die auf der ersten Seite von der Entdeckung des furchtbaren Verbrechens berichteten.

Nun schien es mit seiner Kraft zu Ende zu sein. Er lag auf dem Rücken und starrte zur Decke empor. Welches Unglück war über ihn hereingebrochen! Es gab keine Möglichkeit, den Nachforschungen zu entgehen, man würde ihn verhaften und verurteilen. Sein Leben war vernichtet, und durch alle Angst, die ihn erfüllte, zitterte der Schmerz um Ethel. Das fürchterliche Erlebnis der vergangenen Nacht hatte mit allen Einzelheiten in seinem Gedächtnis.

Wer war die Tote? War es Ethel? Es konnte doch niemand geben, der ihr so ähnlich sah? Wenn er sich die Züge der Toten ins Gedächtnis rief, als er sie im vollen Licht der Schreibtischlampe sah, — dann meinte er, es sei nicht Ethel gewesen. War das nicht Irrsinn? Ihre Stimme, ihre Gestalt, ihre Lippen — nein, nein — es war Ethel, sein Kopf war wirr geworden, das stand fest. Er sah Dinge, die gar nicht vorhanden waren. — Dann erinnerte er sich, daß sie im Begriff gewesen, einen Haftunken bei seinem verbrecherischen Treiben zu unterstützen. Sein Stoß, mit dem er sie abwehrte, um dem wütenden Biß ein Ende zu machen, war gewiß nicht tödlich gewesen. Sie war gestolpert und unglücklich mit dem Kopf auf die Kante geschlagen. Sie mußte auf der Stelle tot gewesen sein. Ein tragischer Zufall.

Wie ein Kreisel drehten sich die Gedanken in seinem Gehirn. Er sah keinen Ausweg. Sollte er sich freiwillig melden? Alles gestehen? Seine Lage war die verzweifeltste, die es gab. Würde man ihm überhaupt glauben? Konnte nicht der Verdacht entstehen, er selbst habe sich eingeschlichen und sei mit Ethel in Streit geraten? Man wußte, daß er sie nicht freiwillig, sondern um Cravens willen aufsuchen mußte. Man konnte vermuten, er sei gekommen, ihr Vorwürfe zu machen und habe sich hinreißen lassen. Man würde die Anklage wegen Mordes gegen ihn erheben, Mord aus Eifersucht, aus verschmähter Liebe — die Gründe ließen sich finden. Eine furchtbare Untersuchung drohte ihm!

Sollte er das Andenken der Geliebten beschmutzen? Ihren Namen für immer entehren? Das sollte er Ethel und ihrem alten Vater antun? Nie! Und außerdem — Craven war in Freiheit. Der Geheimrat würde ihn unbedingt vor jedem Verdacht schützen.

Und doch mußte dieser Verbrecher unschädlich gemacht werden! Er mußte erst in Sicherheit gewiegt werden. Wenn Verfall jetzt schon den Verdacht auf ihn lenkte, wäre es verfrüht, und er könnte entwischen.

Nein. Er durfte sich nicht freiwillig melden. Er riß sich gewaltsam zusammen. Der heiße Wunsch, Craven, die Ursache des schrecklichen Unglücks, zu fangen, gab ihm plötzlich neue Kraft. Er war kein Mörder. So wie er, so mußte jeder in seiner Lage handeln.

Langsam ordneten sich seine Gedanken, und er wurde ruhiger. Wer wußte von seinem nächtlichen Besuch in der Villa des Geheimrats? Niemand. Die einzige Zeugin war tot. Also konnte kein Verdacht auf ihn fallen. — Allerdings, die Begegnung nachts mit dem Pärchen, das in der Nische am Parktor stand, als er auf die Straße trat. Aber das waren Liebesleute, die nichts argwöhnten. Er hatte sich rechtzeitig abgewandt und war gleich verschwunden. Als Angeklagter vor Gericht würde eine Gegenüberstellung mit dem unbekannten Paar zu fürchten sein. Dahin durfte es eben nicht kommen.

Und Regierungsrat Zellner? Der wußte, daß er abends in der Villa mit Ethel gesprochen hatte. Er wußte, daß er der Nebenbuhler Cravens war und daß er Ethel noch liebte. Hier drohte ihm Gefahr, hier mußte er vorsichtig sein. Ethels Tod erfolgte gegen ½2 Uhr früh. Er mußte dabei bleiben, daß er schon vor Mitternacht daheim war. Er wollte sich gleich vergewissern, ob man ihn heimkommen gehört hatte, und läutete der alten Dame, die gleich darauf an seine Tür klopfte und eintrat. Er teilte ihr mit, daß er sich unpäßlich fühle und nicht ins Büro ginge. Das kleine Fräulein, besorgt um das Wohl ihres Mieters, wollte sofort in die Küche eilen.

„Sagen Sie, Frau Müller, was war denn heute nacht für Lärm auf der Straße? Ich meine um Mitternacht könnte doch schon Ruhe sein."

„Jawohl, da haben Sie recht, Herr Doktor." Sie nickte noch nachdenklich. „Haben Sie mich nach Hause kommen hören?"

„Nein, Sie sind ja immer sehr leise. Aber es wird wohl vor Mitternacht gewesen sein, als Sie heim gekommen sind. Hat Sie denn der Krach aufgeweckt?"

„Ja, ich wurde munter. Wer weiß, woher der Lärm kam. Schließlich kann ich mich auch getäuscht haben. Ich schlief gleich wieder ein."

„Der Schlaf vor Mitternacht ist der gesündeste. Sie gehören zu den Herren, die das immer beherzigen. Ich hatte nicht immer solch solide Mieter wie Sie."

Dann eilte sie, ihm das Mittagessen zu bereiten.

Das mußte er festhalten. Er war vor Mitternacht nach Hause gekommen. Eine gewisse Erleichterung überkam ihn.

Plötzlich hörte er die Klingel vom Flur her schellen. Scharf zerriß der schrille Ton die Stille der Wohnung. Eine männliche Stimme wurde draußen vernehmbar. Nach einigen Augenblicken klopfte es, und Frau Müller trat herein, um ihm zu melden, daß ein Herr Regierungsrat Zellner ihn zu sprechen wünsche.

Jetzt war die Gefahr da! Alles tanzte vor seinen Blicken. Zellner wußte sicher schon Bescheid. Da lag er, hilflos, und war ihm ausgeliefert. Er atmete schwer und sagte: „Lassen Sie den Herrn eintreten."

Mit ernster Miene betrat der Regierungsrat das Zimmer.

„Guten Morgen, Herr Rechtsanwalt. Sind Sie unpäßlich?" Er reichte ihm die Hand.

„Ja, ich glaube, ich habe etwas Fieber", sagte Verfall.

„Wird hoffentlich nicht so schlimm sein", meinte Zellner, zog einen Stuhl an Verfalls Bett heran und setzte sich zu ihm. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen und muß Sie einiges fragen. Heute früh schickte ich einen Beamten her, um Sie zu mir bitten zu lassen. Aber Ihre Wirtin sagte, Sie schliefen noch. Indes, die Sache ist zu wichtig, und so bin ich selbst gekommen."

Verfall zitterte unter der Decke. Er würde alles leugnen. Wenn kein Ausweg sich zeigte — in Gottes Namen, mag ihn Zellner der Sache überführen, er wußte, was er zu tun hatte. Sein Blick irrte zu seinem Schreibtisch, in dem der Browning lag.

„Wie ich sehe, haben Sie schon die Zeitungen gelesen. Was sagen Sie zur Ermordung des armen Fräulein Weber?"

„Entsetzlich —! Ich bin ganz fassungslos."

„Ja, ich dachte mir, es würde Sie besonders hart treffen. Sie standen ihr ja einst recht nahe. Ich komme zu Ihnen, um eine wichtige Frage an Sie zu richten."

Verfall wagte nicht zu atmen.

„Sie haben doch gestern abend mit Fräulein Weber gesprochen?"

„Ja."

„Wann?"

„Etwa um acht Uhr."

„Und konnten Sie Aufschlüsse von ihr bekommen? Haben Ihr überraschendes Zusammentreffen mit der jungen Dame Erfolg gehabt?

„Nein. Leider nicht im geringsten. Ich konnte nichts erfahren; sie erinnerte sich kaum der Begebenheiten, die sich zwischen uns persönlich abgespielt hatten und die sonst zu den unvergeßlichsten Dingen des Lebens gehören." Und da Zellner schwieg, setzte er hinzu: „Ich mußte mich unverrichteter Dinge verabschieden."

„Schade! Ich erhoffte mir sehr viel von dieser Begegnung. Sie sind doch nicht von Craven überrascht worden?"

„Nein. Sind Sie denn mit den Herren schon früher zurückgekehrt, als Sie beabsichtigten?"

„Die Sache mit dem vermeintlichen Herrn Dalberg stellte sich leider als ein Irrtum heraus. Wir aßen trotzdem in K. zu Abend und fuhren gegen 9 Uhr nach Berlin zurück. Unterwegs, in einem verlassenen Nest ohne Verbindung, hatten wir eine schwere Panne. Ich schlug vor, zu übernachten. Allerdings dachte ich dabei an Sie und wollte Ihnen eine möglichst lange Unterredungsfrist verschaffen. Ich telephonierte mit dem Diener des Geheimrats und sagte ihm, wir kämen mit Craven erst am anderen Morgen nach Berlin. Aber als Craven hörte, daß ich vor hatte, hier zu übernachten, geriet er ganz aus dem Häuschen. Ich konnte ihn gar nicht wieder. Er müßte unbedingt nach Berlin. Der Zufall wollte es, daß nach einer Stunde etwa ein leeres Auto unsere sogenannte Panne feststellte passierte. Craven hielt den Wagen an und bot dem Fahrer einen übertrieben hohen Betrag, wenn er ihn nach Berlin mitnähme. Dagegen war natürlich nichts zu machen."

„Ja", sagte Verfall. „Craven hat mich nicht mehr im Hause des Geheimrats angetroffen. Punkt 10 Uhr verabschiedete ich mich von Fräulein Weber."

„Ungefähr dreieinhalb Stunden später wurde sie ermordet."

Entsetzlich, — entsetzlich!" flüsterte der Anwalt und schloß die Augen, als ob er Furchtbare, sich zu verraten.

Zellner schwieg und beobachtete ihn.

„Es ist seltsam, wie oft Sie, Herr Doktor, in ein falsches Licht geraten. Zweimal hatte ich Sie bereits in schwerem Verdacht, und ich war von der Richtigkeit meiner Annahme überzeugt."

„Ich — ich — verstehe Sie nicht", sagte Verfall, ohne die Hoffung zu verlieren, die meinen Sie das?"

„Nun, ich bin der einzige Mensch, der weiß, daß Sie gestern abend unbemerkt im Park der Villa waren. Vielleicht auch in der Villa selbst."

„Aber Sie sagten doch soeben, Craven sei zurückgefahren. Also war doch auch er in der Villa."

„Gewiß, aber es ist nicht anzunehmen, daß er seine Braut ermordet hat. Jeder Mord hat einen bestimmten Grund, wenn ihn kein Irrsinniger begeht. Craven hatte nicht den geringsten Grund zu dieser fürchterlichen Tat. Eher Sie!"

Verfall zuckte nicht mit der Wimper. Je näher die Gefahr an ihn herankam, um so mehr hatte er sich in der Gewalt.

„Wieso?" fragte er ruhig.

„Sie sind der abgewiesene Freier. Sie liebten Fräulein Weber immer noch, wie Sie mir selbst offenbarten, und hatten Craven Eifersucht ist eine gefährliche Leidenschaft. Auch Rache. Der eine tötet in solchen Fällen die Frau, der andere seinen Nebenbuhler."

„Ich kann nur darauf erwidern, daß ich mich um 10 Uhr von meiner früheren Braut verabschiedet habe und schon vor Mitternacht im Bett lag. Der Mord, sagten Sie, geschah um ½2 Uhr. Also ist ein etwaiger Verdacht gegen mich nicht aufrechtzuerhalten."

„Beruhigen Sie sich, Herr Doktor, es liegt auch nicht das geringste gegen Sie vor. Es wäre diesmal auch schwer, Sie zu beschuldigen, weil wir den Mörder schon festgenommen haben."

Hatte sich der Anwalt bisher beherrscht — jetzt fuhr er empor und richtete sich im Bett hoch. Mit entsetzten Augen starrte er den Regierungsrat an, so daß dieser überrascht fragte:

„Was haben Sie denn? Ist das so erstaunlich?"

„Sie — Sie haben den Täter?" stammelte Verfall.

„Wie ich Ihnen sage, wir haben ihn bereits verhaftet. Es ist der Diener des Geheimrats, ein Mann namens Xaver Bernhard."

„Aber das ist ja —"

„Jawohl, das ist krasser Unsinn. Geheimrat Weber hat ihn auf Ihre Bitte hin seinerzeit in Dienst genommen, und der Mann hatte eine bequeme, auskömmliche Anstellung. Nun lohnt er es auf so ruchlose Weise."

„Herr Regierungsrat, hier muß ein Irrtum vorliegen, bestimmt ein Irrtum", stöhnte Verfall und legte sich zurück aufs Kissen. „Ich kenne Bernhard und halte ihn eines Mordes für ganz unfähig. Er kann es nicht gewesen sein. Wie wurde er denn entdeckt?"

„Herr Craven rief die Polizei noch nachts an. Er war spät mit dem Auto heimgekommen, hatte sich gleich zu Bett gelegt, war aber gegen ½2 Uhr früh infolge eines Geräusches erwacht. Er stand auf, ging vors Haus und sah im Arbeitszimmer des Geheimrats Licht brennen. Als er Schatten bemerkte, die sich im Zimmer hin und her bewegten, schlich er sich näher, sah vorsichtig ins Zimmer und entdeckte den Diener Bernhard, der sich gerade über die Ermordete beugte. Rasch sprang er hinzu, hielt den Burschen mit seinem Revolver in Schach und sperrte ihn in sein Zimmer. Dann rief er die Polizei.

Als wir ankamen, ließ sich der Diener ohne Widerstand verhaften. Gleich bei der Vernehmung verwickelte er sich in Widersprüche. Er versuchte Craven und alle Welt zu verdächtigen. Aber es nützte nichts. Jetzt ging es Schlag auf Schlag. Durchsuchung seiner Kammer und seiner Habseligkeiten. Man fanden wertvolle Briefmarken, die dem Geheimrat gehörten, ein wichtiges Schriftstück, das die Erfindung betrifft, Blutspuren an seinen Schuhen, seine Fingerabdrücke an der Lampe und am Schreibtisch. Sind Sie jetzt überzeugt, daß wir den Richtigen ergriffen haben?"

Die Worte des Regierungsrats trafen Verfall wie Keulenschläge. Bernhard! Was hatte der Unglücksmensch getan? Er mußte unmittelbar nach ihm das Zimmer betreten haben! Das war der Schatten, den er nach seinem Weggehen auf der Terrasse gesehen hatte. Der Diener war erwacht, hatte nachgesehen und vorsichtigerweise das Zimmer betreten. Er war als Mörder verhaftet worden und war verloren, wenn die Wahrheit nicht ans Licht kam. Zellner konstatierte befriedigt die Wirkung seiner Erzählung, die den Anwalt sichtlich erschüttert machte.

„Trotz alledem, ich kann es nicht glauben", sagte Verfall, „er kann es nicht gewesen sein."

„Das behauptet der Diener auch. Aber es wird ihm nichts helfen, denn seinem Leugnen steht die Aussage des Geheimrats gegenüber und die erdrückenden Beweise aller vorhandenen Spuren."

Zellner erhob sich. „Es tut mir sehr leid, daß Fräulein Weber Ihnen vor ihrem grausamen Tod gar keine Mitteilung machen konnte. Wir müssen jetzt sehen, wie wir die Sache ohne ihre Hilfe aufklären. Vielleicht bringt der Prozeß gegen den Diener etwas an den Tag." Er stand im Zimmer und sah mit halbgeöffneten Augen durchs Fenster ins Freie. Er dachte nach.

„Ich möchte eine Bitte an Sie richten", sagte Verfall und richtete sich im Bett auf.

„Gern, wenn ich Ihnen gefällig sein kann."

„Ich halte den Diener Bernhard für unschuldig und möchte seine Verteidigung übernehmen."

„Wie", fragte Zellner überrascht, „nach allem, was ich Ihnen erzählt habe, glauben Sie noch an die Unschuld des Dieners?"

„Ja. Und da sich der arme Teufel keinen Anwalt leisten kann, so möchte ich ihm helfen. Schließlich habe ich ihn ins Haus gebracht und damit eine gewisse Verantwortung übernommen. Es ist also eine Ehrensache für mich, ihm in dieser furchtbaren Lage beizustehen und ihm zu helfen, sich von dem Verdacht zu befreien."

„Dagegen läßt sich natürlich nichts einwenden. Soviel ich weiß, entscheidet darüber der Untersuchungsrichter Willkabt. Ich will heute noch mit ihm sprechen und ihm Ihre Bitte vortragen. Aber, Ihre anerkannte Verteidigungskunst in allen Ehren —, versprechen Sie sich in dieser Sache wirklich einen Erfolg?"

„Ich fühle mich dazu verpflichtet."

„Na, dann will ich trachten, Ihren Wunsch zu erfüllen. Auf Wiedersehen, Herr Rechtsanwalt." Er reichte ihm die Hand. Als Verfall ihm seine Rechte gab, verschob sich der Aermel seines Nachtanzugs, und Zellner sah den Verband.

„Oho, was ist Ihnen denn geschehen? Haben Sie eine Verletzung?"

„Nein! Ich habe da ein Furunkel. Herr Regierungsrat, daher auch ein wenig Fieber. Wenn es nicht besser wird, lasse ich einen Arzt kommen."

„Tun Sie das, und gute Besserung, Dr. Verfall", sagte Zellner und entfernte sich.

Verfall konnte noch eintägiger Bettruhe wieder aufstehen. Inzwischen hatte Zellner bereits mit dem Untersuchungsrichter gesprochen, und der Anwalt bekam von Amts wegen die Verteidigung des Dieners zugewiesen.

Die Verhaftung des Mörders wurde von der Oeffentlichkeit mit Genugtuung zur Kenntnis genommen. Die Untersuchung hatte allerdings außer den bekannten Indizien nichts weiter ergeben, und Bernhard stellte nach wie vor jede Täterschaft in Abrede. Dennoch war es ihm unmöglich, gewisse Widersprüche zu erklären. Was seine Lage ungemein verschlimmerte, war die Tatsache, daß er selbstverständlich keinen Beweis erbringen konnte, zur Zeit des Mordes auf seinem Zimmer gewesen zu sein. Die Sachverständigen hatten festgestellt, daß der Mord zwischen 1 und 1½ Uhr früh geschehen war. Bernhard behauptete jedoch, um diese Zeit noch geschlafen zu haben. Er sei erst gegen 1½ Uhr früh aus dem Zimmer gegangen. Das konnte wahr sein, aber er vermochte es nicht zu beweisen. Und die Anklage beharrte auf dem Standpunkt, er sei nicht auf seinem Zimmer gewesen.

Indes lebte Verfall wie im Fieber. Die Amtsgeschäfte übergab er seinem Teilhaber. Ein einziger Gedanke erfüllte ihn: Alles zu versuchen, um den schuldlosen Diener zu befreien!

Allerdings, wenn es sich bestätigte, daß wertvolle Briefmarken aus dem Besitz des Geheimrats und ein wichtiges Dokument aus dessen verschlossenem Schreibtisch in Bernhards Besitz gefunden wurden, dann stand die Sache schlecht für ihn. Einem Dieb würde das Gericht keinen Glauben schenken. Seine ganze Mühe würde vergebens sein, und der arme Teufel würde nicht nur wegen des Diebstahls, sondern auch wegen Mordes oder Totschlags, an dem er vollkommen unschuldig war, verurteilt werden.

Immer wieder drängte sich in seine Grübeleien die Gestalt Cravens. Ohne diesen Menschen entlarvt zu haben, war eine Entlastung Bernhards unmöglich. Von Craven gingen die Fäden aus, die Verfall entwirren mußte. Aber wie? Wie konnte er an den schlauen Fuchs herankommen? Glückte ihm der Nachweis, daß Craven ein Verbrecher war, dann war das Gericht auch für den Verdacht empfänglich, daß er Mitschuldige hatte, die an der Ermordung Ethels beteiligt waren.

Einen Augenblick dachte er daran, Zellners Hilfe zu erbitten, aber gleich darauf verwarf er den Gedanken. Der Regierungsrat würde seinen Verdacht gegen Craven nicht ernst nehmen. Für ihn war er, Verfall, immer noch der eifersüchtige, gekränkte Nebenbuhler, der sich an Craven rächen wollte. Nein, er mußte allein handeln, und sein Plan stand fest. Bevor er daranging, ihn auszuführen, mußte er mit zwei Menschen sprechen: mit dem Geheimrat und mit dem in Haft befindlichen Diener Bernhard.

Ein Auto brachte Verfall zur Villa. Die Krankenschwester, die strengen Auftrag hatte, alle Besuche abzuweisen, mußte auf seinen dringenden Wunsch beim Geheimrat anfragen und ihn dann eintreten lassen.

Der alte Herr wünschte selbst sehnlichst, den Anwalt wiederzusehen. Leise betrat Verfall das verdunkelte Krankenzimmer, und die Schwester entfernte sich. Er begrüßte den Geheimrat und setzte sich zu ihm ans Bett. Dem alten Herrn war der Besuch des jungen Freundes eine Erleichterung. Mit ihm konnte er über Ethel sprechen, und Verfalls Hand nicht loslassend, plauderte er unablässig von seiner Tochter und beklagte das harte Los, das ihn getroffen.

Ruhig hörte der Anwalt zu, ohne ihn zu unterbrechen. Dann lenkte er das Gespräch auf den Diener.

„Welche Enttäuschung, sagte der alte Herr schmerzlich, „dieser Mensch, den ich mit Wohltaten überhäuft habe."

„Ich fühle mich schuldig, Herr Geheimrat, ich habe Ihnen den Mann seinerzeit empfohlen. Und, ehe ich gestanden, ich bin nicht davon überzeugt, daß er der Täter ist."

„Wie?" fragte der Geheimrat erregt, „Sie nehmen ihn in Schutz?"

„Bevor nicht unwiderlegliche Beweise vorhanden sind, kann ich es nicht glauben, daß er die furchtbare Tat begangen hat." Er wollte dem Geheimrat heute noch mitteilen, daß er Bernhards Verteidigung übernommen hatte.

„Beweise, Beweise! Ich bitte Sie, ich selbst habe ihn wiederholt nachts vor der Türe meines Arbeitszimmers ertappt. Ich bin überzeugt, er hatte einen Nachschlüssel. Und die gestohlenen Briefmarken? Der Mord ist nur das schreckliche Ende."

„Der Diebstahl ist mir unerklärlich. Wer, außer Ihnen, hatte einen Schlüssel zu Ihrem Arbeitszimmer?"

„Niemand."

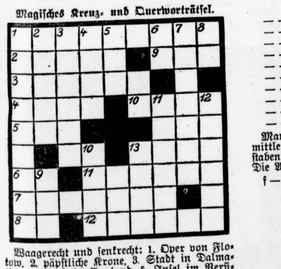
„Wie? Niemand?" Verfall traute seinen Ohren nicht.

„Nein, niemand."

(Fortf. folgt.)

Eine Elefantenfamilie im Bade (Foto: Wille)

Magisches Kreuz- und Querwörträtsel.



Waagerecht und senkrecht: 1. Oper von Flotow. 2. päpstliche Krone. 3. Stadt in Dalmatien. 4. Fluß in England. 5. Insel im Persischen Meerbusen. 6. weiblicher Personenname (Koseform). 7. anderes Wort für Rathmes- (Koseform). 7. anderes Wort für Rathmes- (Koseform). 7. anderes Wort für Rathmes-

Schauspieler als Regisseure

Die Tobis kündigt 46 neue Filme an

Ein Riesenprogramm mit denkbar größter Besetzung

Die Bekanntgabe des neuen Jahresprogrammes einer großen Filmgesellschaft hat in jeder Zeit eine ähnliche Bedeutung bekommen wie die kurz vor Saisonbeginn erfolgende Ankündigung des Spielplanes eines Theaters. Aus der großen Reklametrommel von einst, die vielversprechend wenig hielt, ist ein ernsthaftes, in monatelanger mühsamer Vorarbeit durchgearbeitetes Programm geworden. An Stelle von Versprechungen trat die feste Verpflichtung. Und wo früher nur in einigen Monaten des Jahres mit Hochdruck gearbeitet wurde, ist heute eine laufende Produktion am Werk, die dank der Unterstützung und Aufsicht des Staates die Gewähr dafür bietet, daß die deutschen Film-Theater das ganze Jahr hindurch mit arteigenen Filmen versorgt werden, mit Werken, die nicht nur in eine fremde Märchenwelt führen, sondern bei aller Unterhaltsamkeit und leichten Beschwingtheit zugleich doch den großen Schwung vermitteln, den unsere Zeit aufzuweisen hat.

Wer das von der Tobis-Filmkunst angekündigte neue Jahresprogramm daraufhin ansieht, wird feststellen, daß es dem verantwortlichen Produktionschef Ewald von Demandowsky gelungen ist, Größe und Raum zu planen, ohne dabei das Altbewährte zu mißachten. Bei der Tobis war allerdings auch die größte Vielseitigkeit möglich, weil hier die meisten Spielfilme der deutschen Produktion entstehen. Nicht weniger als sechsundvierzig abendfüllende Filme sind angekündigt, von denen neun bereits fertiggestellt sind, zwölf in den Aufnahmen begriffen sind. Es ist also mit Gewißheit anzunehmen, daß dieses Riesenprogramm in allen Teilen verwirklicht wird.

Der prüfende Betrachter stellt zunächst fest, daß dem Programm eine Tatsache besonderen Wert verleiht: die Vielfalt der im Film bewährten Persönlichkeiten, unter denen sich besonders zahlreich Schauspieler befinden, die nunmehr an leitender Stelle als Regisseur tätig sind. Da erscheint beispielsweise Emil Jannings, der in den beiden Großfilmen „Der letzte Appell" und „Der Vater" Hauptdarsteller ist, in „Flachsmann als Erzieher" als Hauptdarsteller und Regisseur zugleich. Dieser, unser größter Charakterdarsteller, der schon bei mehreren Filmen die künstlerische Oberleitung inne hatte, wird also den Sprung zur Regie tun und der Verfilmung des amüsanten Bühnenstückes von Otto Ernst allein schon durch seinen persönlichen Einsatz besonderen Reiz geben.

In diese Linie gehört auch Viktor de Kowa, der bekannte Darsteller, dessen erste Regieleistung „Schneider Wibbel" jetzt vorliegt, und den man auch als Regisseur für „Casanova heiratet" verpflichtete. Da diese beiden de Kowa-Filme bereits zu Beginn der Winterssaison auf dem Spielplan der Filmtheater erscheinen werden, wird die breite Oeffentlichkeit bald ihr eigenes Urteil über diesen „neuen Roman" fällen können.

Nicht anders ist es mit Theo Lingen. Mit ihm als Drehbuchautor, Hauptdarsteller und Regisseur ist der Film „Was wird hier gespielt?" angekündigt. Nachdem Theo Lingen allerdings ebenso wie Viktor de Kowa sich bereits als Bühnenregisseur bewährte und sein Erstlingsstück als Filmregisseur hinter sich hat, war mit dieser Verpflichtung kein Risiko mehr verbunden, ebenso wie bei Paul Hebemann, der als Regisseur für den Lustspielfilm „Flitterwochen" angekündigt ist. Und Harry Piel, der ja auch von der Darstellerexpraxis herkommt, arbeitet im neuen Tobis-Programm seinen Platz als Hauptdarsteller und Regisseur von „Die Insel der verschollenen Schiffe". Unter Darstellern, die zum Regisseur aufrücken, müssen auch Walter Janssen und mit besonderer Betonung Willy Forst genannt werden, der im kommenden Jahre zwei Großfilme für die Tobis inszenieren wird: „Maskenmarsch" mit Paula Wessely als Hauptdarstellerin und Gerhard Menzel als Drehbuchverfasser, sowie den großen Ausstattungsfilm „Revue", dessen Inhalt durch den Titel gegeben ist. Beide Filme werden von der Wien-Film hergestellt und von der Tobis verliehen werden. Ebenso bewährt ist der vom Schauspielfach herkommende Filmregisseur Veit Harlan, unter dessen Regie in den letzten Jahren so mancher von Deutschlands bemerkenswertesten Filmen entstand. Es wird nach endgültiger Fertigstellung von „Die Reise nach Tilsit" sofort mit den Aufnahmen zu „Robro soll hängen" beginnen, einem lustigen Film, in dem Heinrich George, Gustav Knuth, Jacob Tiedtke und andere bemerkenswerte Schauspieler dabei sein werden. Nicht minder groß sind die Aufgaben, die den bekannten Regisseur Hans Steinhoff erwarten. Er wird den Film „Die siebente Großmacht" inszenieren, der im Leben eines Pressemannes das große Schicksal der heutigen Zeit wiedergibt. Dann ist Steinhoff die Aufgabe gestellt, in dem Film „Hoch hoch, Johannes" einen Einblick in die Erziehung der Jugend von heute zu geben, wie sie auf den Nationalpolitischen Erziehungsanstalten lebt und arbeitet. Schließlich ist für diesen Regisseur noch der Film „Tiefland" eingeteilt, der in Anlehnung an die Oper Eugen d'Alberts den Stoff nicht als Oper, sondern als packende Spielhandlung bringt.

Der letztgenannte Film lenkt unsere Blicke auf die sehr bemerkenswerte Auswahl an Musikfilmen. Bereits in Arbeit ist der Mozart-Film „Eine kleine Nachtmusik", der in Anlehnung an die bekannte Mörike-Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" entsteht. Ebenfalls in Arbeit ist ein Film mit Benjamino Gigli „Gang in die Nacht" mit Kirsten Heiberg und Hilde Körber als weiteren Darstellerinnen und Johannes Meyer als Regisseur. Ein weiterer Gigli-Film „Traummusik" wird sich daran anschließen. Besonders gespannt ist man aber auf den geplanten Paul Lincke-Film, zu dem das weltbekannte Komponisten-Schicksal Melodien und besonders die große Operette „Frau Luna" den Hauptteil beisteuern.

Mit an der Spitze des Programms stehen zwei Filme, die Hans Albers als Hauptdarsteller bringen. „Perch auf Abwegen", ein heiteres Stück aus der Gegenwart, und „Trend, der Pandur", wo Albers die bekannte Figur des wilden Kriegsgesellen und Frauenlieblings am Hofe der Kaiserin Maria Theresia wiedergibt. Vielversprechend sind ebenfalls die Filme, die in die Welt des Varietés führen, beispielsweise der Film einer Tänzerinnen-Gruppe „Wir tanzen um die Welt", wo viele junge Darstellerinnen des deutschen Films zusammenspielen. Die Filme „Stern von Rio" mit La Jana als Hauptdarstellerin und „Die drei Codonas" werden die Eigenart des Varietés mit manchen dramatischen Verwicklungen und bestrickenden Szenen lebendig werden lassen.

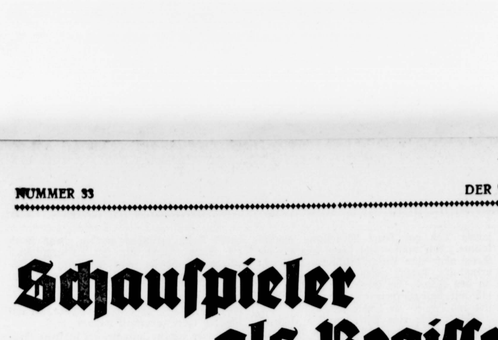
Es ist schwer, aus dem Füllhorn dieses großen Programmes etwas zu verschweigen. Soll man sich nicht auf den Film „Aus erster Ehe" mit Gustav Reich als Regisseur und Franziska Kinz als Hauptdarstellerin freuen? Dürfen wir etwa „Die unheimlichen Wünsche" verschweigen, den Heinz Hilpert nach Balzacs Roman mit Olga Tschechowa, Ewald Balser und Käthe Gold schon fertig drehte, oder den „Weg zu Isabelle" mit Erich Engel als Regisseur, Hilde Krahl, Ewald Balser und Marie Hoppenhöfer als Hauptdarstellern? Erwähnen wir wenigstens noch den grotesken Film „Das Ekel", in dem Hans Moser seine große Rolle hat, die „Geher-Wally", wo Werner Klingler Magda Schneider führen soll, und „Ein ganzer Kerl", an dem Regisseur F. P. Buch schon mit Albert Matterstock und Heinemarie Hatheyer arbeitet. Vergessen wir auch nicht „Renate im Quartett" mit Käthe von Nagy und Gustav Fröhlich, „Lord Burnleys Affäre" mit Carl Ludwig Diehl als Hauptdarsteller und Hans H. Zerlett als Regisseur, und den Film „Segen der Arbeit", den Heinz Paul in Szene setzen wird.

Schließlich seien außerdem die vielen Lustspielfilme erwähnt, die das so ungemein vielseitige Programm der Tobis in gelungenster Weise voll machen. —

Renate, die Bratschistin

Käthe von Nagy als Renate, um die sich alles dreht in dem Tobisfilm „Renate im Quartett". Gustav Fröhlich, Harald Paulsen, Hans Brausewetter, Johannes Riemann und Attila Hörbiger sind ihre Gegenspieler

Foto: Tobis-Draber (4).



Man sieht es ihm an — er ist dagegen!

Hans Moser und Lena Haustein in dem Tobisfilm „Das Ekel", den Hans Deppe inszenierte.

Anja und Dr. Henrici

Hilde Krahl und Otto Gebühr in einer Szene des Tobisfilms „Die barmherzige Lüge".

Schnell „Fort mit dem Geld"

Walter Steinbeck und Elga Brink in einer Szene des Tobisfilms „In letzter Minute".

Die Grabstätte im Forschungsinstitut

Das Dorf der weißen Mäuse — Wo Tollwutverdächtige Schlange standen

Eine der interessantesten deutschen Forschungsstätten ist das Robert-Koch-Institut in Berlin. Ein Besuch in diesem „Haus, das den Tod bekämpft", vermittelt uns die stärksten Eindrücke von der unentwegten, stillen und aufopfernden Arbeit der deutschen Wissenschaft.

Weit draußen im Nordwesten der Reichshauptstadt, in der Föhrerstraße, liegt das „Institut für Infektionskrankheiten", nach seinem Gründer Robert-Koch-Institut genannt. Der Name des großen deutschen Forschers ist heute jedem Laien bekannt, doch sind Werk und Leistung dieses Mannes für manche vielleicht etwas undeutliche Begriffe. Aber schon der erste Weg ins Hauptgebäude gibt uns einen klaren Einblick in das Wirken dieses Mannes, der bis 1910 an dieser Stätte gearbeitet hat. In dem nüchternen Amtsgebäude überrascht uns sogleich eine Tür mit der Aufschrift: Mausoleum. Erstaunt treten wir ein und erblicken ein Reliefbild des Forschers, rechts eine Urne, umgeben von Kränzen, an denen Schleifen in allen Farben leuchten. Der herbe Duft des Vorhofes schreckt durch den stillen Raum. Ja, hier ruht Robert Kochs Asche, hierher schicken seine Bewunderer alljährlich ihre Kränze. Besonders fallen im Vordergrund weiße Schleifen mit rotem Kreis ins Auge, sämtlich Zeichen der Dankbarkeit von Japanern, bei denen Robert Koch noch heute eine treue Anhängerschaft besitzt.

An der linken Schmalseite des Raumes berichtet eine große eingelassene Marmortafel von dem Werke des Gelehrten, von seinem fast überreichen Schaffen an dieser Stätte und im Ausland. Viele Jahre hat er in den Tropen verbracht, wo er furchtlos in die verseuchten Gebiete vordrang, um Cholera, Pest und Malaria, die gefährliche Schlafkrankheit oder die Tropenkrankheiten der Tiere zu bekämpfen. Und die Hauptleistung seines Lebens? Seine wichtigste Tat war die Entdeckung des Tuberkulose-Erregers und die Schaffung des Tuberkulins, eines diagnostischen Hilfsmittels, das einwandfrei die Feststellung der schleichenden Tuberkulose schon im frühesten Stadium erlaubt, so daß rechtzeitige Behandlung einsetzen kann.

Stirbt die Tollwut aus?

Und jetzt? Wie und was wird eigentlich im Robert-Koch-Institut gearbeitet? Bei einem Rundgang durch das große, weitläufige Grundstück des Institutes fällt uns sogleich ein Schild „Wut schutz-Abteilung" ins Auge. Hier wird noch heute die Tollwut behandelt: jahrelang war hier sogar die einzige Stelle in ganz Deutschland, in der die unglücklichen, von tollwütigen Hunden gebissenen Menschen durch Impfungen Schutz vor Erkrankungen erwarten konnten. Selten, so erfahren wir, werden heute noch Menschen von tollwütigen Tieren gebissen, während in den ersten Nachkriegsjahren dieses folgenschwere Ereignis viel häufiger war und die gebissenen Menschen täglich bis in den Vorgarten hinein „Schlange standen". Meist handelte es sich dann um Einschleppung aus dem Ausland. Die Tollwut-Impfungen und die vorbeugenden Einspritzungen gegen Trockenkrankheiten für Ueberseereisende sind übrigens die einzige Art der direkten Krankenbehandlung, die hier im Institut vorgenommen wird. Alle hier sonst geleistete Arbeit gehört ausschließlich der Forschung im Sinne Robert Kochs.

Wir werfen einen Blick in die Laboratorien mit ihren Brutschränken, Glasröhrchen, Nährböden und Mikroskopen, wo die Wissenschaftler und ihre Helfer und Helfer innen am Werke sind. Ueberall aber heißt es Vorsicht! Infektiöses Material! Gern wüßten wir, was es hier zu erforschen gibt; ist nicht unsere medizinische Wissenschaft schon fast allen Mitteln auf die Spur gekommen? Aber wir werden belehrt: sehr groß ist das Gebiet, das auch jetzt noch der Erschließung oder der Verbesserung harrt, viel größer, als der Laie es sich träumen läßt!

Die „Hausdamen" der Mäuse

Da wird an der weiteren Erforschung und Bekämpfung der Diphtherie gearbeitet, indem ein neuer Schutz-Impfstoff hergestellt und erprobt wird; auch für die Impfungen gegen Typhus und Ruhr werden die Impfstoffe immer wieder verbessert. Im übrigen, so erfahren wir, ist mit dem ständigen Fortschritt unserer Hygiene auch der Typhus bei uns immer mehr im Schwinden begriffen. In der Tuberkulose-Abteilung werden in direkter Fortführung der Koch'schen Arbeiten Untersuchungen über die Vererbung der Widerstandsfähigkeit gegen die Tuberkulose bei weißen Mäusen vorgenommen. Hauptsächlich für diese Versuche ist das „Mäusedorf" eingerichtet worden, ein geräumiger, sehr sauberer Raum, in dem auf riesigen Holzgestellen in zahllosen Gläsern etwa 2000 weiße Mäuse untergebracht sind, zweitausend Mäuse, die alle gekennzeichnet sind, die genau nach Vorschrift gepaart und getrennt werden, die ihr genau vorgeschriebenes, sorgfältig hergestelltes Futter bekommen. Allein mit der Betreuung dieser Tierchen sind zwei Frauen den ganzen Tag über beschäftigt.

Ferner wird in der Pockenabteilung weiter an der Verbesserung des Impfstoffes gearbeitet, der heute schon so beschaffen ist, daß die Reaktionen außerordentlich gering sind und auch die ängstlichsten Eltern für ihre Kleinen keinerlei unangenehme Wirkungen durch die Impfung zu befürchten brauchen. Eine sehr wenig erforschte Krankheit ist auch heute noch die Kinderlähmung. Dem Erreger restlos auf die Spur zu kommen, bereitet ungeheuere Schwierigkeiten. Man arbeitet hier mit Versuchen an Affen, und für diesen Zweck sind in einem völlig neuen Stallgebäude, dessen Ausstattung an eine Kinderklinik erinnert, so sauber und hygienisch geht es hier zu, eine Anzahl indischer Rhesus-Affen untergebracht. Die Heilung versucht man heute durch eine Serumbehandlung, die allerdings nur im ersten Stadium Erfolg bringen kann.

Noch auf manche andere, dem Laien weniger interessante Forschungsaufgaben erstreckt sich die Arbeit des Instituts. Deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit, hohes Können und Genialität haben hier eine Stätte, von der in intensiver Arbeit noch manche wichtige Entdeckung zu erwarten ist — im Sinne ihres großen Gründers Robert Koch.

„Bitte, ein Zimmer mit Schaukelpferd!"

Das Hotel mit „Garage" für Kinderroller — Spitznamen im Gästebuch

Durch zahlreiche Zeitungen lief dieser Tage die Meldung, daß in London demnächst ein neuartiges Hotel eröffnet würde, in dem ausschließlich Kinder als Gäste aufgenommen werden sollen. Die englische Hauptstadt wird da mit fremden Federn geschmückt, denn die Idee zu dieser „Neuerung" wurde — von Deutschland übernommen, beliebt doch in solchen ein Schild „Wut schutz-Abteilung" ins Auge. Hier wird noch heute die einzige Stelle in ganz Deutschland, in der die unglücklichen, von tollwütigen Hunden gebissenen Menschen durch Impfungen Schutz

Wer wird „König" der Heimatlosen?

2 Millionen amerikanische Landstreicher wählen ihren Anführer — Das seltsame Riesenheer der Wanderburschen

In diesen Wochen wird zwischen den Wolkenkratzern von Manhattan und den Palmen von Kalifornien ein sonderbarer Kampf ausgetragen: Zwei Männer ringen um die Macht über 2 Millionen Heimatlose, über das Heer der „Hobos", das die amerikanischen Landstraßen bevölkert.

Als Hobo gilt jeder, der sein Leben ohne festen Wohnsitz auf den endlosen Landstraßen Amerikas verbringt, von der Hand in den Mund lebend, ziellos und rastlos dahinwandernd. Zwei Millionen Menschen fristen auf diese Art in Amerika ihr Dasein. So ungewöhnlich wie dieses Riesenheer der Heimatlosen ist, so sonderbar ist auch seine Geschichte. Vor 30 Jahren fand in Cincinnatti die erste Massenversammlung der amerikanischen Wanderarbeiter, Wanderasphaltleger, Wanderschauspieler und dergleichen statt. Sie gründeten einen Verband der „Hobos", die „Hobo Fellowship of America" und zum Gründungskomitee gehörten auch die Herren Jeff Davis und Dan O'Brien; aber in den folgenden drei Jahrzehnten spitzte sich der Gegensatz zwischen den beiden Hobofführern immer mehr zu. Heute hat jeder sein „Königreich", jeder beansprucht den Titel „König der Hobos".

Jeff Davis ist der erklärte Lieblingsfürst der liberalen Hobos, während der 78jährige Dan O'Brien der „Abronkandidat" der Konservativen ist. Schon äußerlich zeigt sich der Unterschied der beiden Könige, von denen jeder ungefähr eine Million Anhänger zählt: Jeff I. ist ein smart aussehender älterer Herr mit sorgsam gescheiteltem, grauem Haar, immer lächelnd und immer eine Zigarette im Mundwinkel; er fährt in einem alten Auto im Mittelwesten umher, redigiert seine Hobozeitung und veranstaltet Massenversammlungen seiner Untertanen irgendwo auf der Landstraße. Dan I. dagegen ist der alte Bohemien, wie er im Buch steht: mit breitem, weichem Künstlerschlapphut, die Pfeife zwischen den Zähnen, mit einer langen silbergrauen Haarmähne, die sein scharfgeschnittenes Gesicht umrahmt.

König Jeff formuliert seine Grundsätze folgendermaßen: „Der Hobo ist ein Mensch, dessen stärkster Trieb die Wanderlust ist. Er kennt keine Vorurteile, ist Optimist, hasst die berufsmäßigen Politiker, liebt den Whisky und vertraut nur auf sich selbst". Hier steht anderseits Dan O'Brien auf der Seite der Hobos zu den Frauen — sie gehören nämlich ebenfalls dazu; die „Union" umfaßt nicht weniger als 40 000 weibliche Mitglieder, genannt „Hoboretten". Gegen diese „liberale Wirtschaft" zieht der strenge konservative Dan zu Felde. „Kein Hobo fährt im Auto, wie es Jeff tut!" wettert er. „Und hat man jemals davon gehört, daß er „Und hat man jemals davon gehört, daß er eine Hobo-Frau und Kind hat? Ein echter Hobo heiratet nicht, denn die Frauen wollen die Männer nur beherrschen". Aber schon entgegnet der eifrlich verheiratete Jeff: dies sei nur Dans schäbiger Neid und Geiz; er habe selbst einmal heiraten wollen und sei mit seiner Erwählten in die City Hall von Manhattan aufs Standesamt gegangen. Als er aber dort erfuhr, daß die Trauung zwei Dollar kostet, sei er wieder hinausgegangen.

Eine große Menge angesehener, inzwischen selbst gewordener Bürger zählte einst zu den Hobos: fünf Senatoren, sieben Kongreßmitglieder, einige Gouverneure und Bürgermeister und zahllose Journalisten, Schauspieler, Schriftsteller, Maler. Auch mehrere richtiggehende Millionäre rechnen die Hobos zu den ihren. Die Zeitung „Hobo-News", König Jeffs mächtiges Organ, erscheint in einer Auflage von einer Viertelmillion. Mit dieser Waffe sollten seine Ansichten im Kampf gegen seinen Konkurrenten Dan O'Brien besser sein — und Amerika wartet mit Spannung auf den Tag, an dem Dan seine „Abdankung" unterzeichnen wird.

Melodien, die Unheil bringen

Das verpönte Chopin-Präludium

Es ist eine wenig bekannte Tatsache, daß in verschiedenen Ländern zahlreiche melodienschöne und wertvolle, ja sogar klassische Musikstücke dem Publikum vorenthalten werden, da sie als „Unheil bringend" gelten und deshalb von keiner Kapelle und keinem Orchester gespielt werden.

Es gibt eine wunderschöne stimmungsvolle sizilianische Volksmelodie, die heute auf der ganzen Welt nicht mehr zu hören ist. Sie wurde einst in einem Konzertsaal in Messina gespielt, als das grauenvolle Erdbeben einsetzte. Männer und Frauen verließen fluchtartig den Konzertsaal und wurden zum großen Teil unter den Trümmern der zerstörten Stadt begraben. Dieser Tag brachte auch den Tod der hiesigen Melodie. Die heute lebende Generation hat das schreckliche Ereignis längst vergessen und selbst in Messina spricht kaum jemand mehr von jener Naturkatastrophe. Trotzdem macht es kein Kapellmeister, dieses Stück zum Vortrag zu bringen.

Chopins Präludium „Regentropfen" haftet in Spanien der Glaube an den Tod an. Die Musiker erzählen dort, daß Chopin diese Komposition in einem alten Kloster in Valldemosa auf Mallorka vollendete. Er soll zu dieser Zeit sehr unglücklich gewesen sein. Auch seine Gefährtin ließ zu wünschen übrig und als ein plötzlicher Wetterwechsel einsetzte, starb der Tonschöpfer, dessen unglückliches Lebensende den spanischen Musikern noch heute so vor Augen ist, daß sie es vermeiden, allzu viele seiner Werke und besonders nicht dieses Präludium zu spielen.

Man kennt jedoch noch eine Reihe anderer Fälle, bei denen nicht die Persönlichkeit des Komponisten oder sein Schicksal für die Nichtaufführung der Musikstücke entscheidend sind. In England ist zum Beispiel das bekannte Volkslied „Home, sweet home" aus dem Repertoire sämtlicher Kaffeehaus- und Theaterkapellen gestrichen. Nicht die Musiker sind diesmal die Veranlassung, sondern die Unternehmer, Theaterdirektoren und Kaffeetiers. Sie stehen auf dem Standpunkt, daß es geschäftsschädigend sei, seinen Gästen ein Lied vorzuspielen, das sie auf die Vorsätze und Gedanken, die sie auf die Vorsätze und Gedanken, die sie auf die Vorsätze und Gedanken, die

Welt der Frau

Von Gold ein Ringelein...

Ein kleines Kapitel über den Ehering

Alle alten Völker, Aegypter, Lydier, Griechen, Römer, ebenso unsere germanischen Vorfahren, wie aus den Gräberfunden hervorgeht, kannten bereits den Ring aus Gold, dem sie, als ganz besonders nahe mit seinem Träger verbunden, auch eine besondere, oft mystische Bedeutung beimaßen. Mit dem Ringe gibt der Besitzer gleichsam ein Stück von sich selbst fort, verpflichtet der Vater den Sohn, sein Gedächtnis und seinen Willen wach zu halten, bestimmte ein König wie Alexander der Große seinen Nachfolger, dem er bei seinem Ableben seinen Siegelring überreichte.

In Griechenland trug jeder freie Mann einen Goldring, im alten Rom in früher Zeit nur Ritter, Senatoren und sonstige Würdenträger, später ebenfalls alle Freien; auch wurden tapfere Krieger durch goldene Ringe ausgezeichnet. Ringe, in denen tödliches Gift aufbewahrt wurde, ebenso solche, die als Zauberringe galten, durch die Uebel abgewendet oder Glück herbeigezaubert werden sollte, gehen durch die Geschichte der Menschheit, von Hannibal und noch früherer Zeit bis zu den deutschen Märchen und Sagen, in denen der Freund dem Freunde, der Vater dem Sohn einen Ring mit auf den Weg gab. In einem solchen Gelöbnis wollten die Zurückbleibenden dem in die Ferne Ziehenden stets gegenwärtig und schützend nahe sein.

Aber auch der Ehering in unserem Sinne als Symbol unwandelbarer Treue und Liebe war bei all diesen Völkern bekannt. So ist uns aus einem ägyptischen Grabe der Fingerring der Netrekebat mit der Inschrift: „Die Herrin des Hauses, Nefrekebat, die süß geliebte" als ein rührendes Zeichen inniger Gattenliebe über die Jahrtausende erhalten geblieben. Um den Ring, den ein König seiner jungen Gemahlin schenkt und an dem er sie nach Jahren wieder erkennt, droht sich das indische Nationaldrama „Sakuntala", um nur einige Beispiele zu nennen.

Im alten Rom trat neben der eigentümlichen Sitte, der jungen Frau bei der Eheschließung einen eisernen Ring zu geben, in den ein Schlüssel als Zeichen ihrer Hausfrauenwürde eingeschmiedet war, bald auch der goldene Reif als Ehering auf, den Mann wie Frau am vierten Finger der rechten Hand trugen, weil man glaubte, daß von diesem Finger aus eine direkte Ader zum Herzen ginge, ein Glaube, den man bei vielen Völkern findet. Wenn die germanischen Völker den Schmuckring auch sehr früh kannten, als Liebes- und Ehering kam er erst mit dem Christentum auf, das ihn in seinen Trauritus aufnahm.

„Von Gold ein Ringelein", so klingt und singt es in unsern Volksliedern, in Balladen und Liebesliedern. „Was zog er von seinem Finger? Von Gold ein Ringelein. / Das trag du schöne Fraue, wohl um den Willen mein" oder auch „Sieh da, du hübsche Feine, du Herzallerliebste mein, das soll dein Denkmal (Andenken) sein". Der Gedanke, der zum Inhalt des Goldschmieds kommt und seinem Mädchen einen Ring kauft, begegnet uns in mehreren Liedern:

„Jetzt ging ich zu dem Goldschmied ein, / Kauft meinem Schatz ein Ringelein. / ein Ringlein an die Hand, ja an die rechte Hand". Ergreifend kommt oft bei der Liebesklage die nach dem Volksglauben enge Verbindung vom Ring zur Treue der Geliebten zum Ausdruck: „Den Ring, und den hab ich von ihr, den trag ich an dem Finger, / du bist einmal mein Schatz gewest, jetzt under aber nimmer". Die gleiche Stimmung spricht aus Eichendorffs ergreifend schönem Liede: „In einem kühlen Grunde", das so recht das Beispiel dafür ist, wie der seelische Inhalt des echten deutschen Volksliedes sich durch die Jahrhunderte gleich bleibt. „Sie hat mir Treu versprochen, gab mir ein Ring dabei / Die Treu hat sie gebrochen, das Ringlein sprang entzwei."

So hat sich der Symbolwert des Ringes wie bei keinem anderen Schmuckstück durch die Jahrtausende erhalten und besonders der Ehering gilt heute wie ehemals als ein heiliges unveräußerliches Zeichen der Verbundenheit von Mensch zu Mensch.

Von pünktlichen und unpünktlichen Frauen

Darüber plaudert Trude Glantz-Ruperti

Schon die Kinderstube entscheidet oft, ob jemand im späteren Leben pünktlich oder unpünktlich ist. In der Kinderstube wird viel versäumt oder nachgeholfen. Auch das Beispiel der Eltern und Erzieher spielt eine große Rolle. Man darf nun aber nicht daraus folgern, daß es keinen Zweck habe, als erwachsener Mensch noch gegen seine eigene Unpünktlichkeit anzukämpfen. Wie andere Schwächen ist auch Unpünktlichkeit heilbar. Eine gewisse Systematik, eine vernünftige Einteilung der täglichen Pflichten hilft viel, sie zu bekämpfen und zu beseitigen. Wenn Kinder andauernd zu spät oder im letzten Moment in die Schule kommen, kann man sich darauf verlassen, daß nicht nur die Kinder, sondern höchstwahrscheinlich die Mütter nicht zeitig genug aufstehen. Mit der Unpünktlichkeit am Morgen beginnt die falsche Zeiteinteilung. Die Hausfrau geht zu spät Besorgungen machen. Daran schließt sich das zu späte Kochen. Das Essen kommt nicht rechtzeitig auf den Tisch. Manchmal ist es noch halb roh, wenn es besonders eilig gemacht wird. Dann verzögert sich das Abwaschen, der Nachmittag ist viel zu kurz für eine weitere Tätigkeit, und kurz vor sieben — wenn die Geschäfte geschlossen werden, sieht man dann abgehetzte Frauen in den Läden, die das kaufen müssen, was ihre pünktlichen Schwestern übriggelassen haben. Oft wissen sie in ihrer Nervosität nicht, was sie wollen. Die müden Verkäufer werden zur Verzweiflung gebracht, weil der Einkauf solange dauert, daß die Kundin nach Ladenschluß durch die Hintertür herausgelassen werden muß. Die Frauen kommen dann halt nach Hause, das Abendbrot wird — siehe Mittagbrot — in Eile und lustlos zusammengestellt, und wieder beginnt der trostlose Turnus, unter dem die ganze Familie und nicht zuletzt die unpünktlichen Frauen leiden, denn es geht nicht ohne Krach ab.

Im Gegensatz dazu hat die pünktliche Frau die richtige Zeiteinteilung. Sie beginnt keine Arbeit, ohne sich zu überlegen, ob sie auch rechtzeitig damit fertig wird, sonst verschiebt sie sie lieber auf einen geeigneteren Tag. Sie unterläßt sich nicht auf der Straße mit den Bekannten, die sie alle Tage trifft, wenn — laut Verabredung — der Bote der Waschanstalt wartet. Sie sagt alles, was sie tut rechtzeitig an und hört rechtzeitig auf. Das ist die ganze Kunst, sich immer nur das vornehmen, was man leisten kann, sich ein Notizbuch anschaffen und alle Termine richtig eintragen, keine Verabredungen treffen, die man nicht pünktlich einhalten kann. Wieviel Glück durch unpünktliche Frauen in Scherben geht, läßt sich nicht ausrechnen. Daß viele Glücksmöglichkeiten sich nicht ausnutzen ließen, weil durch Unpünktlichkeit der rechte Moment verstrich, ist sicher. Eben sind zu Tausenden an der Unpünktlichkeit der Frauen gescheitert. Liebloskeit der Kinder gegenüber den Müttern hat ihren Grund in der Unpünktlichkeit, die den Kindern die ganze Schulzeit, die ganze Jugend verdüftete und niemals vergessen werden konnte. Viele Frauen, die über Vereinsamung klagen, dürften bei vernünftiger Selbstkritik dahinter kommen, daß ihre unverbesserliche Unpünktlichkeit Schuld an ihrem Unglück ist. Wer lädt jemanden zum zweiten die den Kindern die ganze Schulzeit, die ganze Jugend verdüftete und niemals vergessen werden konnte. Viele Frauen, die über Vereinsamung klagen, dürften bei vernünftiger Selbstkritik dahinter kommen, daß ihre unverbesserliche Unpünktlichkeit Schuld an ihrem Unglück ist. Wer lädt jemanden zum zweiten oder dritten Male zu einem Theater-, Kino- oder Konzertbesuch ein, der zu spät kommt, Aufregungen verursacht und das ganze — oft teuer bezahlte — Veranügen stört? Welcher Hausfrau kann man es verdenken, wenn sie sich für Gäste bedankt, deren Unpünktlichkeit das Essen verdaerrt, und wie sieht eine solche Mahlzeit dann aus, wie schmeckt sie, und was hat sie trotzdem gekostet! Das Sprichwort „Zeit ist Geld" hat noch niemals so viel ernste Bedeutung gehabt wie in unseren Tagen. Gerade jetzt rächt sich jede Unpünktlichkeit besonders schwer. Auf Arbeitssuche wird sich die pünktliche Frau bestimmt die besten Möglichkeiten sichern und ihren Posten auch behalten, während die unpünktliche überall zurückstehen dürfte.

Zeitgefühl kann man bei der Jugend erwecken und erhalten, wenn man sie zwingt, immer wieder auf die Uhr zu sehen, ihr beibringt, daß die Zeit nicht stille steht und jede Stunde, jede Minute, praktisch ausgefüllt werden muß. Indes' haben all die Ermahnungen keinen Zweck, wenn das gute Beispiel fehlt — und immer wieder muß daran erinnert werden, daß die Kinderstube die Grundzelle ist und bleibt, in der alle Vorzüge und Mängel der Jugend erkannt, gesteigert oder vermindert werden sollten.

Lächeln und Lachen
über lustige Sachen

Leere Drohungen

„Wenn ich vier Wochen ganz artig bin", erzählt Ilse, „bekomme ich ein Fahrrad. Aber ich glaube, so lange kann ich gar nicht artig sein."

„Och", zuckt Peterle die Achsel, „nicht so schlimm. Mein Vater hat mir auch sowas gesagt. Und dann habe ich zwei Fensterscheiben eingeworfen, die Lisa verhauen und die ganze Erdbeermarmelade aufgegessen. Und als die Zeit rum war, hab' ich das Brüderchen doch gekriegt!"

(Lustige Blätter.)

*

„Wie glücklich bin ich, Fräulein Gretchen, daß Sie auch einmal an mich gedacht haben!"

„Ja, Herr Ritter, wenn ich allein bin, denke ich oft an so dummes Zeug!"

Aus der Jugendzeit

Knolles gingen ins Theater.

Plötzlich erlosch das Licht.

„Aha", sagte Knolle sachverständig, „jetzt kommt der Mondscheinwalzer, Emma!"

Das Muster

„Was haben Sie da für eine hübsch genusterte Tischdecke?!"

„Ja, an dem Tisch macht mein Junge immer seine Schularbeiten!"

(Fliegende Blätter.)

*

„Anny", sagt Elsbeth, mit Freudentränen in den schönen Augen, „ich bin selig! Sieh nur den herrlichen Ring mit dem echten Brillanten, den mir mein Verlobter zum Geburtstage schenkte! Wie liebe ich diesen Mann!"

„Ja, weißt du denn", fragt Anny, „ob der Stein auch echt ist?"

„Natürlich weiß ich das" erwidert Elsbeth, „ich habe ihn doch gleich beim Juwelier schätzen lassen!"

(Neue Ja.)

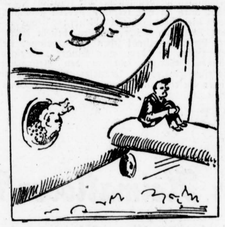
Werbung

Bremer kommt zum Friseur. Der Laden ist gesteckt voll.

„Sie werden sofort bedient", sagt der Meister, „nehmen Sie nur Platz!"

Guckt Bremer bedenklich: „Und die anderen Herren?"

„Ach", meint der Friseur, „die sitzen hier nur Reklame, wegen der Konkurrenz gegenüber!"



„Bist du immer noch böse, Liebling?"
(„Schweizer Illustrierte", Zofingen.)

*

„Herr Professor, wie lange darf ich die Eier kochen?"

„Liebes Kind, das ist mir gleich, ich habe Zeit!"

*

Der Junge saß auf dem Apfelbaum.

Der Besitzer kam: „Wart', dir werde ich helfen!"

Rief der Junge: „Is jut, dann halten Se man den Sack uff!"

(Lustige Blätter)

Das Experiment

Der italienische Reisende Antonio Banni geriet in die Gefangenschaft eines afrikanischen Sultans und sollte hingerichtet werden, „Sohn der Sonne", sagte Antonio, „schenke mir das Leben, um deine Regierung durch das größte Wunder zu verherrlichen. Ich besitze die Kunst, einen Elefanten binnen zehn Jahren sprechen zu lehren!"

Der Sultan erstaunt und begierig auf den Erfolg übergab ihm einen seiner schönsten weißen Elefanten als Pfalling.

Die Gefährten Bannis waren erstaunt über seine Kühnheit und prophezeiten ihm den schrecklichsten Tod bei Mißlingen seines Versprechens. Aber der verschlagene Reisende sagte ganz ruhig: „Laßt mich nur machen! In zehn Jahren ist entweder der Sultan — oder ich — oder der Elefant tot!"

Banni hatte recht, denn schon im dritten Jahre seines Aufenthaltes starb der Sultan, und dessen Nachfolger gab ihn frei.

„Hier, Herr Meier, mein Vater schickt Ihnen, bitte, die Rechnung. Und ich soll nicht eher weggehen, bis Sie das Geld bezahlt haben."

„Wieso, mein Kleiner, hast du denn schon deine großen Ferien?"

Zeichnung: Edler (M).

*

Der Lehrer geht mit der Klasse spazieren. An einem Kalksteinbruch macht er halt.

„Früher war hier das Meer", erklärt er, „und da gab es viele Fische ..."

„O ja, Herr Lehrer", ruft Fritz plötzlich aus, „da liegt sogar noch 'ne Sardinenbüchse!"

Im Theater

Die Musiker stimmen die Instrumente. Im Parkett sitzen Richard und Frieda.

Richard sagt: „Die Musiker stimmen!"

Fragte Frieda: „Wieso? Hast du sie gezählt?"

*

„Was ist das Wichtigste, worauf der Soldat achten muß, wenn er sein Gewehr reinigt?"

„Die Nummer, Herr Feldwebel!"

„Auf die Nummer? Weshalb auf die Nummer? Quatschen Sie doch keinen Unsinn!"

„Damit er nicht aus Versehen das Gewehr eines anderen reinigt!"

(Lustige Blätter.)

Genauigkeit

Ziegelbirne hat Fleisch gekauft.

Der Metzger wog und packte ein.

„Da fehlt noch etwas", behauptet Ziegelbirne.

„Was denn?"

„Ihr Daumen. Mitgewogen haben Sie ihn, aber Sie haben ihn nicht dazu gepackt."

(Lustige Blätter.)

*

Er lernt Kurzschrift, und seine kleine Frau ist sehr stolz auf ihn.

„Kannst du so schnell schreiben, wie ich spreche?" fragte sie.

„So schnell schon, aber nicht so lange!"

(Illustrierter Beobachter.)

Graue Haare sind i. 8 Tg. natur. durch „3-3-1". RM. 1.85 portofr. frei nachher, Geld zur. A. Kirchner, Augsburg H/78.

Ehe-Glück Nach Ihrer eigenen Wahl in vornehm diskr. Art. Seit 20 Jahr. erfolgreich Ehevermittl. mit Ideal. Zeitln. „Ideal Bund", Bielefeld-München M Bach 78

Heiraten

Suche für meinen Freund, als leichter Unfallrentn., tätig, 35 J., m. Geschäft

Einheirat

in fl. Landwirtsch. auch Witwe nicht ausgeschlossen.

Bildoff. u. Nr. 1135/4 Der 7. Tag" Badd.

Unterricht

Stottern heilt. Bewährt. Prosp. fr. Fachinstitut Nauckel, Berlin-Ch. Dahlmannstr. 28

Ein Kraftquell für Sportler

Einige meiner Sportkameraden haben sich davon überzeugt und sie werden auch dabei bleiben. Dann Quick mit Lezithin hat sich bis jetzt gut bewährt."

So schreibt K. Kramp, Sportlehr., Berlin, Revalerstr. 13 am 14. 3. 38 Ober

QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven

Kolt. inkl. M. 0.30 — 1.13 — Sparpackung M. 4.— in Apotheken und Drogerien

WOHLTAT für jedes OHR bei Zugluft, Wind, Erkältung, beim BADEN. Die antiseptisch-schalldurchlässigen, Tiefbarkeitsplopfen sind vorzüglich, selbst bei altem Ohrenleiden in Apoth.-Drop. 30 und 90 Pf.

Damenbart

Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt. Aerzten u. Fachpersonen empfiehlt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1935, London 1935. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs.) Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Nr. 406909 schützt vor Enttäuschung. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für große Fläche 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Inserieren in unserer Zeitung führt stets zum **Erfolg!**

Trinker Rauschvorbeugung u. Entziehungskur. Prosp. m. gold. Medaille Aufklärungskasten Postfach Nürnberg 511 4g

Ernste Helfer im Dienst am Kunden sind gute Anzeigen

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötiger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämt lich in Paderborn. — „Der 7. Tag": II. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

1. Jahrg. – Nr. 34 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 20. August 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Generationen bauen ein Volk

Ob es wohl schon eine Zeit gegeben hat, zu der niemand der geruhsamen Vergangenheit nachgetrauert hätte? Wenn man nur ein wenig in Zeitungen, Zeitschriften oder wohl auch Tagebuchblättern der Vergangenheit herumgestöbert hat, so wird man an unmöglichsten Stellen die bewegte Klage über die zunehmende Hast und Unrast des menschlichen Lebens im Zeichen der zunehmenden Zivilisation gefunden haben — und wir brauchen etwa nur an das kürzliche hundertjährige Jubiläum der Berlin—Potsdamer Eisenbahn zu denken, um uns vor Augen zu führen, wieviel Romantik auch jene Vergangenheit für unseren rückschauenden Blick noch in sich birgt, obwohl die Unkenrufe damals kein Ende nehmen wollten. So steht die Gegenwart für jeden von uns — mögen wir auch mit schwachen Sinnen und gespannter Aufmerksamkeit in den tausendfältigen Realitäten unseres vorwiegend politisch ausgerichteten Lebens- und Schaffensraumes stehen — voller Wunder und Verzauberung. Und wenn wir als erwachsene, im ernsten Lebenskampf stehende Männer vor nicht allzu langer Zeit vielleicht noch eine geheime Scheu vor eben jenen Sternfunden empfunden haben mögen, die uns dann und wann über die Nüchternheiten unserer Werktage hinaustragen und uns, im Kleinen wie im Großen, ungeahnte schöpferische Kräfte verliehen, dann ist heute jene Scheu einer bejahenden Hingabe gewichen: denn nun erleben wir jene Höhepunkte unseres Menschentums nicht mehr als einen unvereinbaren Gegensatz zu dem manchsten und harten Einsatz aller Kräfte zum Werk dieser Welt, nun ringen nicht mehr zwei widerstreitende Seelen in unserer Brust — sondern in unserer neuen Weltschau haben wir die Einheit und Ganzheit unseres Lebens erfahren: das Verhältnis des endlichen Gliedes zur unendlichen Kette, des winzigen Tropfens zum niemals versiegenden Erbstrom im Kreislauf von Sippe und Volk.

Wenn wir uns aber dieser tiefsten Verankerung unseres gesamten Daseins in ihrer vollen Bedeutung bewußt geworden sind, wenn wir die praktisch-nüchterne wie auch die seelisch-erhabene Bedingtheit unseres Seins als Ausfluß und Manifestation einer schöpferischen und weltgestaltenden Urkraft erfahren haben, dann müssen uns auch immer wieder aus dieser Quelle kostbare Erlebnisschätze zuströmen. Welcher Städter hätte wohl nicht manchmal den Bauer auf seiner ererbten Scholle ganz insgeheim beneidet um das beglückende Gefühl, den uralten Boden der Väter bearbeiten, Haus und Hof seiner Vorfahren bewohnen zu dürfen! Nun aber ist auch im Lebenskreis des werktätigen Volksgenossen diese Empfindungswelt erschlossen: wenn auch nicht an den greifbaren Dingen der alltäglichen Umwelt, so doch in der tiefinneren Verpflichtung und Verantwortung jeglichen produktiven Schaffens vor der Gesamtheit erfährt heute jeder einzelne die über sein befristetes Leben hinausreichende Einordnung von Generationen um Generationen in den Daseins- und Aufbauwillen ihres Volkes. Und da zählt der Mann im blauen Arbeitskittel genau so viel wie der weitschauende Industriekapitän, der schöpferische Konstrukteur oder Erfinder das gleiche wie jeder andere produktive Schaffende, wo immer anständige Gesinnung und Haltung ihr Tun bestimmen.

Wer wollte da nicht mitten im drängenden Getriebe des Alltags einmal innehalten und an die Zeit zurückdenken, als noch nicht unsere Generation, sondern die unserer Väter hier und da und dort überall die Hand am Steuer hatte, wo heute unter mannigfach veränderten technischen Bedingungen zwar, doch grundsätzlich mit genau den gleichen Aufgaben und Zielsetzungen wir Posten bezogen haben. Summte da nicht einem Vater dasselbe Maschinengeräusch in den Ohren, das heute dem Sohn zum Lied der Arbeit geworden ist? Dröhnte nicht tagaus, tagein das Hammerwerk seinen schweren Rhythmus schon einmal uns ins Blut, noch ehe wir wohl gar das Licht der Sonne erblickten? Wurden nicht an diesem Schreibtisch, an jenem Zeichenbrett schon einmal in fieberndurchwachten Nächten schöpferische Ideen gelegt? Tausendfältig sind die Bande, die so unsere schaffende Generation mit Leben und Werk des vorigen Menschenalters verbinden. Nicht immer kann es die Uebereinstimmung der Tätigkeitsgebiete sein, die uns da an unsere Altvordern erinnert in unserem eigenen Werk. Aber wenn wir ein Herz haben und ein Ohr für die leisen inneren Stimmen, dann fühlen wir uns unzählige Male am Tag von jenem Hauch der Vergangenheit berührt, jener Vergangenheit, deren Erbe wir ja im Blute tragen, als Mahnung und Bekenntnis zugleich, es jenen Besten vor uns gleichtun zu wollen, ein jeder an seinem Platze.

Und wenn wir uns so der Vergangenheit verpflichtet fühlen, das von ihr überlieferte Werk treulich und nach Kräften weiter zu fördern, dann fühlen wir auf der anderen Seite auch bereits die hohe Verantwortung vor der Zukunft, der wiederum unsere Vorsorge gelten muß, damit auf diesem Grund ein neuer, noch stolzerer Bau sich erheben kann. So ist dann schließlich unser unscheinbares Tagewerk in den ewigen, nie versiegenden Strom der Geschlechter eingefügt, und wir erleben an uns selber die hohe Sendung des Menschen!

Herbert Mylo

Ein Fischerbrautpaar von der Kurischen Nehrung / Frits van Dongen, Kristina Söderbaum in dem Tobis-Film: „Die Reise nach Tilsit"

„Wünschen Sie, geweckt zu werden?“

Eine Feriengeschichte von Christoph Walter Drey

Der Kellner im Gasthaus „Zur schönen Fernsicht“, 602 Meter über dem Meeresspiegel, erkundigte sich dienstbeflissen: „Zum Sonnenaufgang wollen der Herr zeitig geweckt werden?“

„Nein, ich wünsche nicht geweckt zu werden!“ sagte der Herr kurz. „Ich wünsche auch nicht, daß mich morgens das Weckgebimmel stört oder das grobe Geklopfe an den Türen. Verstanden?“ Er wandte sich wieder seinem Teller zu.

„Wie kann man nur?“ meinte das junge Mädchen an einem der Nebentische zu ihrer Nachbarin.

„Der liebt wohl mehr die prosaischen als die poetischen Naturgenüsse. Man sieht's ihm ja an!“

Sein Touristenanzug war zwar abgeschabt, das ganze Reisere etwas ungepflegt, aber als er jetzt flüchtig aufblickte, war ein beluftigtes Blinzeln in den Augen.

„Zu, das hat er gehört!“ flüsterte die Blonde.

„Laß ihn doch!“ Das Fräulein mit dem dunklen Kraushaar sagte vernehmlich: „Einen herrlichen Sonnenaufgang muß man hier oben haben. Wir dürfen ihn nicht verschlafen, Hilde! Auf alle Fälle wollen wir uns wecken lassen. Es wird doch geweckt, Herr Ober?“

Das war eine Frage, wie der Kellner sie gewohnt war.

„Gewiß, wie die Herrschaften befehlen! Ganz pünktlich!“

„Aber wir haben einen festen Schlaf. Man muß schon sehr laut bei uns klingeln, tuten, klopfen oder was Sie sonst für ein Signal geben. Am besten, alles zusammen, und so, daß es durchs ganze Haus schallt.“

Ein beinahe ängstlicher Seitenblick des Kellners streifte den Herrn, der wieder aufschaute.

„Je mehr Lärm, um so poetischer!“ brummte er anzüglich und nahm einen Schluck aus seinem Glase. „Leider bekommt Frau Sonne davon in der Regel solch einen Schreck, daß sie sich gleich wieder unsichtbar macht.“

„O, sie wird nicht so nervös sein wie manche Herren, trotzdem sie nur eine Frau ist!“

„Annemarie!“ mahnte Hilde. Aber die Freundin war nun einmal in Kampfesstimmung.

„Dann versteckt sie sich vielleicht aus Verdruß über die Schmeicheleien, die ihr in aller Herrgottsfrühe an den Kopf geworfen werden. „Wundervoll!“ „Entzückend!“ „Großartig!“ „Reizend!“ Womöglich auch von holden Lippen: „Ach, wie süß!“ Die lieben Leutchen können ja nicht den Mund halten und still bewundern. Es ist bei ihnen auch gar keine echte Bewunderung, sie bewundern nur sich selbst“, entgegnete der Gegner des Weckens.

„Um so echter ist die Bewunderung für jeden Höhenmenschen, dem man auf der Höhe begegnet!“ spottete Fräulein Annemarie.

„Gestatte für meine Person!“ sagte er, zahlte, nahm seinen Rucksack und ging mit gemessenem Gruß. „Also Zimmer siebzehn?“ Hörte man ihn noch den Kellner fragen.

„Ein anmaßender Mensch!“ meinte Annemarie. „Wenn er nur seine Ruhe hat, die anderen können den Sonnenaufgang verschlafen!“

Nochmals schärfte sie dem Ober ein, recht laut wecken zu lassen. Und es genügte, um auch die Schwerhörigen unter den Gästen der „Schönen Aussicht“ aus dem Schlummer zu schrecken.

Die beiden jungen Mädchen waren mit die ersten.

Als sie über den Korridor schritten, ließ Annemarie den mitgenommenen schweren Bergstock fallen.

Da öffnete sich eine Tür, ein kurzgeschorener Kopf fuhr heraus. „Danke! Mein Bedarf an ruhestörendem Lärm ist vollauf gedeckt!“ Schon war er wieder verschwunden.

„O, Annemarie“, sagte Hilde schüchtern, „er wird das für Absicht gehalten haben!“

Die Freundin lachte nur.

— — — — — — — — — —

Frau Sonne war an diesem Morgen jedenfalls in glänzender Laune; sie warf goldene Schleier über die Häupter der Berge.

Die Menschen auf dem Aussichtspunkte der „Schönen Aussicht“ standen stumm, überwältigt.

„Großartig! Einfach großartig!“ platzte da auf einmal eine Stentorstimme in die andächtige Stille hinein.

„Ausgerechnet!“ Annemarie staunte nicht mehr die Sonne, sondern den Herrn von Nummer Siebzehn an, der gestern so abfällig über die Leute geurteilt hatte, die beim Sonnenaufgang nicht den Mund halten können.

Er schnitt ein kläßliches Gesicht.

„Ja, nun mußte mir das entschlüpfen“, sagte er. „Männliche Konsequenz, nicht wahr? Ich schäme mich.“

„Wenn Sie, der Sie bei anderen Leuten keine Bewunderung mögen, der ihnen wenigstens einen etwas poetischeren Ausdruck gegeben hätten!“ meinte sie. „Aber „großartig“, „einfach großartig!“ — wie prosaisch!“

„Sehr richtig! Doch eines zieht das andere nach sich. Wäre ich nicht so inkonsequent gewesen, aufzustehen, wär's mir nicht passiert. Aber der Heidenspektakel beim Wecken! Und dann hatte ich den Wunsch — — ja, sehen Sie, ich hatte mir nachher Vorwürfe gemacht, daß ich gestern so unliebenswürdig war. Beim Sonnenaufgang war ich sicher, Sie zu treffen. Später konnten Sie Ihren Wanderstab schon weitergesetzt haben. Ich — —“

Bitte, mein Herr, der Sonnenaufgang —!“ unterbrach sie ihn und wandte ihre Aufmerksamkeit dem prächtigen Naturschauspiel zu.

„Die liebe Sonne wird noch millionen- und milliardenmal aufgehen“, seufzte er, „und man wird immer wissen, wo man sie zu finden hat. Sie scheint durch ihren Schein sogar einige Ortschaften, die nur aus einzigen Buchstaben bestehen, wie „O“ im Departement Orne, „Y“ an der Somme. Der letztere Ort, der 121 Einwohner hat, ist bereits im 12. Jahrhundert erwähnt standen und erscheint seit 1584 unter dem Namen „Y“. Automobilisten halten die Ortstafel häufig für die Ankündigung einer Weggabelung, was zu mancherlei Mißverständnissen führt.

*

Ist es nicht seltsam, daß sich 200 Jahre nach dem Tode der Kleopatra die Altertumsforscher mit der Frage beschäftigen, ob diese in die Geschichte eingegangene historische Königin schön war? Die Schriftsteller haben uns die Reize dieser Frau in den glühendsten Farben ausgemalt, besonders Plutarch wußte den Zauber Kleopatras nicht genug zu rühmen. Gibt es denn stärkere Beweise für die Anziehungskraft der vielbesungenen Königin, als sie Männer wie Antonius und Cäsar in ihre Bann zu ziehen vermochte?

Und doch sind die Archäologen, die sich in jüngster Zeit in Alexandria mit Ausgrabungen beschäftigt haben, geneigt, die Schönheit der Kleopatra in Zweifel zu ziehen. Sie erklären, daß die Herrscherin bei weitem nicht so schön gewesen sein könne, wie es die Geschichtsschreiber von ihr behaupten. Das gehe vor allem aus einem Relief hervor, das man im Tempel zu Dendera gefunden habe. Nach diesem Abbild habe Kleopatra eine auffallend lange Nase und unschönes, eckiges Kinn besessen, das ihrem Gesicht einen harten, herrschsüchtigen Charakter verlieh. Dermaßen hätte der große Cäsar also einen schlechten Geschmack gehabt — oder Kleopatra hat verborgene Reize besessen, die selbst den Altertumsforscher unserer Tage entgangen sind.

*

Um ein Haar hätten die Festvorstellungen die alljährlich in der französischen Stadt Orange im Departement Vaucluse stattfinden, in letzter Minute ausfallen müssen. In Orange, der Geburtsstadt Daladiers, befindet sich ein berühmtes antikes Theater aus der Römerzeit mit einem gewaltigen Triumphbogen, das den Rahmen der eine Woche dauernden Freilichtaufführungen bildet. In diesem Jahr sollte eine Neueinstudierung der Oper „Oedipus“ gegeben werden. Sämtlich gut geschulte Choristen hatten, als Statisten verkleidet, in den Ruf „Marschieren wir!“ auszubrechen. Aber zur Verzweiflung des Spielleiters weigerte sich der Chor, in den Worten die Tat folgen zu lassen. Sogar Mitglieder beharrten darauf, daß man nicht marschieren und zugleich singen könne und daß in ihrem Kontrakt von Marschieren kein Wort stehe. Sie seien zum Singen da und zu nichts anderem. Als der Regisseur sich doch auf die Ausführung seiner Anordnung bestand, erklärte der Chor im Chor, daß man in den Streik trete. Die Durchführung der Vorstellung war in Frage gestellt, wenn der Chor nicht marschieren wollte! In letzter Minute rettete eine Abteilung des in Orange stationierten 10. Dragonerregiments die Situation, die das Marschieren übernahm und jetzt allabendlich, wenn der Chor in den Ruf „Marschieren wir!“ ausbricht, im Parademarsch die Bühne überquert.

*

Die Thompson Street in New York war dieser Tage der Schauplatz aufregender Ereignisse. Die ganze Straße hatte sich gegen ein neuvermähltes Ehepaar verschworen, das das Aergernis seiner Nachbarn erregte. Kaum waren der 60jährige Harry Locette und die 16jährige Torsilla vom Standesamt heimgekehrt, als die Radauszenen begannen. Hunderte von Menschen sammelten sich an, die schrien, johlten und pfiffen und Steine gegen die Fenster des im Aller ungleichen Paares warfen. Ausrufe, wie „Greis soll sich schämen!“ und „Kinderschänder“ wurden laut, und als der Ehemann zur Türe hinausgehen wollte, wurde er durch ein Bombardement schleunigst wieder ins Haus zurückgetrieben.

Freunde des Mannes, die für ihn Partei nehmen wollten, wurden von der wütenden Menge geschlagen, und schließlich mußte die Feuerwehr, Polizei und die Sanitätskolonne in der Thompson Street erscheinen, um die Ruhe wiederherzustellen. Aber kaum war die Polizei wieder abgerückt, als der Tumult von neuem begann. Es blieb nichts anderes übrig, als das Hochzeitspaar unter polizeilichem Schutz aus seiner Wohnung zu holen und vorerst in ein Unterkunftshaus zu bringen, dessen Adresse geheimgehalten wird.

Jo-Jo

Die kleine Opferbüchse

In einem Bauernhof war der Brunnenschacht zusammengebrochen und hatte zwei Arbeitskameraden verschüttet, welche die Wasserquelle tiefer legen wollten. Nach fünfstündigem Schaffen konnte einer dem Tode entrissen werden. Der zweite, ein Vater von vier Kindern, lag 56 Meter tief an der Brunnensohle. Vier Meter Kies und Erde über ihm.

Es wird die Feuerwehr gerufen. Schnelle Hilfe ist unmöglich. Der Schacht muß erst neu ausgeschlagen, die Wände mit Balken und Bohlen versteift werden. Das mag vier, fünf Tage dauern und derweilen . . . Im Baumschatten der Linde steht die junge Frau des Verschütteten. Zerbeißt vor Weh und Schmerz das weiße Tüchl. Die vier Kleinen hängen weinend an ihrer Schürze.

Rot schweißt eiserne Bande im deutschen Volk. Viel Schicksalsschläge treffen hart den Bauern: Wetter und Hagel, wilde Wasser, Feuersnot und Wiehsterb. Nie wird er verzweifeln. Er weiß: neben und hinter im steht der Nachbar. Das ist wieder ein Bauer und der wird ihn decken, so er ein rechter Deutscher ist. Decken mit Hab und Gut, mit Leib und Leben.

Vier Meter Kies und Erde über dem Verschütteten!

Fremde Hilfe? Sie sind auf sich allein gestellt. Die Alten schütteln die grauen Köpfe. Falten die zerarbeiteten Hände.

Die Jungen gehen an das Werk. Es ist eine ungeheure, ungewohnte Arbeit und trotzdem fahren und steigen sie in den finsteren Schacht. Achten nicht der überhängenden Kiesmächten, die bei ungeschicktem Hantieren niederbrechen, sie alle verschütten können. Des Kameraden Not läßt die eigene Gefahr vergessen.

Einen Tag und eine Nacht schuften sie unermüdet. Es hat sie keine aufgefordert, keiner verpflichtet hierzu. Mit verbissenen Zähnen wühlen und graben sie im Sand. Schaufeln das Geröll zu Tag. Stützen die Wände. Schönen neue Streben und Balken. Finden kaum Zeit, den Schweiß von der Stirn zu wischen. Vergessen Mittag, Vergessen Vesper. Vergessen Tag und Nacht und sich selber im tiefen Schacht.

Zwei Meter Erde haben sie gefördert.

Ob er noch lebt . . .?

In der Quellenstube ist ein freier Raum. Wenn er dort hinein sich retten konnte. Das Wasser kann genügend Lebensluft ihm bringen. Vielleicht . . .?

So überlegen die Rastenden. Die anderen werken und graben, graben und werken. Finden keine Zeit zum Denken.

Eine Kiesbank rutschte von Neuem ab. Die geschaffte Arbeit war vergebens. Da fällt auch die Jungen der Zweifel an. Aber die junge Mutter an der Linde mit den vier Kindern treibt sie wieder in den Schacht. Ihre tränenlosen Augen bitten und flehen.

Am Morgen war eine kleine Opferbüchse am Türbalken zur Brunenstube gehangen. Eine kleine, bunte, zerbeulte Sparbüchse aus Blech, wie sie die Bauernkinder haben. Kein Mensch wußte zu sagen, wer sie angebracht hatte. Ein Volksgenosse, ein Kamerad wird es gewesen sein, dem heiße Bruderliebe den Einfall gab? Eine Mutter, die selber Kinder ihr eigen nennen durfte?

Wie zu einem heiligen Ort wallen die Bauernleut aus der weiten Umgebung zu dem Unglücksschacht. Werfen einen schnellen Blick in den tiefen Brunnen, in dem die selbstlosen Retter über dem Verschütteten werken.

Es stand kein Mensch an der kleinen, bunten Opferbüchse, der mahnend sprach, ihren Sinn und Zweck auslegte und trostdem suchte jeder in seiner Tasche, gab seinen Groschen in den schmalen Schlitz für den Bruder, der unter Kies und Erden hingraben lag.

Pioniere kamen am zweiten Morgen. Junge Soldaten mit einem blutsjungen Offizier. Sie frugen nicht lange. Gingen ans Werk. An der langen Leiter stieg der Leutnant in den Schacht. War zehn Stunden ununterbrochen in der Nacht. Zehn Stunden ohne Rast und Unterlaß, schwebten in Eimern und Schäffeln und Körben Kies und Erden zutag, ohne Unterlaß und ohne Ende.

Und als die Leute auf dem Hof die letzte Hoffnung fahren ließen, die junge Frau ohnmächtig in das Haus getragen werden mußte, da drückte am Brunnenrand das Gesicht des jungen Leutnants auf, bleich, gelb drebverkrustet, übernächtigt und über der Schulter der Verunglückte.

Die Leute wußten kein Wort des Dankes. Standen ergriffen und schweigend vor der Tat.

In der Stube bettete der junge Offizier den Entkräfteten.

„Gerettet . . .??“

„Gerettet“, bestätigt der Arzt.

„Und in der kleinen Opferbüchse . . .?“

„An die zweihundert Mark!“

„Das wird den Leuten auf Sinn“, lächelt der Retter, legt grüßend die Hand an die verschlammte Feldmütze.

„An die Geräte!“ Sein Kommandoruf klang durch den Hof.

„Aufsitzen!“

Die Pioniere klitzten in die Wagen.

Ein Armzeichen und eine dicke Staubwolke verschluckte die Retter. —

Lorenz Strobl

Strandkorb zu vermieten!

Die Badesaison in dem kleinen Seebad hatte begonnen. Dicht am Hauptweg, der zum Strand führt, saß ein junger Mann. Eine blaue Ruderermütze klebte auf seinem blonden Haarwirbel. Er war braungebrannt wie eine Kaffeebohne, hatte weiße, blitzende Zähne und sah ausnehmend freundlich aus. Er lehnte auf einem umgestürzten Strandkorb und baumelte vergnügt mit den Beinen. Dazu pfiff er durch die Zähne ein rauhes Seemannsliedchen, dessen Text man in keinem Lesebuch für höhere Mädchenschulen nachzuschlagen braucht. Aber sonst bot er einen angenehmen Eindruck, der junge Mann. Gleich neben dem umgestürzten Strandkorb stand ein zweiter. Auf seinem Rücken leuchtete ein Zettel, der in etwas derb gezeichneten Buchstaben offerierte:

„Strandkörbe zu vermieten! 1 Mark pro Tag, auch stundenweise. Hannes Klütt, Flundernstraße 3.“ Auf diesem Zettel ruhte der Blick des jungen Mannes in den Pfeifpausen, und von dort lief er seine Augen über die ankommenden Badegäste ableiten.

Dann pfiff er die nächste Strophe.

Er war bereits beim 20. Vers angekommen, als Herr Mennige aus Berlin den Hauptweg entlang geschlendert kam. Auch Herrn Mennige Blick blieb auf dem jungen Mann und dem weißen Zettel am Strandkorb ruhen.

„Mojen“, grüßte er leutselig, „dieser Strandkorb ist also zu vermieten?“

„Jawohl“, sagte der junge Mann und baumelte weiter mit den Beinen, „wie Sie sehen. pro Tag eine Mark, auch stundenweise.“

„Stunde kommt darnicht in Frage“, bemerkte Herr Mennige, „ich dieb nämlich 14 Tage hier.“

„Schöne Zeit“, stellte der junge Mann sachlich fest und hoannn wieder zu pfeifen. Herr Mennige wurde ungeduldig. „Na, was ist nu, kann ich angablen auf den Strandkorb für vierzehn Tage? 10 Mark vielleicht, wird das recht sein?“

„Wie Sie wünschen“, meinte der Jüngling mit der Ruderermütze freundlich.

„Also schön, zückte Herr Mennige die Brieftasche, „abgemacht! Und vierzehn Tage bleib ich.“ Er legte dankend die Hand an die Stirne und trollte sich zum Strand. Der junge Mann setzte erneut mit der 20. Strophe ein.

Jetzt näherte sich ihm Frau Westerhagen aus Hamburg mit zwei hoffnungsvollen Knaben.

„Dieser S—trandkorb ist zu vermieten, noch?“

„Jawohl“, sagte der junge Mann, „pro Tag eine Mark, auch stundenweise, wie Sie sehen.“

„O pfuiteufel teuer“, seufzte Frau Westerhagen, „das macht doch für acht Tage acht Mark, noch?“

„Stimmt genau“, nickte der braungebrannte Jüngling freundlich.

„Dann s—telle Sie ihn mir also ab morgen bereit“, krawte Frau Westerhagen in ihrem Tätschton, „hier sind die acht Mark. Für acht Tage, aber bes—timmt, noch!“

„Jut“, sagte der junge Mann und begann die 27. Strophe. — —

Gegen Mittag kam Fräulein Annemarie aus Schönebera dahergeschritten. Sie hatte ein nettes, helles Kleidchen an. Ihre Beinchen leuchten ihgernd in den weißen Sand. Ihre blauen Augen leuchteten dazu und die süße Stupsnase schnuppverte die frische Seeluft.

Der junge Mann benann die erste Strophe eines glutvollen Tangos zu pfeifen und seine Beine baumelten lebhafter.

„Guten Tag“, sagte Fräulein Annemarie aus Schöneberg, „dieser Strandkorb ist also zu vermieten?“

„Jawohl“, sagte der junge Mann und zeigte lächelnd seine weißen Zähne, „wie Sie sehen, pro Tag eine Mark, auch stundenweise.“

„Ach, wie schade“, hauchte Fräulein Annemarie und wurde rot, „das ist mir zu teuer, haben Sie keine billigeren?“

„Das ist möglich“, sagte der junge Mann und sprang von seinem Sitz, „ich werde Sie zu Herrn Klütt nach der Flundernstraße begleiten, ich bin nämlich selbst nur Badegast, aber wissen Sie was, ich hab heut arad gute Geschäfte gemacht, ich bezahl den Strandkorb und wir benutzen ihn zusammen.“

Hermann Krause

Dies nebenbe

Obwohl sich die französische Sprache allgemeinen nicht durch sonderlich kurze Worte auszeichnet, kann Frankreich doch Rekord für sich in Anspruch nehmen, kürzesten Ortsnamen zu besitzen. So gibt es beispielsweise in den Ardennen eine Gemeinde, die „S“ heißt. In den Niederdenflächen von Landes findet man die Ortschaft „Fa“, im Departement Eure et Loir das Städtchen „Bu“, und an der Dordogne einem Nebenfluß der Saone, liegt das Dorf „By“. An der oberen Garonne begegnet man wir der Gemeinde „Oo“ und an der Isère dem Ort „Oz“. Berühmt durch ihren Schlagwein ist die Gemeinde „Ay“ an der Marne. Weitere derartige Ortsbezeichnungen lauten „Re“ in der Provinz Orne, „Hy“ in den östlichen Pyrenäen, „Ur“ in den östlichen Pyrenäen, „Oy“ an der Saone, „Eu“ und „Ay“ im Departement Seine et Oise. Ja, es gibt sogar einige Ortschaften, die nur aus einem einzigen Buchstaben bestehen, wie „O“ im Departement Orne, „Y“ an der Somme. Der letztere Ort, der 121 Einwohner hat, ist bereits im 12. Jahrhundert erwähnt standen und erscheint seit 1584 unter dem Namen „Y“. Automobilisten halten die Ortstafel häufig für die Ankündigung einer Weggabelung, was zu mancherlei Mißverständnissen führt.

*

Ist es nicht seltsam, daß sich 200 Jahre nach dem Tode der Kleopatra die Altertumsforscher mit der Frage beschäftigen, ob diese in die Geschichte eingegangene historische Königin schön war? Die Schriftsteller haben uns die Reize dieser Frau in den glühendsten Farben ausgemalt, besonders Plutarch wußte den Zauber Kleopatras nicht genug zu rühmen. Gibt es denn stärkere Beweise für die Anziehungskraft der vielbesungenen Königin, als sie Männer wie Antonius und Cäsar in ihre Bann zu ziehen vermochte?

Und doch sind die Archäologen, die sich in jüngster Zeit in Alexandria mit Ausgrabungen beschäftigt haben, geneigt, die Schönheit der Kleopatra in Zweifel zu ziehen. Sie erklären, daß die Herrscherin bei weitem nicht so schön gewesen sein könne, wie es die Geschichtsschreiber von ihr behaupten. Das gehe vor allem aus einem Relief hervor, das man im Tempel zu Dendera gefunden habe. Nach diesem Abbild habe Kleopatra eine auffallend lange Nase und unschönes, eckiges Kinn besessen, das ihrem Gesicht einen harten, herrschsüchtigen Charakter verlieh. Dermaßen hätte der große Cäsar also einen schlechten Geschmack gehabt — oder Kleopatra hat verborgene Reize besessen, die selbst den Altertumsforschern unserer Tage entgangen sind.

*

Um ein Haar hätten die Festvorstellungen die alljährlich in der französischen Stadt Orange im Departement Vaucluse stattfinden, in letzter Minute ausfallen müssen. In Orange, der Geburtsstadt Daladiers, befindet sich ein berühmtes antikes Theater aus der Römerzeit mit einem gewaltigen Triumphbogen, das den Rahmen der eine Woche dauernden Freilichtaufführungen bildet. In diesem Jahr sollte eine Neueinstudierung der Oper „Oedipus“ gegeben werden. Sämtlich gut geschulte Choristen hatten, als Statisten verkleidet, in den Ruf „Marschieren wir!“ auszubrechen. Aber zur Verzweiflung des Spielleiters weigerte sich der Chor, in den Worten die Tat folgen zu lassen. Sogar Mitglieder beharrten darauf, daß man nicht marschieren und zugleich singen könne und daß in ihrem Kontrakt von Marschieren kein Wort stehe. Sie seien zum Singen da und zu nichts anderem. Als der Regisseur sich doch auf die Ausführung seiner Anordnung bestand, erklärte der Chor im Chor, daß man in den Streik trete. Die Durchführung der Vorstellung war in Frage gestellt, wenn der Chor nicht marschieren wollte! In letzter Minute rettete eine Abteilung des in Orange stationierten 10. Dragonerregiments die Situation, die das Marschieren übernahm und jetzt allabendlich, wenn der Chor in den Ruf „Marschieren wir!“ ausbricht, im Parademarsch die Bühne überquert.

*

Die Thompson Street in New York war dieser Tage der Schauplatz aufregender Ereignisse. Die ganze Straße hatte sich gegen ein neuvermähltes Ehepaar verschworen, das das Aergernis seiner Nachbarn erregte. Kaum waren der 60jährige Harry Locette und die 16jährige Torsilla vom Standesamt heimgekehrt, als die Radauszenen begannen. Hunderte von Menschen sammelten sich an, die schrien, johlten und pfiffen und Steine gegen die Fenster des im Alter ungleichen Paares warfen. Ausrufe, wie „Greis soll sich schämen!“ und „Kinderschänder“ wurden laut, und als der Ehemann zur Türe hinausgehen wollte, wurde er durch ein Bombardement schleunigst wieder ins Haus zurückgetrieben.

Freunde des Mannes, die für ihn Partei nehmen wollten, wurden von der wütenden Menge geschlagen, und schließlich mußte die Feuerwehr, Polizei und die Sanitätskolonne in der Thompson Street erscheinen, um die Ruhe wiederherzustellen. Aber kaum war die Polizei wieder abgerückt, als der Tumult von neuem begann. Es blieb nichts anderes übrig, als das Hochzeitspaar unter polizeilichem Schutz aus seiner Wohnung zu holen und vorerst in ein Unterkunftshaus zu bringen, dessen Adresse geheimgehalten wird.

Jo-Jo

Die tote Stadt im Eis

Zukunftsland Spitzbergen?

Die nördlichsten Kohlenbergwerke der Welt

Von Spitzbergen ist in letzter Zeit wieder einmal viel die Rede gewesen — man fand dort große Kohlenvorräte und andere Bodenschätze, erbitterte Auseinandersetzungen um die Besitzrechte wurden ausgefochten. Spitzbergen hat überhaupt in den letzten Jahren eine recht bewegte Geschichte gehabt, reich an Ueberraschungen und seltsamen „Zwischenfällen“. Hierüber berichtet der nachstehende Artikel unseres Mitarbeiters, der während einer ausgedehnten Filmexpedition nach Spitzbergen dieses außerordentlich interessante Gebiet eingehend studiert hat.

Seit dem Jahre 1928 ist Spitzbergen norwegisches Mandats-Gebiet, bis dahin war es herrenlos. Solange der Walfang große Gewinne abwarf, gab es um die reichen Gebiete und Gründe dauernd Krieg zwischen den holländischen und norwegischen Fängern. Daß dieser Kampf nicht am grünen Tisch ausgefochten wurde, bewiesen wohl am besten die vielen Gräber in Magdalenenfjord und auf der Smeerenburghalbinsel. Dort befanden sich in den Sommermonaten einst die Hauptstützpunkte der beiden feindlichen Konkurrenten, dort qualmten die Tranöfendereien. Aber schließlich wurde die Zahl der Wale immer kleiner, das Auffuchen ihrer Herden immer schwieriger — und mit den großen Verdiensten war es vorbei. Langsam verfielen die Tranöfen und Baracken. Ruhe und Frieden kehrten zurück. 150 Jahre lang tümmelten sich kein Land und keine Kaufleute um Spitzbergen, es schien vergessen, nur einige unermüdliche norwegische und englische Walfischfänger holten sich alle Sommer ihren Anteil vom Ueberfluß des Eismeeres.

Kampf um schwarze Diamanten

Da setzte plötzlich der Wettlauf nach dem Nordpol ein. Spitzbergen gewann wieder Bedeutung als günstig gelegener Ausgangspunkt für die Expeditionen. Mit den Forschern kamen auch die Wissenschaftler und Geologen in das Land — es gab aufsehenerregende Funde und geheimnisvolle Bodenuntersuchungen. Es ist nicht bekannt, ob schon die ersten Entdecker und wiederholten Besucher von Spitzbergen die schwarzen, breitbarten Steine in dem Geröll der Schmelzbäche fanden. Sicher ist jedenfalls, daß sie diese Funde niemals erwähnten; Tran war damals eben wichtiger und Pelzwolle. Doch im Zeitalter der Maschinen sind Kohlen — besonders wenn sie so leicht abzubauen sind wie diese — gleichbedeutend mit großem Verdienst und schnellem Gewinn. Es stritten sich rasch Interessengemeinschaften zur Ausbeute der Bodenschätze von Spitzbergen — und damit begannen die Konflikte. Durch die Entdeckung der mächtigen Kohlenlager in Spitzbergen flammten die alten, halbvergessenen Besitzansprüche der verschiedenen Länder wieder auf. Holländische, russische, norwegische und schwedische Gruben wurden eröffnet und die Eigentums- und Nutzungsrechte mit Pfählen, die ein bestimmtes Gebiet absteckten, festgelegt. Dadurch war nach altem Brauch alles, was innerhalb der Pfähle lag, Eigentum des Besitzers.

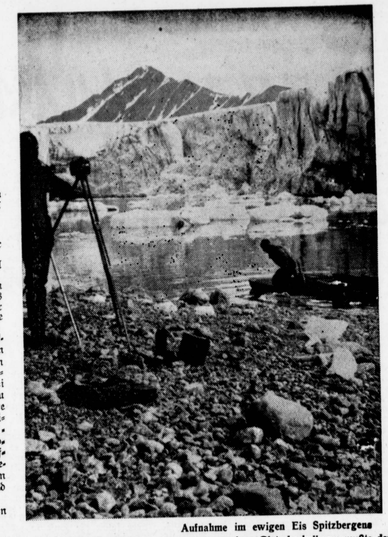
Unternehmungsgeist und Schwierigkeiten bieten sich aber nicht immer die Wage; der hohe Norden läßt nicht mit sich spaßen. Entscheidend wurde aber die Feststellung, daß die Wirtschaftlichkeit der Gruben keineswegs so befriedigend war, wie man am Anfang geglaubt hatte. Es war ja nicht nur damit getan, um solche Kohlenlager zu wissen, sondern es mußten Förderungskosten und Güte auch dem Wettbewerb auf dem Weltmarkte standhalten — und das war nicht der Fall. Viele Grubengründungen stellten sich als Fehlgriff heraus und führten ein kurzes Sommerdasein oder sie mußten nach weitgreifenden und teueren Vorbereitungsarbeiten wieder stillgelegt werden. Spitzbergen ist zweifellos überreich an Kohle — aber bisher wenigstens hat ihre Ausbeutung nur sehr wenigen Gesellschaften wirklich etwas eingebracht — die meisten haben hier im hohen Norden viel Geld verloren.

Mit Brettern zugenagelt

Aesund an der norwegischen Küste zwischen Bergen und Trondheim ist eine kleine Stadt mit großer Fischindustrie und scheinbar recht bemittelten Bürgern. Durch eine rege Werbung brachte man die Mittel zur Gründung einer gut fundierten Gesellschaft für Ausnutzung der Kohlenlager in der Königsbucht auf. Nun wuchsen dort plötzlich zweigeschossige Holzhäuser in die Höhe, Schmalspurbahnen mit deutschen Lomotiven rollten durch das Vorland, eine Werkeranlage wurde errichtet und die Förderung im großen aufgenommen; der Beflichkeit machte der Betriebsführung von vornherein viel Kopfzerbrechen, denn die Unkosten waren besonders im Winter sehr hoch, während die Weltmarktpreise darauf keine Rücksicht nahmen. Um die Nachteile von Dampfkraftmaschinen im Freien bei 40 Grad Kälte zu übertwinden, baute man ein elektrisches Kraftwerk mit den modernsten Dampfturbinen und Generatoren, um Transport- und Fördermaschinen elektrisch antreiben zu können.

Phantom einer Halle

Die Luftschiffhalle Amundsens und Nobiles in der Königsbucht auf Spitzbergen, im mystischen Lichte einer nordischen Sommernacht mit einer eigenartigen Doppelbelichtung festen. Foto (4) Wissenschl. Nachr.-Zentrale



Aufnahme im ewigen Eis Spitzbergens

In Erwartung einer Gletscherkalbung mußte der jeweilige Kameramann immer 6 Stunden Wache hinter den Aufnahmegeräten stehen. Er begrüßte dann freudig die Ablösung

Die tote Stadt

Unser Bild zeigt die Siedlung „Neu-Alesund“ auf Spitzbergen, die von den Norwegern zum Zwecke der Ausnützung von großen Kohlenlagern errichtet wurde. Die Kohle erwies sich als unverkäuflich — und so wurde Neu-Alesund zur toten Stadt, deren Häuser langsam verfallen

Aber auch diese Anstrengung war vergebens, denn es zeigte sich immer mehr, daß nicht nur die Massenförderung schwierig war, sondern auch der Massenabsatz vor Hindernisse stieß. Die Kohle dieses Gebiets ist außergewöhnlich fett, sie enthält viel Schwefel und ergibt eine Menge Teerprodukte. Für die hochentwickelte chemische Industrie Mitteleuropas wäre diese Kohle sehr brauchbar; absolut schädlich ist ein derartiger Brennstoff aber für die Roste der Handelsschiffe, denn die Schwefeldämpfe zerstören die Metalle und backen die Glut zusammen. Deshalb wollten immer weniger Reedereien diese Kohle verwenden, und schließlich blieben die aufgestapelten Halden der Winterförderung auch bei eisfreiem Schiffahrtswege liegen! Die Dividendenhoffnungen der Aktionäre flossen mit den schwarzen Schmelzbächen von den aufgeschütteten Kohlen in das Meer . . . Innerhalb kurzer Zeit wurde der Betrieb stillgelegt, die Arbeiter nach Hause geholt und die gesamte Anlage den Winterstürmen preisgegeben. Das Elektrizitätswerk konnte nicht mehr eingeweiht werden, die Stromerzeuger machten einen Probelauf, und davon ruhen sie heute noch aus.

Nun sind die rot gestrichenen Häuser schon viele Jahre verlassen, und die mit Brettern vernagelten Fensteröffnungen wirken wie die Augen lebloser Wesen. Die Leitungsmasten stehen schief mit zerrissenen Drähten im Gelände, die Geleise sind verschoben und unterspült — Rost und Zerstörung überall, eine „tote Stadt“. Jeden Sommer kommen einige Arbeiter, um die Maschinen als Schrott abzuhauen. Selbst hier klingen dann die einzelnen Hammerschläge durch die leeren Hallen. Pustend und schnaubend zieht eine alte Lokomotive die zerschlagenen Gußeisenstücke an den schwankenden Kai. Ein höchst überflüssiger „Direktor“ stampft mit Gummistiefeln durch den Schneestumpf seines verfallenden Unternehmens. Der hohe Norden war wieder einmal stärker als der Mensch.

Hermann Rauschert

Der gefrorene Marmor . . .

Unsere Aufnahme zeigt eines der vielen noch gut erhaltenen Häuser des ehemaligen **Marmorbruches** auf Spitzbergen. Die Arbeit mußte nach kurzer Zeit wieder eingestellt werden, weil der gewonnene Marmor zerfiel

Eine ärmlich Heilmann Lampion

Die große Überraschung

„Wir machen auch etwas", sagte Peter zu seinen Spielkameraden, dem zwölfjährigen Heinz, der zehnjährigen Lotte und der neunjährigen Elli. „Wenn die Großen ein Sommerfest abhalten, wollen wir doch nicht zurückstehen!"

„Ja", fiel Heinz ein, „ich habe gehört, daß es abends einen Fackelzug geben soll."

„Das ist ja!" Peter nickte, „und deshalb müssen wir jetzt überlegen. Wenn wir uns einig sind, rufen wir die übrigen Kinder der Kolonie zusammen und erklären ihnen, um was es sich handelt. Alle sollen mittun."

„Was meinst du denn?" die neunjährige Elli war das reine Fragezeichen. „Fürsten wir das auch?"

„Natürlich, wenn wir es ein bischen talentiert anfangen!"

„Na und?" Lotte, die ein wenig vornweg mit dem Munde war, drängte sich vor.

„Es hat jemand keine Zeit!" lachte Heinz. „Mensch, Peter, nun schieß los, sonst platzt sie noch vor Neugierde."

„Ich dachte mir" Peter machte eine Pause, um die Spannung seiner Spielkameraden zu steigern, „wir machen einen Lampionzug!"

„Fein!" die Mädchen klatschten in die Hände, und selbst Heinz meinte anerkennend. „keine schlechte Idee!"

„Als ob meines Vaters ältester Sohn", (das war Peter nämlich!) „schlechte Einfälle hätte!" Peter lachte, „aber es ist eine Bedingung dabei, wer mitgehen will, muß sein Lampion selbst gemacht haben ohne jede Hilfe. Die kleineren Kinder dürfen sich von ihren Geschwistern helfen lassen, nicht von Vater oder Mutter, und wer keine Geschwister hat, dem helfen wir. Einverstanden?"

„Einverstanden!"

„So, und spreche ich mit Herrn Seuberlich vom Feltkommitee, damit wir auf das Festprogramm gesetzt werden."

Der Seuberlich sank den Vorschlag von Peter ausgezeichnet, ja, es sollten sogar drei der schönsten Lampions mit einem Preise ausgezeichnet werden, wenn sie den Bedingungen entsprächen. Hochbeglückt meldete Peter diesen Erfolg seinen Freunden, die mußten in der Kolonie rundgehen und alle Kinder für Mittwoch Nachmittag auf den Festplatz bestellen. Das war ein Aufbrechen und Fragen, als Peter seinen Plan entwickelte, und da war nicht ein Kind, das nicht gern mitgetan hätte. Heinz und Peter, auch Lotte, erhoten sich den jüngeren Kindern, welche keine Geschwister hatten, zu helfen, und nun hub ein Anfturm auf das Papierwarengeschäft an. Das weißhaarige Fräulein Sander, welche alle Dinge, wie Briefpapier, Postkarten, Pakefadenfessen, Einschlagpapier, farbichte Butterbrotbeutel, Ausschneidebogen, Schulhefte, Tinte, Federn und Ansichtskarten von der Kolonie, verkaufte, verspracht, Riesenmengen von buntem Lampionspapier zu bestellen, dazu die notwendigen Stäbe und die kleinen Kerzen. Sie würde auch einige Lampions besorgen, falls inzwischen ihr doch nicht fertig würde, damit keines zurückbleiben brauchte. Sie beruhigte die Kinder, daß sie keinesfalls zu hohe Preise fordern würde, im Gegenteil, sie wollte schon sorgen, daß keiner zu tief in die Sparbüchse greifen müßte. Und die Mittwoch, heute war Montag, wäre das Gewünschte ganz bestimmt da.

Mit dieser beruhigenden Gewißheit verließen Peter, Heinz, Lotte, Emmi und das kleine Kennchen den Laden von Fräulein Sander. Und bald wußten alle Kinder der Kolonie Bescheid. Als der Mittwoch Nachmittag anbrach, sah ich Fräulein Sander von lovalen jugendlichen Kindern umringt, daß sie sich wünschte, ein Tausendfüßler zu sein, um alle Wünsche auf einmal erfüllen zu können. Aber alle kamen zu ihrem Recht und eilten hochbeglückt mit roten und blauen, mit grünen und gelben, manche sogar mit schwarzen Papier davon.

Das war ein geheimnisvolles Werken in den nächsten Tagen! Damit es nicht an Anregungen fehle, hatte Fräulein Sander ihr Schaufenster mit verschiedenen Arten von Lampionen geschmückt, so hatte man doch einen Anhaltspunkt. Peter, Heinz und Lotte halfen fleißig den jüngeren Kindern, damit verrann die Woche. Heinz hätte für sein Leben gern gewußt, welche Form Peters Lampion wohl hatte, aber selbst die sonst so redselige Lotte verriet es nicht, geschweige denn Peter! (Lotte konnte es auch gar nicht verraten, sie wußte es nämlich gar nicht!) Peter hatte niemandem etwas davon gesagt.

In Heinz erwachte der Ehrgeiz, zu gern hätte er den ersten Preis errungen. Sein Lampion war wunderschön, in das schwarze Papier hatte er kleinere und größere Sterne geschnitten, auf der einen Seite gar einen großen Kometen mit einem mächtigen Schweif. Im Dunkeln, wenn das Lampion erhellt war, sah man nur die hellen Sterne blinken. Aber auch Lotte war auf den Gedanken gekommen, Sterne in ihr Rundlampion zu schneiden, dagegen hatte Peter eine originelle Idee gehabt. Er hatte nämlich sein Lampion einer alten Stallaterne nachgebildet, so sauber und akkurat, daß er des ersten Preises sicher sein durfte. Auf diesen schönen Sonntag freute sich die ganze Kolonie! Kein Wölkchen trübte den Himmel, als die Antwohner die Augen öffneten, und es dünkte die Kinder, daß die Glocken heute noch einmal so hell ihren Sonntagsfegen über das fruchtbare Land riefen. Sie konnten kaum erwarten, bis es endlich Nachmittag wurde. Da gab es Ueberraschungen! Sackhüpfen und Würstelschnappen für die Kinder, wobei Preise zu gewinnen waren, und soviel Freude herrschte, daß man weithin das Lachen und Jauchzen hören konnte.

„Nun kannst Du mir doch sagen, wie Dein Lampion aussieht!" bettelte Heinz, „gleich sehe ich es ja doch!" Peter schüttelte den Kopf: „Ich frage dich ja auch nicht nach deinem!"

„Ich will es dir sogar zeigen!" erbot sich Heinz, „wir sind Freunde, weshalb solche Heimlichkeiten?"

Peter ließ sich nicht bestimmen, „wir haben es einmal so ausgemacht, daß die Lampions erst heute Abend zu sehen sind". damit ließ er Heinz stehen, der ihm verdrossen nachblickte. Plötzlich kam ihm ein Gedanke, den er, ohne sich lange zu besinnen, auch ausführte. Er hatte gesehen, daß Peters Großmutter nach Hause gegangen war, jedenfalls um die beiden Ziegen in den Stall zu sperren. Und da Heinz Peters Elternhaus kannte wie sein eigenes und wußte, wo Peters Schlafzimmer lag, so würde er einfach sich das Lampion ansehen.

Die Großmutter war wirklich auf dem Hofe und plagte sich mit den störrischen Ziegen ab, so gelang es Heinz, ungesehen in das Haus und in Peters Zimmer zu kommen. Auf dem Tische lag das Lampion! Heinz sah sofort, daß Peter den ersten Preis erhalten würde, und plötzlich raunte eine fremde Stimme ihm zu: verdirb etwas, dann bekommst du den ersten Preis! Weshalb immer Peter, den der schon in der Schule nicht überflügeln kannst! Unschlüssig drehte er das Lampion hin und her.

Aber dann setzte er es sehr behutsam und sorgfältig hin. „Nee, Heinz!" sagte er laut, „nee, dem Peter das Lampion verderben? Pfui!"

Rasch und leise verließ er das Haus und lief nach seinem Elternhause, um sein Lampion zu holen. Und das war gut, denn just hoo Peter um die Ecke, um nach seinem Lampion zu sehen.

Als es dämmrig wurde, ordnete Herr Seuberlich an, daß ein mächtiger Tusch geblasen werde. Das taten die Musiker auch und zwar so durchdringend, daß die Frauen sich lachend die Ohren zuhielten und die Männer meinten, diese Lautstärke wäre verschwendete Kraftanstrengung.

Die Kinder strömten mit ihren Lampions von allen Seiten heran, es war ein schönes Bild, denn jedes Kind hatte sich Mühe gegeben, und wer wirklich nicht zurechtgekommen war, hatte sich rasch bei Fräulein Sander eines der prächtigen Lampions aus dem Schaufenster geholt.

Herr Seuberlich rief nun mit weithin schallender Stimme, daß die Kinder sich paarweise der Größe nach aufzustellen hätten, die Kleinsten zuerst. Die Musikkapelle setzte sich an die Spitze und blies kräftig „Freut euch des Lebens". Der Zug bewegte sich erst einmal über den Festplatz, dann nahm er die Richtung auf die Kolonie. Durch alle Straßen gingen die Kinder und sangen: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämchen glüht. Pflücket die Rose, eh' sie verblüht." Und alle, die zu Hause bleiben mußten, eilten an die Fenster und freuten sich des schönen Lampionzuges. Dann lande man wieder singend auf dem Festplatz, wo die Zuschauer bestimmen mußten, welchem Lampion der erste Preis gebühre.

Die Wahl fiel einstimmig auf Peter, den zweiten Preis erhielt Heinz, und als Peter sich noch Heinz umsah, lachte der ihm zu: „gratuliere, Peter!" Und hatte ein Gefühl der Freude, daß er der Versuchung von vorhin so tapfer widerstanden hatte. „Dein Lampion ist genau so schön wie meines", sagte Peter, „du bist doch nicht traurig?"

„Nein", Heinz konnte Peter offen in die Augen sehen. „ich gönne dir den ersten Preis von ganzem Herzen!"

Und Freunde sind Peter und Heinz geblieben bis auf den heutigen Tag!

Igna Maria Jünemann

Singend zogen die Kinder mit ihren erhellten Lampions durch die Kolonie (Scherenschnitt von Hertha Peters-Neumeyer)

Hardys nouvelle Idee

Einen einzigen, großen Wunsch hatte Hardy. Er wollte Kapitän werden! Tanten und Onkels haben das ja so oft an sich, Kinder als erstes immer zu fragen: „Was willst du denn einmal werden?" Hardys Antwort kam jedenfalls wie aus der Pistole geschossen: „Kapitän!"

Für ihn gab es ja auf der weiten Welt nichts Schöneres, als bei wildem brausenden Sturm auf der Kommandobrücke zu stehen. Gesehen hatte er allerdings das Meer aber die See noch nie, aber das war ja ganz egal; ein Junge wie er wird eben „Kapitän".

Plötzlich kam da eines Tages — wie vom Himmel geschickt — ein Brief an Hardy:

Lieber Eberhard! Da ich im vergangenen Jahr in den Ferien bei Euch war, laden Mutti und Vater Dich herzlich ein, in diesen Ferien zu uns zu kommen!

Du kannst Dich darauf verlassen, es wird famos.

Antworte ganz schnell Deinem lieben Vetter Wolfgang.

Freudensprünge führte Hardy nach dem Lesen dieses Briefes aus! Vetter Wolfgang wohnte hoch oben an der Ostsee, — am Meer!!

Gleich am ersten Ferientag dampfte Hardy los. Zuerst bis Hamburg!

Nein, er kann nicht alles in seinem zwölfjährigen Jungenherzen fassen, was er da sieht und hört. Er ist ja so froh und so herrlich aufgeregt!

Selbst in seinen kühnsten Träumen hat er sich den Hafen nicht so unbeschreiblich großartig vorgestellt. Er starrt versunken in das Gewimmel hin und her hastender Motorboote, hundertte kleiner und riesengroßer Dampfer; da sieht er sich im Geiste wieder hoch oben auf der Kommandobrücke als „Kapitän".

Wolfgang wohnt ja nun leider nur in einem ganz kleinen Ostseeflöckchen und mit den großen Dampfern ist nicht gar so viel los! Aber auch in dem kleinen Hafen ist's herrlich, täglich muß Wolfgang mit Hardy dorthin losziehen. Erst zum Strand, dann zum Hafen.

„Och", meckert Wolfgang oft in seinem drolligen holsteinischen Dialekt, „Was du nur immer so scheif und scheif stehen mußt, das is ja bannig langweilig. Spielen wir doch man lieber 'nen bißchen am Strand."

Aber Hardy war nicht vom Hafen wegzubringen.

Eines Morgens beim Frühstück kam endlich auch das langersehnte große Abenteuer. — „Die Seefahrt".

„Jungens, punkt 11 seid ihr fix und fertig! Wir segeln nach Fehmarn". — —

„Onkel — Onkel, wirklich und wahrhaftig mit einem richtigen Segelschiff?" schrie Hardy.

„Na, sagen wir Segelboot" lächelte der Onkel. „Aber auch das ist herrlich, mein Junge, und das Wetter ist geradezu ideal, — leicht Brise!"

Also um 11 fuhren sie dann richtig los! Blau lag das weite Meer da, blau der hohe Himmel darüber, — einfach wunderbar. Gleich legt sich der Wind in das weiße Segel, und leicht wiegt sich das kleine Schiff. Hardy kam sich vor wie in einer großen Schaukel. Immer geht es sachte rauf und runter! Rauf und runter auf den Wellen. Was kann wohl schöner sein?

Nun fuhren sie schon über eine Stunde so! Aber — —

Na, was war das denn auf einmal? Mit wurde dem Hardy plötzlich so komisch? Ihr Kopf ein bißchen schwindlich und in der Magengegend so merkwürdig! Was war das denn nur?? Da, schon wieder steigt ihm etwas unbeschreiblich dumm der Magengegend drängend an oben! Himmel, — nun wußte er es: das war die fürchterliche Seekrankheit!! Er konnte nur noch schnell sein Taschentuch vor den Mund pressen und dachte nur eines dabei: „Wenn's nur keiner sieht, — wenn's nur keiner bemerkt, ich schäme mich ja zu Tode." — — —

Aber Onkel und der Vetter zurrten vergnügt an den Segeln herum und sahen gar nicht nach ihm hin.

Sein einziger Gedanke war: „An Land, nur an Land und zu seiner Mutter". Denn hier in der Fremde und auf dem endlos großen schrecklichen Wasser — nein, nein, da wollte er nicht sterben!! —

Allmählich wurden die Schaukelbewegungen immer ruhiger.

„Hallo, Hardy, wir sind da", rief Wolfgang, da fuhren sie auch schon in einen kleinen Hafen der Insel ein. Wer war wohl glücklicher auf der Welt als unser Hardy?!

Als er festen Boden unter den Füßen hatte, ging's wieder ziemlich gut. Nur grün sah er noch aus, grün wie ein Hering!

Nach einigen netten Aufenthaltsstunden auf der schönen, großen Insel meinte der Onkel plötzlich: „Na, Jungens, wie ist es? Wollt ihr lieber mit der Fähre über den Fehmarnsund zurückfahren?"

Hardy schielt seinen Onkel von der Seite an, ob der ihn wohl jetzt für einen Feigling hält? Aber der hielt den Jungenblick ruhig und lächelnd aus, da sagte Hardy aus tiefstem Herzen: „Ja, lieber Onkel, schrecklich gern!"

Auf der Fähre war es rasend interessant; zwei Eisenbahnwaggons, drei Autos und noch viele Menschen dazu wurden übergesetzt.

Und hier, mitten auf dem Sund, gewissermaßen von einer Minute zu andern hat Hardy seinen Beruf gewechselt. Kapitän, — nein, das war für immer vergessen. Wenn heute jemand Hardy fragt: „Was willst du denn mal werden?", so sagt er, sicher auf dem Boden stehend, laut und froh:

„Chauffeur!"

J. Plothow

(M. Deike 3)

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

6. Fortsetzung

„Weder Ihre Tochter, noch Ihr zukünftiger Schwiegersohn?"

„Sie durften jederzeit zu mir ins Arbeitszimmer kommen. Aber wenn ich es abgeschlossen hatte, konnte es niemand mehr betreten."

„Aber es bestand doch die Möglichkeit, durch die Fenstertür, die auf die Terrasse geht, hereinzukommen?"

„Die ließ ich niemals offen, nie."

Das war ja ungemein interessant. Die Eröffnungen, die Mebes ahnungslos machte, bestätigten Perfalls schlimmsten Verdacht gegen Craven.

„Bernhard ist der Täter. Davon bin ich fest überzeugt", fuhr der Geheimrat fort, wahrscheinlich hat ihn Ethel nachts überrascht, als er meine Markensammlung durchsuchte. Es ist zu einem Streit gekommen, er hasste ja Ethel, denn sie hatte ihn mit meiner Zustimmung gekündigt. Niemand anders als er hat Ethel ermordet."

„Es soll ja auch ein wichtiges Blatt Ihrer Arbeit bei ihm gefunden worden sein?"

„Weiß Gott, wozu der Mann das gestohlen hat! Er hat ja keine Ahnung von der Bedeutung des Blattes."

„Und was sagt Sir Craven?"

„Auch er hält Bernhard für den alleinigen Mörder. Craven hat ihn ja schon öfters nachts erwischt, als er herumschnüffelte."

Perfall schwieg. Es arbeitete heftig in ihm. Die Krankenschwester war leise eingetreten. Rasch verabschiedete er sich und versprach, bald wiederzukommen. Dem Chauffeur nannte er das Moabiter Untersuchungsgefängnis als Ziel und sprang in den Wagen.

Die Sache nahm ihren verhängnisvollen Lauf. Was ihm der Geheimrat soeben mitgeteilt hatte, hätte genügt, um sogleich gegen Craven Anzeige zu erstatten, denn Craven hatte gelogen. Er wollte sich einfach Bernhards für immer entledigen, und dieser bot ihm unglücklicherweise dazu Gelegenheit. Wenn Perfall dem Gericht den wahren Sachverhalt mitteilte, so kam Craven in Untersuchung. Aber dann hätte Perfall selbst gestehen müssen, wie sich die Tat wirklich zugetragen. Nein, Craven durfte nicht vorzeitig gewarnt werden.

Dieser gefährliche Bursche mußte sich erst in Sicherheit wiegen, nur so war er zu fangen. Gleich aber fiel ihm Bernhards Schicksal wie eine schwere Last auf die Seele. Daß ihn Craven im Arbeitszimmer ertappt hatte, wie er gerade die Leiche untersuchte, das war vernichtend für Bernhard. Darüber war sich Perfall vollkommen klar. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Das Auto fuhr bereits durch die Straßen von Moabit. Herrgott, wie sollte er den Unglücklichen retten? Mußte er nicht doch alles bekennen? Nein, Dazu hatte es noch Zeit, falls Bernhard wirklich verurteilt würde. Dann stand ihm immer noch frei, dem Gericht ein offenes, schriftliches Bekenntnis zu hinterlassen und zur Waffe zu greifen. Dann blieb ihm eben nichts übrig, als sich zu opfern. Sein Gewissen müßte den Diener retten, sein Tod enthob ihn der Pflicht, den Verrat Ethels zu enthüllen. Diese Ueberlegung gab ihm wieder Mut. Er kämpfte für sich und für Ethels Ehre, solange es ging. Und wieder hatte er sich, er sei unschuldig, er habe nur seine Pflicht getan und einen Verbrecher bekämpft, der sich eines unerfahrenen Mädchens bediente.

Da hielt auch schon das Auto vor dem Untersuchungsgefängnis. Als Verteidiger erhielt er ungehindert Zutritt zu dem Angeklagten.

Bei seinem Kommen stand Bernhard auf. Er machte ein recht bedrücktes Gesicht.

„Ach, du lieber Gott", sagte er lächelnd, „da sind Sie ja. Man hat mir schon mitgeteilt, daß Sie meine Verteidigung übernehmen wollen. Stimmt das, Herr Doktor?"

„Gewiß, Bernhard, das will ich tun."

„Aber wie soll ich denn bezahlen? Ich besitze doch keinen Groschen."

„Machen Sie sich darüber keine Gedanken!" Bernhard ergriff Perfalls Hand und drückte sie dankbar.

„Und nun wollen wir mal in aller Ruhe Ihre Sache besprechen."

„Herr Doktor, ich bin kein Mörder, das können Sie mir glauben."

„Glaube ich Ihnen aufs Wort. Sie haben niemand gemordet oder totgeschlagen, davon bin ich überzeugt. Aber Mensch, wie konnten Sie sich denn vergessen und in den ten Sie sich denn vergessen und in den Schreibtisch des Geheimrats einbrechen? Briefmarken und Schriftstücke entwenden?"

Bernhard schüttelte traurig den Kopf. „Ist ja alles nicht richtig, Herr Doktor. Ich habe weder Briefmarken noch ein Schriftstück gestohlen."

„Was? — Sie haben nichts gestohlen?" rief Perfall überrascht.

„Keine Stecknadel, wenn ich es Ihnen sage. Die Briefmarken wurden zwar bei mir gefunden, aber wie sie zu meinen Sachen gekommen sind, das weiß ich nicht. Ich habe sie nicht gestohlen. Und das mit dem Schriftstück, das ist reines Verhängnis!"

Perfall packte ihn ganz erregt am Arm. „Sie haben wirklich nichts gestohlen? Sie haben nicht in den Schreibtisch eingebrochen?"

„Nein, Herr Doktor."

„Bernhard, ich bin Ihr Verteidiger. Sie müssen mir die Wahrheit sagen, denn ich muß mich für Sie voll und ganz einsetzen können. Also, Sie sind am Diebstahl unschuldig?"

„Ja."

Perfall atmete auf. Das war endlich ein Lichtblick! Jetzt konnte er guten Gewissens und rückhaltlos für Bernhard eintreten. Aber wie war der Diebstahl zu erklären? Die bloße Behauptung Bernhards, daß er nicht gestohlen und eingebrochen hatte, genügte nicht. Der wirkliche Dieb mußte ermittelt werden. Und die Blutspur an seinen Schuhen? Bernhards Fingerabdrücke? Früh. Sie erschrak, als sie mich sah, und wurde gleich böse gegen mich. Ich hätte nachts nicht auf den Korridoren herumzuwandern. Ich sagte ihr, nicht ich verdiene ihr Mißtrauen, sondern Herr Craven. Das nahm sie mir furchtbar übel, und ich wurde von ihr entlassen."

„Aber Fräulein Weber war Ihnen doch früher gut gesinnt gewesen?"

„Und wie! Aber seit sie aus dem Sanatorium zurückgebracht worden war, benahm sie sich ganz anders als vorher. Als ob sie gar nicht mehr dieselbe wäre, so kam es mir vor."

„Und Craven?"

„Herr Craven fühlte sich von mir beobachtet, und deshalb hatte ich immer Zwist mit dem gnädigen Fräulein. Ich war überzeugt, daß Herr Craven irgendwas im Schilde führte, und wollte das gnädige Fräulein vor ihm warnen. Und so gab es schlimme Auftritte zwischen uns."

„Ich verstehe."

„Und als ich sie plötzlich tot am Boden liegen sah, da dachte ich: um Gottes willen, nur keinen Lärm schlagen. Wenn der gnädige Herr kommt oder Herr Craven, die würden sofort sagen, ich hätte Fräulein Ethel aus Rache umgebracht, weil sie mich entlassen hatte. Ich äußerte mich ja immer, daß ich nicht gutwillig gehen würde, denn ich hatte mir ja nichts zuschulden kommen lassen, und mir war immer zumut, ich müßte aufpassen, um ein Unglück zu verhüten.

Nun befam ich schreckliche Angst, in falschen Verdacht zu geraten. Ich besah mir die Leiche des gnädigen Fräuleins. Dabei muß ich unvorsichtigerweise in die Blutlache getreten sein. So beging ich eine Dummheit nach der andern. Alles aus Angst. Wen würde man zuerst verdächtigen? Doch nur mich! Ich wußte wirklich nicht mehr, was ich tat. Erst machte ich die Lampe aus und wollte mich überhaupt entfernen. Die Tür zum Korridor war verschlossen und es steckte kein Schlüssel drin. Ich mußte daher über die Terrasse. Plötzlich kam mir der Gedanke, vielleicht hat sie sich selbst ein Leid angetan. Kurz, statt alles liegen und stehen zu lassen, bis die Polizei kam, benäßte ich mich, irgendeine Spur zu entdecken. Jetzt erst fiel mir auf, daß das gnädige Fräulein ein Blatt Papier in der Hand hielt."

„Und Sie — haben — Sie haben ihr das Blatt weggenommen?"

„Ja."

„Das ist ja — na, erzählen Sie weiter."

„Das kam so. Ich wußte, daß Herr Craven weggefahren war. Abends betrachtete jemand an und sah, Herr Craven habe einen Autoschaden und käme erst am nächsten Morgen nach Hause. Aber — wie doch nachts zurückgekommen, ich hatte ihn jedoch nicht gehört. Ich dachte also, das gnädige Fräulein wäre allein im Arbeitszimmer gewesen und sei von jemand überfallen worden, der etwas stehlen wollte. Und der Kerl hätte dabei das gnädige Fräulein ermordet und sei geflohen. Ich erkannte auf dem Blatt die Schrift des Herrn Geheimrats und wollte das Papier in Sicherheit bringen, hauptsächlich vor Herrn Craven. So nahm ich der Ermordeten das Blatt aus der Hand. Meinen schweren Stock hatte ich auf den Boden gelegt, und gerade, wie ich noch vor der Leiche kniete, stand plötzlich Herr Craven hinter mir. Ich griff sofort nach meinem Stock, denn ich dachte, es kam jetzt zu einem Kampf mit ihm. Aber er hielt mir einen Revolver entgegen und befahl mir, vor ihm her auf mein Zimmer zugehen. Ich gehorchte, und er schloß mich ein. Nach einer Viertelstunde kam die Polizei und verhaftete mich. Ich wurde verhört, man durchsuchte meine Kammer und fand in meiner kleinen Briefmarkensammlung, die ich mir noch aus der Schulzeit aufbewahrt hatte, die Briefmarken des Herrn Geheimrats, was ich mir gar nicht erklären konnte. Dann brachte man mich ins Untersuchungsgefängnis."

Das war ja alles schlimmer, als der Anwalt befürchtet hatte. Craven, der den armen Teufel, von dem er sich durchschaut fühlte, vernichten wollte, hat ihn nun anscheinend „auf frischer Tat" ertappt. In seiner gegenwärtigen Lage würde das Gericht die Verdächtigung, die der Diener gegen Sir Craven äußerte, als einen Racheakt betrachten.

Die Schilderung, die er soeben angehört hatte, erfüllte Perfall mit Schrecken. Der Unselige hatte sich selbst eine Schlinge um den Hals gelegt. So wie die Dinge lagen, war eine Verurteilung gewiß. Kein Gerichtshof würde eine Kette solcher Unwahrscheinlichkeiten für bare Münze nehmen. Es klang wie die schlechte, verworrene Ausrede eines Menschen, der die Tat wirklich begangen hatte. Nur Perfall allein wußte natürlich, daß er die Wahrheit sagte.

Der Briefmarkendiebstahl mußte aufgeklärt werden. Ebenso die Tatsache, daß man bei Bernhard ein Schriftstück über die Erfindung des Geheimrats fand. Ethels Person durch die Enthüllung ihrer gemeinsamen Tätigkeit mit Craven bloßzustellen, war unmöglich. Schon um des verzweifelten Vaters willen, der nach den schweren Schicksalsschlägen das nicht überlebt hätte. Nein, Ethels Name durfte nach ihrem Tode nicht mit Schande bedeckt werden. Er, Perfall, ihr Mörder, aus dessen Mund ein einziges Wort genügt hätte, um die ganze verworrene Angelegenheit mit einem Schlag zu erhellen, fühlte sich verpflichtet, zu schweigen, die Ehre Ethels zu retten und ihren Vater zu schonen. Aber eines stand fest: Craven mußte entlarvt werden! Das war die erste Aufgabe. Die zweite, nicht minder schwere, war, die furchtbare Anklage gegen Bernhard zu entkräften, dem Diener die Freiheit wiederzugeben und damit auch sich selbst zu retten. Mißlang ihm dies, dann mußte er unweigerlich vom Schauplatz abtreten, er mußte sich töten. Und mit ihm sollte dann das Geheimnis von Ethels Schuld begraben werden.

Während er damals den so oft überlegten Plan erwog, sah der unglückliche Diener auf seiner Pritsche und beobachtete ängstlich das Gesicht des Anwalts, dessen düstere Miene ihm wenig Gutes verhieß. Aber Perfall hatte sich wiedergefunden.

„Sir Craven ist Ihr Feind. Der Mann will Sie unbedingt aus dem Wege räumen."

„Das glaube ich gern. Er spürte, daß ich hinter ihm her war, und wollte ungestört sein."

„Wußte der Geheimrat, daß Craven nachts sein Schreibzimmer betrat?"

„Sicher nicht. Einmal wollte ich dem gnädigen Herrn eine Andeutung machen, aber er schnitt mir kurz das Wort ab. Er war eben schon gegen mich eingenommen. Aber von dem Tage an verschloß er stets sein

Heimkehr vom Felde — Fritz Röhrs

Arbeitszimmer und nahm den Schlüssel mit sich.“

„Trotzdem konnte Craven das Zimmer betreten?“

„Ja.“

„Dann besaß er also einen zweiten Schlüssel?“

„Das glaube ich bestimmt.“

„Wer außer Fräulein Ethel öfters mit ihm im Arbeitszimmer?“

„Eigentlich habe ich sie nie zusammen darin gesehen. Das müßte erst in der letzten Zeit gewesen sein. Verdächtig war mir so vieles. Als ich mal nachts aufwachte und in den dritten Stock hinaufstieg, weil ich von dort fortwährend ein Geräusch hörte, als ob ein Wasserhahn immer auf- und zugedreht würde, da begegnete ich ihm plötzlich auf der Treppe mit einem Paket im Arm. Ich machte rasch Licht. Erst war er ganz entsetzt, wie ich vor ihm stand — dann sagte er, ich sollte sofort die Treppe wieder hinuntergehen, ich hätte hier oben nichts zu suchen. Ich sah ihn nur stumm an, warf einen Blick auf das Paket und kehrte um.

„Was tat er denn im dritten Stockwerk?“

„Er hat dort seine Dunkelkammer, wo er viel arbeitet.“

„So —. Was halten Sie überhaupt von Craven?“

„Herr Doktor, ich bin ein einfacher Mann, aber mir kommt es vor, er ist hinter den Rätselerscheinungen im Schreibtisch des Herrn Geheimrats her.“

„Also, Bernhard, behalten Sie den Kopf oben und seien Sie beruhigt. Sie sind unschuldig, ich weiß es. Lassen Sie mich nur für Ihre Verteidigung sorgen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor.“

*

Das Leichenbegängnis Ethel Webers versammelte nicht allzu viele Menschen. Der Geheimrat hatte wenig Verkehr und Ethel nur einige Freundinnen und Bekannte, die sie überdies, seitdem sie sich mit Craven verlobt hatte, vernachlässigte und nicht mehr bei sich sah. Immerhin waren in der Kapelle zahlreiche Trauergäste. Manche waren gekommen, die durch die Zeitung das tragische Ende der jungen Dame erfahren hatten. Der Geheimrat selbst fehlte, denn er war immer noch unpäßlich.

Craven stand in der vordersten Reihe. Sein Gesicht machte einen verfallenen Eindruck, und in seinem schwarzen Anzug erschien er von erschreckender Blässe. Er sprach mit niemand und starrte nur auf den Sarg Ethels, der, mit Kränzen bedeckt, in der Mitte des Raumes aufgebahrt war.

Perfall stand neben dem Regierungsrat Zellner, gerade Craven gegenüber, so daß sich die beiden Rivalen sehen mußten. Craven hatte Perfall mit einem flüchtigen Blick gestreift und dann sein Gesicht nicht mehr von Ethels Sarg abgewendet.

Es regnet. Die Kapelle war trotz des frühen Nachmittags im Dämmer. Die Trauergäste warteten stumm.

„Wollen Sie mir einen großen Gefallen tun?“ fragte Perfall, sich an Zellner wendend.

„Gern“, erwiderte der Regierungsrat.

„Beobachten Sie Craven und lassen Sie ihn nicht eher von hier fort, als bis die Trauerfeierlichkeit zu Ende ist.“

„Das kann drei Viertelstunden dauern.“

„Verwickeln Sie ihn in ein Gespräch, aber lassen Sie ihn nicht vor Schluß hinaus.“

„Immer noch argwöhnisch gegen ihn?“ fragte Zellner mit der überlegenen Nachsicht desjenigen, der besser bescheid weiß.

„Mehr als je. Kann ich auf Ihre Hilfe rechnen?“

„Ich werde mir Mühe geben.“

Die Orgel setzte ein. Eine schwermütige, getragene Musik ertönte aus der Höhe der Kapelle und flutete sanft durch den Raum. Jetzt erklang leise eine Stimme, zart, innig, mädchenhaft, wie aus den Wolken kommend, und eine bange, traurige Melodie schwebte von der Kuppel herab, verbreitete sich bis in die fernste Ecke und zog alles in ihren Bann.

Craven hatten den Kopf gesenkt und sah zu Boden. Er konnte nicht bemerken, wie sich Perfall erst vorsichtig hinter Zellner stellte, dann immer mehr nach dem Hintergrund verschwand, sich dem Ausgang näherte und rasch durch die leicht angelehnte Tür der Kapelle das Freie gewann. Am Eingang des Friedhofs wartete er in seinem Wagen. Ein Mann saß schon darin, der auf Perfall gewartet hatte. Einfach angezogen. In der Hand eine kleine Ledertasche.

Der Wagen fuhr los.

„Also, Herr Brückner, jetzt beginnt Ihre Tätigkeit. Nochmals: alles was geschieht, dient zur Entlarvung eines Verbrechens und zur Ehrenrettung eines unschuldigen Menschen, der im Gefängnis sitzt. Ueberlassen Sie mir jede Verantwortung; in einer halben Stunde sind wir fertig.“

„Es soll mir recht sein, Herr Doktor, hoffentlich kann ich Ihnen dienen.“

In schneller Fahrt jagte der Wagen durch die um diese Tageszeit schwächer belebten Straßen zur Besitzung des Geheimrats. Nach sprangen die beiden Männer heraus und liefen bis zum Eingang des Hauses. Perfall schellte, die Mädchen waren beim Leichenbegängnis, und der Gärtnerjunge versah den Dienst. Darüber hatte sich Perfall vorher unterrichtet. Der Junge, der den Anwalt gut kannte, öffnete und ließ die Herren ohne weiteres eintreten.

„Fritz, wir machen dem Herrn Geheimrat einen kurzen Besuch. Ist er auf seinem Zimmer?“

„Jawohl, im ersten Stock, die Krankenschwester ist bei ihm.“

„Danke!“ Perfall eilte mit seinem Begleiter die Treppe hinauf. Im ersten Stock horchte er. Alles war still.

Schnell ging es in den zweiten Stock, wo sich Cravens Zimmer befand, dessen Lage Perfall genau kannte. Er war verschlossen.

Brückner entnahm seiner Ledertasche einige Instrumente, beleuchtete mit einer Taschenlampe das Schloß, und in einigen Minuten war die Tür geöffnet. In Cravens Zimmer herrschte peinlichste Ordnung. Sofort ging der Anwalt zum Schreibtisch. „Oeffnen Sie mir alle Schubladen so schnell wie möglich.“

Brückner lächelte. „Das ist einfacher, als ich gedacht habe“, sagte er, „es sind ja ganz primitive Schubschlösser.“ In wenigen Augenblicken zog er eine Lade nach der andern heraus.

Perfall begann voll Ungeduld zu suchen. Briefpapier, Umschläge, ein Browning, Photos von Ethel, Photos von Craven, Postkarten, lauter Nichtigkeiten. Hier war Cravens Paß. Perfall durchblätterte ihn. Er war in Ordnung. Nichts von Schriftstücken, keinerlei Aufzeichnungen. Das hätte er sich denken können, aber es war doch eine große Enttäuschung! Hier ein Briefumschlag — französische Marke und Stempel Paris, aber leer. Da lag der Aufgabeschein eines eingeschriebenen Briefes. Gleichfalls nach Paris. Der Name des Postbeamten unleserlich geschrieben: Demartin oder Dumoulin? Perfall besichtigte den Schein, dann steckte er ihn zu sich. Nichts war da, was Cravens Verbrechertätigkeit bewies. Gerade das, was er zu finden gehofft hatte, fehlte. Der vorsichtige Engländer hatte keine Spur hinterlassen.

Rasch durchstöberte er den Schrank und die Kommode, ohne das geringste zu entdecken. Nochmals ein Blick auf die Uhr. Von den drei Viertelstunden, die er zur Verfügung hatte, waren bereits 35 Minuten verstrichen. Die Trauerfeierlichkeit in der Kapelle mußte jeden Augenblick beendet sein. Schnell brachte Brückner alles in Ordnung, die Männer verließen Cravens Zimmer, und die Tür wurde wieder verschlossen.

Hinauf in den dritten Stock in Cravens Dunkelkammer. Auch hier öffnete Brückner gewandt die Tür. Licht wurde angemacht, und Perfall ließ seine Blicke umhergehen. Alles in feuchter Ordnung. Kein Schnitzelchen zu erblicken. Einige Schachteln mit Platten. Der Anwalt konnte nur feststellen, daß es sich um Platten größeren Formats handelte. Auffallend ein neuer Reproduktionsapparat. Weder in den Schubfächern noch in den Regalen oder Schachteln war etwas zu entdecken.

Der Anwalt hatte sich das Ergebnis seiner Durchsuchung anders vorgestellt. Die Zeit war verstrichen, die ihm zur Verfügung stand. Sein Blick fiel noch auf eine kleine Holzsäge in der Ecke, in der sich Abfälle befanden. Der Boden war bedeckt mit lauter kleinen Stücken schwarzen Films, die anscheinend sorgfältig mit der Schere in unzählige Schnitzelchen zerteilt worden war, um weggeworfen zu werden. Kurz entschlossen breitete Perfall sein Taschentuch auf den Boden, leerte den Inhalt des Holzkörbchens darauf und verwahrte das Ganze in seiner Tasche. Dann ließ er Brückner wieder alles verschließen, und um eine gewichtige Hoffnung ärmer, eilte er mit seinem Helfer die Treppen hinunter, ohne jemand zu begegnen.

Jetzt so schnell wie möglich fort. Nur nicht Cravens begegnen — alles wäre verloren, wenn er Verdacht schöpfte. Raschen Schrittes erreichten sie den Ausgang, wo der Wagen hielt. Ein Eilbote mit einem Fahrrad, eine Brief in der Hand haltend, kam ihnen entgegen, er fragte, ob er hier zu Fräulein Weber komme. Er zeigte Perfall den Brief. Dieser las auf dem Umschlag mit schmerzlicher Ueberraschung Ethels Namen.

„Wenn Sie den Brief hier abgeben wollen, so geben Sie durch den Park zur Villa. Aber Fräulein Weber ist tot.“

„Dann muß ich den Brief zurückbringen!“

„Zeigen Sie mal den Brief.“

Auf der Rückseite stand als Absender: Jean Dumesnil, Maison du Mondes, Paris—Berlin. — Weiter nichts. Er gab dem Boten den Brief zurück.

Im Auto dachte er über das Schreiben nach. Den Namen kannte er aus Ethels Erzählungen von ihrer Kindheit. Dumesnil war der Franzose, der auf dem Landgut in Bayern arbeitete, als Ethel dort aufwuchs. Heute fiel er ein reicher Mann sein. Manchmal besuchte er den Geheimrat. Jetzt würde er Ethels Tod durch den zurückgegangenen Brief erfahren.

*

Die Gerichtsärzte hatten festgestellt, daß der Tod des Fräulein Weber zwischen 1 und 1½ Uhr morgens erfolgt sei, und zwar infolge einer Gehirnblutung, die durch Zertrümmerung der Schädeldecke, die allerdings auffallend dünn war, eingetreten sei. Gerade diese abnorme Erscheinung des dünnwandigen Schädeldaches, die bei manchen Menschen vorkomme, veranlaßte die Sachverständigen, mehrere Todesursachen zu vermuten. Der Bruch konnte durch einen Faustschlag erfolgt sein wie durch den Schlag mit einem stumpfen Gegenstand. Eine äußere Verletzung war überhaupt nicht vorhanden. Der Tod war auf der Stelle eingetreten. Sie lautete der gerichtsärztliche Befund. Auf Grund dieser Feststellung und mit Rücksicht auf die Diebstähle, die dem Diener zur Last gelegt wurden, insbesondere des Schriftstücks, das er nach eigenem Geständnis der Leiche abgenommen, erhob der Staatsanwalt gegen ihn die Anklage wegen Raubmordes. Sein Schicksal war so ziemlich besiegelt.

Perfall machte sich darüber keine Illusionen, er kam sich wie ein Hasardspieler vor. Der Einsatz, um den es ging, war sein eigenes Leben. Bernhard befreien, hieß die Partei gewinnen. Aber er brauchte Trümpfe für das Spiel, entscheidende Karten, die den Gegner überraschen und vernichten müßten, sonst war alle Mühe umsonst. Alle Vorteile waren bis jetzt in Cravens Händen, und er sah der kommenden Hauptverhandlung mit Besorgnis entgegen.

Die Untersuchung arbeitete rastlos. Gleich nach den Feststellungen der Mordkommission war das Arbeitszimmer verschlossen und versiegelt worden. Man hatte Craven eingehend vernommen, insbesondere über seinen Verdacht, den er gegen Bernhard hegte. Auch Perfall war befragt worden, doch beschränkte sich seine Vernehmung nur auf den Leumund des Dieners. Das Hauspersonal und schließlich auch der Geheimrat hatten ihre Aussagen gemacht, und um eine gewichtige Hoffnung ärmer, eilte er mit seinem Helfer die Treppen hinunter, ohne jemand zu begegnen.

Craven hatten den Inhalt des Holzkörbchens darauf und verwahrte das Ganze in seiner Tasche. Dann ließ er Brückner wieder alles verschließen, und um eine gewichtige Hoffnung ärmer, eilte er mit seinem Helfer die Treppen hinunter, ohne jemand zu begegnen.

Jetzt so schnell wie möglich fort. Nur nicht Craven begegnen — alles wäre verloren, wenn er Verdacht schöpfte. Raschen Schrittes erreichten sie den Ausgang, wo der Wagen hielt.

Ein Eilbote mit einem Fahrrad, eine Brief in der Hand haltend, kam ihnen entgegen, er fragte, ob er hier zu Fräulein Weber komme. Er zeigte Perfall den Brief. Dieser las auf dem Umschlag mit schmerzlicher Ueberraschung Ethels Namen.

„Wenn Sie den Brief hier abgeben wollen, so geben Sie durch den Park zur Villa. Aber Fräulein Weber ist tot.“

„Dann muß ich den Brief zurückbringen!“

„Zeigen Sie mal den Brief.“

Auf der Rückseite stand als Absender: Jean Dumesnil, Maison du Mondes, Paris—Berlin. — Weiter nichts. Er gab dem Boten den Brief zurück.

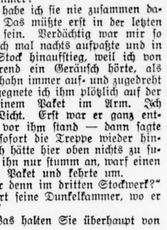
Im Auto dachte er über das Schreiben nach. Den Namen kannte er aus Ethels Erzählungen von ihrer Kindheit. Dumesnil war der Franzose, der auf dem Landgut in Bayern arbeitete, als Ethel dort aufwuchs. Heute soll er ein reicher Mann sein. Manchmal besuchte er den Geheimrat. Jetzt würde er Ethels Tod durch den zurückgegangenen Brief erfahren.

*

Die Gerichtsärzte hatten festgestellt, daß der Tod des Fräulein Weber zwischen 1 und 1½ Uhr morgens erfolgt sei, und zwar infolge einer Gehirnblutung, die durch Zertrümmerung der Schädeldecke, die allerdings auffallend dünn war, eingetreten sei. Gerade diese abnorme Erscheinung des dünnwandigen Schädeldaches, die bei manchen Menschen vorkomme, veranlaßte die Sachverständigen, mehrere Todesursachen zu vermuten. Der Bruch konnte durch einen Faust-

(Forts. folgt.)

Fülräsel.



Aus den zwölf Buchstaben:

a — a — b — e — i — t — l — n — o — r — s

sind vier Wörter mit nachstehender Bedeutung zu bilden und unter Freilassung der Eckfelder in die Figur einzusetzen:

1. Römischer Hausgott — obere waagerechte Reihe. 2. Nebenfluß der Elbe — untere waagerechte Reihe. 3. Nebenfluß der Donau — linke senkrechte Reihe. 4. Stadt in Brasilien — rechte senkrechte Reihe.

Werden nunmehr die Buchstaben

a — e — k — n

in die freien Eckfelder eingestellt, so treten vier neue Hauptwörter in Erscheinung. Wie lauten diese?

Denksportaufgabe.

Ein Gutsbesitzer hatte zwei Reihen mit der gleichen Anzahl von Bäumen bepflanzt. Da sie ihm aber nicht recht standen, nahm er aus der einen Reihe 25 Stück fort und setzte diese in die andere Reihe, wodurch die zweite Reihe nun doppelt soviel zählte wie die erste. — Wieviel Bäume standen in jeder Reihe und wie setzte er sie?

Merkrätsel.

Groschen — Sonntagsreiter — Bonnemaus

Mundschenk.

Aus den vorstehenden vier Wörtern nehme man je vier aufeinanderfolgende Buchstaben und bilde durch Zusammenziehen dieser Bruchstücke ein Wort, das einen häuslichen Vorgang, insbesondere vor einem Feste, nennt.

Rätsel.

Das eine schweigt wie ein Grab und spricht wie ein Buch; die andern sind Gottes wert und werden daher oft verlitten. Das Ganze wird von zweien geführt, die einander nicht sehen können.

Bilderrebus.

Dem Inhalt des Programms sind in jeder Zeile drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die im Zusammenhange einen auf die Sache bezüglichen Spruch ergeben.

Synonym.

1. Geck, 2. Fähre, 3. Vorempfindung, 4. Anteilnahme, 5. Genosse, 6. Gewinn, 7. Gilde, 8. Zusammenkunft, 9. Quacksalber, 10. Frohsinn.

Für jedes der vorstehenden zehn Wörter suche man ein synonymes, sinnverwandtes Wort. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben dann einen gemütlichen Plauderwinkel.

Buchstabenrätsel.

Lingen — Idria — Naab — Kent — Alster — Ilng — Lublin — Beuthen — Iller — Port — Camburg — Laubenheim.

Aus den vorstehenden Wörtern sind durch Aenderung der Anfangsbuchstaben andere geographische Namen zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Homonym.

Der Knabe hat mich, der mit raschem Stift
Den Freund dort zeichnet und ihn prächtig trifft;

Der Gärtner schafft mich, dessen fleiß'ge Hand
Mit Baum und Strauch bepflanzt das Gartenland;

Und sorglich überlegt manch reicher Mann,
Wie er sein Geld durch mich vermehren kann.

Gleichstellung.

Mit mir versehen, findet Eintritt du
In das Theater und Konzert im Nu;
Es braucht der Feldherr mich und der Tourist,
Wenn einmal er den rechten Weg vermißt.
Doch brachte ich viel Unglück schon ins Haus;
Liebt man mit Leidenschaft mich, ist es aus.
So aus der Ferne man dir Grüße beut,
Dann trage meistens ich zu dir sie heut.

Bilderrätsel.

Versrätsel.

Mit „i“ dient's zum Steigen,
Mit „t“ dient's zum Setzen,
Und zwar ist die dritte
Von sechs zu ersetzen.

Auflösungen aus voriger Nummer

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Straße. 2. Tiara. 3. Agnata. 4. Arun. 5. Das. 6. Lo. 7. Lorbeer. 8. As. 9. Dos. 10. Alba. 11. Loburg. 12. Nanga. 13. Ober.

Zusammenstellaufgabe: Standarte, Holzapfel, Stundenzahl, Obendank, Hallore. — Tanzstundenball

Buchstabenrätsel: Filet, Spann, Genua, Kodak, Stuppe, Beate, Paris, Neße, Meise, Kieve. — Landwirte.

Magisches Dreieck: Eugen, Ernte, Niete. Ur. Gin Etat.

Rätselsprung: Ernsthaft Erwachsen, heiter leben, vieles schauen, wenigen trauen, — deutsch im Herzen, tapfer und still, dann mag kommen, was da will. (Scheffel.)

Scharade: Bildung.

Buchstabenaufgabe: Karoffe, Rhederland, Anjou, Fuchsie, Treber, Dompfaff, Urach, Ravaillac. — „Kraft durch Freude!“

Tägliches Spiel mit dem Tod

Die roten Teufelsautos von Texas

Das unheimliche Handwerk der Nitroglyzerin-Schützen — Der Beruf, der die meisten Todesfälle hat

Von unserem amerikanischen zb-Korrespondenten

Es gibt noch einen Beruf in den Vereinigten Staaten, den die amerikanische Wirtschaftsstatistik nicht anführen kann. Und wenn man sich dafür eignet, dann findet man bestimmt einen Posten. Einen verteufelt gut bezahlten sogar. Aber man reißt sich nicht darum. Ich war noch gar nicht richtig drin in Texas, sonst hätten ich einen so himmelschreienden Blödsinn nicht anstellen können. Aber stellen Sie sich vielleicht mitten auf die Straße, wenn ein Amokläufer herumtobt und schreien: „Hallo, Freund, hierher bitte auch?“ So ungefähr war das, was ich getan hatte ...

Ich wanderte durch eine verlassene einsame Gegend. Der Zauber der Natur bestand aus lauter Bohrtürmen am Horizont. Oel, Oel, überall Oel. Ein kleines rotes Auto schaukelte über Furchen und durch Pfützen: ein ulkiger Kasten. Ich hielt den Fahrer an und bat ihn, mich ein Stückchen mitzunehmen. Der sah mich entgeistert an, tippte mit dem Finger an die Stirn und sagte: „Du hast wohl heute morgen einen Sonnenstich bekommen!“

Als ich mich am Abend in einer kleinen Bar beim Bier über die unheimlichen Leute hier, die einen Wanderer nicht mitnehmen, beschwerte, und von dem roten Auto erzählte, da setzte er sein Glas ab und schaute mich ebenso erstaunt an, wie der Chauffeur am Morgen. „Da wollen Sie mitfahren? Ja wissen Sie denn nicht ..? Menschenskind, da hätten Sie sich auch gleich mit einem Raisermesser die Kehle durchschneiden können. Das war doch ein Nitroglyzerin-Schütze.“ — „Und?“ — „Da fährt der Tod hinten drin: Nitroglyzerin. Bis zu hundert Liter. Haben Sie schon etwas von dem Beruf gehört, Bursch? Nun, er kommt sicher noch heute abend hierher. Er kann's Ihnen selbst erzählen, wenn er nicht schon in die Luft geflogen ist.“

Wenn der Bohrlöffel bricht ...

Der Nitroglyzerin-Schütze war nicht in die Luft geflogen. Er kam. Und er erzählte: „Ja, wie soll ich Ihnen das erklären? Können Sie sich eine Versicherungsgesellschaft in den Vereinigten Staaten vorstellen, die zu einer Versicherung sagt, auch wenn sie noch so blödsinnig und riskant ist? Nein, nimmt nie jemand. Wir sind der einzige Beruf, der überall abgelehnt wird. Wir haben unsere eigene Kasse, in die wir aber auch allerlei bezahlen müssen.“

„Und was tun Sie eigentlich?“ — „Wir schießen das Oel. Der Laie denkt, es wird ein Loch gebohrt und wenn es tief genug ist, kommt Oel heraus. Aber so ein Bohrlöffel kann auch einmal im Bohrloch ganz plötzlich und unvermutet flecken bleiben und brechen. Dann tut er sogar sehr oft. Was dann? Dann muß man ihn herausschießen. Mit Nitro. Und wenn sie so tausend, zwölfhundert und mehr Meter tief gebohrt haben, muß der Bohrer auch immer geschmiert werden. Die dickflüssige Masse setzt sich an Rand an, vermischt sich mit der Oelsandschicht und dann fehlt der ‚Korkenzieher‘. Also wir schießen! Das ist ein wunderschönes ‚Himmelfahrtskommando‘. Herr, das macht kein Arbeiter und kein Aufseher. Das machen nur wir Nitroglyzerin-Schützen und nur allzu oft heißen wir ins Gras, häufig schon beim Transport.“

In Kühl gehaltenen und sorgsam verschlossenen Stahlbaracken, weitab von jeder menschlichen Behausung, hat der Nitroglyzerin-Schütze sein unheimliches Lager. Mit äußerster Behutsamkeit füllt er die gefährliche Flüssigkeit in zwei Dutzend Kannen, von denen jede ungefähr zwei Liter enthält. Ein zu scharfer Strahl, ein unachtsames Aufsetzen selbst einer leer scheinenden Kanne und die ganze Herrlichkeit fliegt in die Luft. Hinten in dem schaukelnden roten Auto, sorgfältig gut gepolstert, vor dem jeder Landeskundige im großen Bogen flüchtet, sind 24 gepolsterte Abteile, in die die Kannen verstaut werden. Nur ein kleiner Unfall unterwegs, ein harmloser Zusammenstoß und seine Polizei der Welt braucht eine Tatbestandsaufnahme zu machen. Und doch haben diese tollen Burschen ihre 60 Stundenkilometer über die schlechten Straßen.

Der tanzende Tank

„Wenn ich zu einem Bohrloch komme“, erzählt der Nitroschütze weiter, „dann hat schon alles Reißaus genommen. Nochmals wird das Nitro angefüllt, in ein, zwei Tanks. Die werden in einem Drahtseil heruntergelassen und dann wird elektrisch gezündet. Das hört sich alles ganz harmlos an, aber es steht einem doch der Schweiß auf der Stirn.“

„Ich will Ihnen ein Erlebnis von meinem Lehrmeister erzählen. Einmal, da hatten wir ein verdammtes Bohrloch. Das machte immer Pausen. Zehn Minuten sprang die Quelle und dann eine halbe Stunde nicht. Was tun? Es sollte gesprengt werden. Mein Meister nahm mich mit. Wir mußten es in einer halben Stunde schaffen. Ein Tank war schon unten. Wir machten uns gerade an den zweiten, da hörten wir dieses eigenartige Geräusch des wieder hochkommenden Oels. Da schrie mich mein Meister an: ‚Weglaufen, schnell!‘ Ich lief. Als ich mich endlich umschauen mochte, sah ich den Meister immer noch starr am Bohrloch stehen. Mir lief die Gänsehaut über den Rücken. Jetzt kam der Oelstrahl. Und jetzt sah man deutlich, wie auf ihm der Tank mit dem Nitroglyzerin tanzte, hochging und wieder sich senkte. In diesem Augenblick griff mein Meister danach. Es war ein heller Wahnsinn. Mit schreckverzerrtem Gesicht sah ich ihn stehen, den Tank fest an die Brust geklemmt, von den fettigen Händen trampelhaft gehalten. Ich rief ihn zehnmal hinauf, bis schließlich beide wir den Tank auf die Erde. ‚Das ganze Feld hätte explodieren können‘, sagte mein Meister nur und griff nach der Whiskyflasche.“

„Aber warum üben Sie eigentlich einen derart gefährlichen Beruf aus?“ — „Was tut man nicht Herr, um Geld zu verdienen! Der eine stürzt vom Drahtseil und wir fliegen in die Luft. Man verdient dabei. Sehr viel sogar. Keiner auf den Oelfeldern verdient so gut wie wir. Und wenn man Glück hat als Nitroschütze und es passiert einem ein paar Jahre nichts, dann hat man ein ganz hübsches Kapital beisammen. Aber — die meisten erleben es leider nicht.“

Die fliegenden Photographen der Antarktis

16000 Kilometer über unbekanntem Erdteil zurückgelegt
Das Naturwunder der offenen Teiche

Von Flugkapitän Schirmacher

An der deutschen Antarktisexpedition 1938/39 des Motorschiffes „Schwabenland“, die, wie gemeldet, vor einiger Zeit in die Heimat zurückkehrte, nahmen auch die beiden Flugzeuge „Passat“ und „Boreas“ vom Typ Dornier-Wal teil. Der Flugkapitän der „Boreas“ schildert nachstehend seine hochinteressanten Erlebnisse.

Die Zeit der Reise von Hamburg bis in das Operationsgebiet der Antarktis wurde mit Vorbereitungen für die Flüge ausgefüllt. Die größte Sorge war, unsere Vögel an Bord der „Schwabenland“ gut durch den Kanal und durch die Biscaya zu bringen. Aber der taxiere Zehn-Tonnen-Wal verträgt viel, und so konnte am 19. Januar 1939, als der Schellfisch rund des antarktischen Kontinents die „Schwabenland“ einholt, bei sehr günstiger Wetterlage mit den Flügen begonnen werden, denen die gesamte Schiffsbesatzung gespannt folgte. Jeden Tag, der nur einigermaßen günstiges Photowetter versprach, flogen „Nat“ und „Boreas“ über den unbekannten Erdteil und brachten als Ausbeute Bilder von mächtigen, noch von keines Menschen Auge gesehenen Gebirgszügen zurück. Am 3. Februar konnten die Flugzeugbesatzungen dem Expeditionsleiter melden, daß in dem abgeflogenen Gebiet alles photographisch erfaßt wäre. Kapitän Ritscher faßte für den nächsten Tag nur noch einen Flug an nach einer Felsformation mit offenen Wasserstellen. Dieser Teil sollte mit Reihen- und Filmkammera nochmals erfaßt werden. Es war erstaunlich, daß bei innerhalb dieser trostlosen Eiswüste, 200 Seemeilen südlich des Schelfeisrandes, offene Teiche von einem Durchmesser bis 150 Meter gefunden wurden.

Da weiterhin im Osten größere Treibeismengen gesichtet waren, sollte auf dem angesetzten Flug ein Vorstoß nach Norden gemacht werden, um ein einschließen der „Schwabenland“ im Eis vorzeitig erkennen und dieser Gefahr entgehen zu können. Denn gleich nach der Ankunft der „Schwabenland“ im Eisgebiet war Monate, sah ich den Meister immer noch starr am Bohrloch stehen. Mir lief die Gänsehaut über den Rücken. Jetzt kam der Oelstrahl. Und jetzt sah man deutlich, wie auf ihm der Tank mit dem Nitroglyzerin tanzte, hochging und wieder sich senkte. In diesem Augenblick griff mein Meister danach. Es war ein heller Wahnsinn. Mit schreckverzerrtem Gesicht sah ich ihn stehen, den Tank fest an die Brust geklemmt, von den fettigen Händen trampelhaft gehalten. Ich rief ihn zehnmal hinauf, bis schließlich beide wir den Tank auf die Erde. ‚Das ganze Feld hätte explodieren können‘, sagte mein Meister nur und griff nach der Whiskyflasche.“

„Aber warum üben Sie eigentlich einen derart gefährlichen Beruf aus?“ — „Was tut man nicht Herr, um Geld zu verdienen! Der eine stürzt vom Drahtseil und wir fliegen in die Luft. Man verdient dabei. Sehr viel sogar. Keiner auf den Oelfeldern verdient so gut wie wir. Und wenn man Glück hat als Nitroschütze und es passiert einem ein paar Jahre nichts, dann hat man ein ganz hübsches Kapital beisammen. Aber — die meisten erleben es leider nicht.“

Hochzeitsgeschenke – streng verboten

Merkwürdige türkische Maßnahmen zur Hebung der Heiratslust
Hochzeitsfeiern dürfen zu Hause stattfinden

Mit einer ganzen Reihe von Gesetzen versucht die türkische Regierung die Heiratslust anzukurbeln, die mehr und mehr nachgelassen hat, so daß die Zahl der Ledigen beiderlei Geschlechtes gerade unter den jüngeren Leuten auffallend groß ist. Nach der letzten Volkszählung gibt es in der Türkei 84 Millionen Unverheiratete, davon 46 Millionen männliche und 38 Millionen weiblichen Geschlechtes.

Wie ist dieser Rückgang der Heiratskurve zu erklären? Er hängt in erster Linie mit den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen zusammen. Die hohe Türke von heute überlegt sich das Heiraten, weil es bislang mit riesigen Unkosten verknüpft war und einen Aufwand erforderte, der für viele unerschwinglich war. Nach dem alten Brauch sagen sich die Hochzeitsfeierlichkeiten mindestens über eine ganze Woche hin, ein ganzes Heer von Verwandten und Bekannten mußte bewirtet werden, und es war selbstverständlich, daß der Hochzeitsschmaus in einem öffentlichen Lokal stattfand, auch wenn er sich die gesamten Ersparnisse der jungen Leute verschlang.

Aber auch die jungen Mädchen hatten es schwer. Die Sitte schrieb ihnen, bzw. ihren Eltern die Aufbringung einer geradezu fürstlichen Aussteuer vor, an deren Fehlen zahlreiche Heiratsprojekte scheiterten, man mußte das Eheversprechen im Hause der Braut mit großem Aufwand feiern und viele Geschenke machen, und wenn die Mittel, die zur Verfügung standen, dazu nicht ausreichten, dann unterblieb die Hochzeit eben, denn schon um der lieben Nachbarn willen durfte man einen Verstoß gegen alte Traditionen nicht begehen.

Eine amtliche Untersuchungskommission, die mit der Prüfung des Rückganges der Ehen in der Türkei betraut worden war, stellte die Hoheit, mitunter geradezu unsinnigen Kosten als Hauptursachen der Heiratsunlust fest. Dementsprechend sind nun eine Anzahl von Gesetzen ins Leben gerufen worden, die das Heiraten erleichtern sollen.

In Zukunft darf es bei Hochzeiten kein besonderes Getränke mehr geben und die Aussteuer ist untersagt — zur großen Trauer der Möbelfabrikanten. Den Wagen der jungen Frau dürfen höchstens fünf andere Wagen folgen. Es ist verboten, das Schwesterzimmer im Hause der Braut zu feiern, und weiterhin ist es untersagt, Geschenke zu machen. Eine Hochzeitsfeier darf in Zukunft nicht länger als einen Tag dauern, und die Feiern dürfen nicht in öffentlichen Lokalen oder Hotels stattfinden. Alle Zuwiderhandlungen werden streng bestraft. Der Staat hat ein Interesse daran, die junge Generation zur Ehe zu führen und alles zu tun, um die Eheschließung zu erleichtern. Das findet zwar nicht die Billigung jener Betroffenen, die bisher aus Hochzeitsfeierlichkeiten Gewinne schlugen, aber die Sparnisse der jungen Leute verschlang.

Die „Hochschule des guten Essens“

Wie die italienische Akademie der Kochkunst arbeitet

Wenn die Gastronomische Akademie, die vor einiger Zeit in Turin gegründet wurde, zu einem ihrer beliebten Abende einlädt, und die versammelten Feinschmecker Lucullus huldigen, führen die Studenten dieser „Universität der Kochkunst“ mit ihren Damen seltsame Tischgespräche. „Haben Sie schon dieses herrliche Putenragout gekostet?“ — „Was halten Sie von einem Brathühnchen nach schwedischer Art?“ — „Ist dieser Napfkuchen nicht unvergleichlich?“ Und die Damen von Turin lächeln liebenswürdig und antworten ihren Partnern strahlend etwa: „Meine Herren, für mich gibt es nur eine Schleie nach römischer Art oder ein Steak à la Carême.“

Die Gastronomische Akademie in Turin sieht ihre Aufgabe darin, den geplagten Essen wieder ein höheres Gewicht beizulegen. Die Kochkunst ist nach ihrer Ansicht eine ebenso ernste Wissenschaft wie die Medizin oder Musik. Das Geheimnis der verbildlichen Essenszubereitung muß von den Jüngern dieser Universität erlernt und „erkocht“ werden. Es werden nicht nur die Rezepte für einzelne Gerichte bekannt gegeben und dann von den „Herdstudenten“ ausprobiert, sondern namhafte Professoren widmen einen Teil ihrer Zeit, um über Vorlesungen über praktische mathematische und naturwissenschaftliche Fragen der Kochkunst zu halten. Man spricht dabei auch über die Zusammensetzung des Bodens, und schweidet nicht selten medizinische Fachfragen im Rahmen dieser gastronomischen Lehrgänge an.

So ist es für die „Makkaroni-Professoren“ von Turin, wie sie der Volksmund nennt, von größter Wichtigkeit, zu wissen, daß Speisen, die in Gebirgswasser gekocht werden, anders schmecken als dieselben Gerichte genau so zubereitet — in Stadtwasser gekocht. Man lernt, daß Hähnchen im Frühling gerötet, im Winter dagegen gebraten werden müssen. Natürlich wird auch eingehend darüber gesprochen, wann bestimmte Speisen am besten aufgetragen werden können, denn jeder Monat hat seine Vorzugsfleischsorten und seine Spezialfische.

Die Turiner Akademie der Kochkunst hat eine Riesenküche mit unzähligen Oefen und Herden, an denen diese internationalen Lederbissen „geboren“ werden. Ganze Kochtopfregimenter erfüllen den Raum, durch den eine würzige Luft von pikanten Tunken und abgeschmeckten Gerichten weht. Im ersten Stockwerk des Gebäudes gibt es einen eigenen Saal, in dem ein Prüfungsausschuß Kostproben der tekeren Schularbeiten veranstaltet. Den „Jüngern Lucullus“ steht außerdem eine statistische Bibliothek zur Verfügung, in der unendlich viele Kochbücher aus allen Ländern darauf warten, eifrig studiert zu werden. Vom japanischen Nationalgericht bis zu der raffinierten Zubereitung der einheimischen Makkaroni-gerichte ist hier alles zu finden.

Die Vorlesungen, die an dieser „Hochschule des guten Essens“ abgehalten werden, beschäftigen sich auch mit den Mängeln und der Verkümmlichkeit der einzelnen Speisen. So lernen die Schüler, daß Sardinen besonders gesund sind, da der Eiweißgehalt 10,66% beträgt, daß Spinat unter Umständen gefährlich für Personen mit Gelenkrheumatismus ist und daß einige Pilze darmreizend sind. Die orientalische Universität erfreut sich in den gastronomischen Kreisen Italiens größter Beliebtheit, und ein Schüler, der diese Stätte besucht hat, Aussicht, eine bedeutsame „Kochkarriere“ einzuschlagen.

Das hohe Lied der Kameradschaft

Als es nun auch von diesem Gebiet nichts Unphotographiertes mehr gab, nahmen wir Kurs auf die „Schwabenland“. In 10 Meter Höhe flogen wir über die herrlichen Farben, die die Sonne in den Rissen zum Schelfe

Praktische Winke für Haus, Hof und Garten

Die Seuchkrankheit beim Geflügel

Die Seuche bricht meist bei Tieren im Alter von 14 Tagen bis vier Wochen aus; bei älter gewordenen Tieren verläuft sie gutartig. In der Regel entwickeln sich die Jungen bis zu 14 Tagen gut, dann bleiben die Alten mit gefüllem Kropf sitzen, während bei den Jungen sich die krankhaften Veränderungen auf der Schleimhaut bilden. Der Tod der Tiere erfolgt wahrscheinlich durch die Unmöglichkeit Futter aufzunehmen.

Die Möglichkeit der Ansteckung ist überall gegeben, da die betr. Schimmelpilze in der Natur sehr weit verbreitet sind. Begünstigend wirken auch katarrhalische Entzündungen der Schleimhäute, Unterernährung, geschwächte Konstitution und vor allem auch unsachgemäße Fütterung und Haltung der Tiere. Zur Behandlung des Leidens sind Beläge mit Jodglyzerin zu pinseln, unter Umständen nach vorheriger Entfernung der Auflagerungen. Die Beläge bilden sich zwar zunächst immer wieder, werden aber immer kleiner und lockerer. Dem Trinkwasser kann in starker Verdünnung ein Desinfektionsmittel, z. B. Creolin, zugefügt werden. Die erkrankten Tiere sind abzusondern, Stall und Stallgerätschaften sind ebenso wie bei jeder anderen ansteckenden Krankheit gründlichst zu reinigen und mit Originalin-Creolin zu desinfizieren. Nur gutes, einwandfreies Futter und Trinkwasser können verabreicht werden.

Dr. R. W. Lentz

Heckenanlagen im Halbschatten

Für Heckenanlagen im Halbschatten oder unter höheren Baumpflanzungen kommen nicht allzu viele Arten von Sträuchern in Frage. Je stärker der vorhandene Baumbestand an vorhandene Nährstoffe Ansprüche zu stellen pflegt, wie dieses z. B. bei Pappeln und bei Ulmen der Fall ist, um so weniger lassen sich Heckenpflanzen nennenswert aufziehen. Dagegen lassen Linden und Platanen weit eher eine Auswahl an Schutzhecken zu. Somit kämen für genannte Zwecke in erster Linie die Heinbuche (Carpinus betulus), Ligusterarten, die Gosjohannisbeere (Ribes aureum), auch Ribes alpinum und der Weißdorn in Frage. Auch die Schneebeere (Symphoricarpus racemosus) ist anspruchslos an die Lage. Um jedoch den jungen Heckenpflanzen von vornherein die Möglichkeit zu flotter Entwicklung zu geben, sind genügend weite Pflanzstellen auszuwerfen und evtl. Absperrungen mit Dachpappe vorzunehmen. Die einmal zu erwartende Beeinträchtigung durch Baumwurzeln wird dadurch hinausgeschoben. Die Entwicklung der Heckenwurzeln gewinnt somit immerhin einen großen Vorsprung.

Melkfette als Schutzmittel gegen den gelben Galt

Das Naßmelken ist bekanntlich als unhygienische Melkmethode verboten. Trockenmelken ist technisch durchaus möglich, trotzdem erfreuen sich die Melkhilfsmittel vielfach großer Beliebtheit, sie werden von den verschiedensten Firmen angeboten. Fette sind knapp und müssen aus dem Ausland eingeführt werden, es ist deshalb zu begrüßen, daß die aus Braunkohle hergestellte synthetische Vaseline auch für Melkfette gut geeignet ist. Eben falls ist es gelungen, Melkfreems (Melkfettemulsionen) aus deutschen Rohstoffen herzustellen; derartige Melkhilfsmittel haben den Vorzug guter Abwaschbarkeit in warmem Wasser, die bisherigen Nachteile sind geringe Haltbarkeit und Verpackungsschwierigkeiten. Die fettfreien, wasserlöslichen Melkmittel sind noch zu wenig gleitfähig und haben deshalb keinen Eingang in der Praxis gefunden.

In den Firmenangeboten wird nun behauptet, daß die Melkmittel keimtötend wirken, vor allem gegen den Erreger des Gelben Galts. Diese Angaben entsprechen durchaus nicht allgemein den Tatsachen. Es gibt heute noch eine Reihe von Melkmitteln, die diese Bezeichnung nicht verdienen. Wirklich keimtötend sind nur die Melkmittel, die unter Zusatz von Osmaron hergestellt sind, wie einwandfreie wissenschaftliche Untersuchungen ergeben haben. Man darf von diesen Melkmitteln aber auch nicht zu viel erwarten. Es trifft keineswegs zu, daß Neuinfektionen während der Anwendung keimtötender Melkmittel ausgeschlossen sind. Das Gegenteil ist richtig, wie das Institut für Milchhygiene der Pr. Versuchs- und Forschungsanstalt für Milchwirtschaft in Kiel festgestellt hat. Günstige Laboratoriumsversuche anderer Forscher konnten unter den Bedingungen der Praxis nicht bestätigt werden. Es sind noch eingehende Versuche nötig, um hier zur völligen Klarheit zu kommen. Trotzdem wäre es nun verfehlt, keimtötende Mittel überhaupt abzulehnen. Wenn man schon Melkmittel anwendet, sollte man solche mit Osmaron-Zusatz bevorzugen, um so mehr, als wesentliche Preisunterschiede nicht bestehen.

Dipl.-Landwirt Dr. W. Engelbart

Wie verhütet man Hitzschlag bei Pferden?

Pferdeverluste durch Hitzschlag in den Sommermonaten sind nicht selten. Die Tiere schwitzen plötzlich stark, sie taumeln, und stürzen hin, die Fib-Bindehaut ist dunkelrot verfärbt, der Puls ist schwach, es tritt Atemnot ein. Entscheiden ist nicht allein die Witterung, der Ernährungszustand sowie die Arbeitsleistung der Pferde spielen eine große Rolle. Gefährdet sind vor allemg ut genährte Tiere der schweren Rassen, ganz besonders bei rascher Arbeit, z. B. vor dem Mähbinder. Besonders häufig tritt Hitzschlag bei Hengsten auf, die während der Deckzeit nicht zu arbeiten brauchten und die schwere Erntearbeit nicht gewohnt sind. Aus diesen Feststellungen ergeben sich bereits die Verhütungsmaßnahmen: die Fütterung der Pferde muß, wie Dr. O. Proke in Nr. 27 der „Deutschen Landw. Presse" ausführt, genau der Leistung entsprechen. Deckhengste müssen auch während der Deckzeit regelmäßig bewegt oder zu leichten Arbeiten herangezogen werden. In übermäßigem Ernährungszustand befindliche Tiere dürfen auf schwülen Tagen nur in den frühen Morgenstunden und bei längeren Ruhepausen zu schweren Erntearbeiten herangezogen werden.

Der „7. Tag" antwortet

Das Einsäuern von Grünfutter. (W. S. in A.) Bei der Einsäuerung mit Futterzucker habe ich bisher keine guten Erfolge erzielt. Gibt es ein besseres Zusatzmittel?

Antwort: Die Einsäuerung mit verdünnten Mineralsäuren hat zwar bislang noch keine Nachteile erbracht, es fragt sich aber, ob die stark ätzenden Mineralsäuen nicht auf die Dauer Schädigungen der inneren Organe der Tiere mit sich bringen. Sehr gute Versuche sind dagegen mit „Amasil", einem neuen Zusatzmittel, gemacht worden. Das mit „Amasil" eingesäuerte Futter wurde in Tagesgaben von 20 kg je Tier gegeben, ohne daß irgendwelche schädlichen Einflüsse beobachtet wurden.

Rosenwildtriebe müssen beseitigt werden (Z. T. in A.). An meinen Rosenstöcken zeigen sich Wildtriebe, müssen diese entfernt werden?

Antwort: Wildtriebe an Rosen müssen unter allen Umständen beseitigt werden. Sie überwuchern die Edeltriebe der Rosen, und zwar sowohl bei Busch- als auch an Hochstammrosen. Man erkennt die wilden Triebe an den Blättern, die anders gefiedert sind als die Blätter der Edeltriebe. Die wilden Triebe werden vor dem Verholzen abgedrückt, sobern sie am Stamm entspringen, kommen sie aber aus der Erde müssen die Wurzelstücke freigelegt werden, damit man Gewißheit hat, daß die Wildwurzeln restlos entfernt werden und sich keine neuen wilden Triebe bilden können.

Wie vermeidet man das Holzigwerden der Kohlrabi? (R. A. in P.) Meine jetzt geernteten Kohlrabi sind durchweg holzig, woran kann das liegen?

Antwort: Der Kohlrabi ist eine schnellwachsende Pflanze und erfordert somit eine intensive Bearbeitung. In den meisten Fällen läßt man dem Kohlrabi zu wenig Pflege angedeihen, so daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn die Knollen bei der Ernte bereits holzig sind. Alle schnellwachsenden Pflanzen benötigen einen nährstoffreichen Boden und in trockenen Zeiten sehr starke Wassergaben. Je besser man wässert, um so saftiger und zarter werden die Kohlrabiknollen. Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß Kleingärtner, die sich mit sehr großem Interesse an die Gemüsepflanzungen machen, auch qualitativ die besten Ernten haben, dagegen werden die Gemüsekulturen im Bauerngarten durchweg stark vernachlässigt.

Wohlschmeckende Bohnengerichte

Bohnengemüse. Die gewaschenen und von den Fäden befreiten Bohnen werden geschnitelt in Fleischbrühe oder heißem Wasser mit etwas Speisefett und einigen Sträuchen Bohnenkraut gedämpft. Wenn die Bohnen weich sind, rührt man etwas Mehl an, gibt dann eine Prise Salz, etwas Zucker und eine Kleinigkeit Essig dazu, läßt es unter Verrühren aufkochen. Das Gemüse wird mit feingewiegter Petersilie, oder anderen Kräutern bestreut zu Tisch gereicht.

Bohnengericht auf Tiroler Art. 1 Pfund geschnitelte Bohnen werden mit 125 Gramm Zwiebelringen, etwas Wasser oder Brühe in Oel weichgedämpft. Danach gibt man circa ein halbes Pfund Hackfleisch, einige von der Schale entfernte Tomatenscheiben, eine Prise Salz und Pfeffer dazu. Inzwischen hat man ¼ Pfund zerkleinerte Makkaroni gekocht, läßt diese, nachdem sie gar sind, gut abtropfen, und in etwas Butter oder Oel getaucht werden sie über das Gericht gedeckt, welches nun auf den Tisch gekommen kann.

Bohnen in Milch. Die gesäuberten und abgefadelten Bohnen werden geschnitelt und in Salzwasser kurz gekocht. Während dieser Zeit bereitet man die Milchsoße zu. Aus Mehl und Butter (die zerlassen wird) zu gleichen Teilen bereitet man eine Schwitze, woran so viel Milch gegossen wird, bis eine dickliche Soße entsteht, die mit einer Prise Salz gewürzt wird. Um den Geschmack zu verfeinern, kann man etwas geriebene Muskatnuß hinzutun. Danach werden die gekochten Bohnen in die Soße getan unter Verrühren wärmt man das Gemüse noch einmal auf. Zu gebratenem Fisch ist dieses Gericht besonders zu empfehlen.

Lächeln und Lachen über lustige Sachen

Sie weiß sich zu helfen

„Warum trägst du eigentlich jetzt immer so hohe Absätze, Kläre?"

„Ich habe mich doch mit Hans verlobt!"

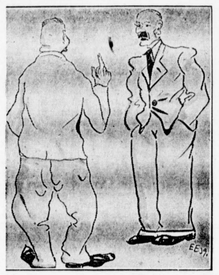
„Was hat denn das damit zu tun?"

„Sehr viel: Hans ist bedeutend größer als ich, und nun habe ich es endlich satt bekommen, immer nur auf die Stirn geküßt zu werden."

*

Der Ehemann: „Nun hör doch schon endlich auf! Hissen wir das Geschehene in einen Schleier ein!"

Sie: „Schleier? Nein, das mindeste ist ein Pelzmantel!"



„Du, Ludwig, laß doch endlich einmal deine entsetzlichen O-Beine orthopädisch behandeln!"

„Ich denke nicht daran! So denkt nämlich jeder, ich hätte ein Motorrad!"

Zeichnung: Eder (M)

Der Schuldige

Der kleine Hein stößt im Treppenhaus und heult.

„Na" meint die Nachbarin teilnahmsvoll, „hast du dir wehgetan?"

„Nee", seufzt Hein, „mein Vater!"

*

Voluptas war eingeladen. Zu Suppe, Fisch und Braten. Aber Voluptas kam nicht.

„Warum haben Sie uns nicht das Vergnügen gemacht?" traf ihn einige Tage später die Hausfrau.

„Ich hatte keinen rechten Hunger, gnädige Frau."

„Erlauben sie mal — man kommt doch nicht nur wegen des Essens!"

Voluptas nickt: „Ich weiß, gnädige Frau. Aber richtigen Durst hatte ich auch nicht."

*

Chef: „Warum sind Sie gestern nicht zur Arbeit gekommen, Herr Friedrich?"

Friedrich: „Ich war krank, und . . ."

Chef: „Haben Sie ein Attest mitgebracht?"

Friedrich: „Nein, ich war wirklich krank!"

*

Frau Klinke fragt den Schwimmlehrer: „Was sind das für komische Uebungen, die Sie da mit meinem Sohn machen?"

„Das sind Atemübungen."

„Nanu, atmen kann mein Sohn doch. Schwimmen soll er lernen!"

*

Ein elsässischer Bauer fiel vom Kirschbaum, und als er wieder laufen konnte, traf er einen Freund, der ihn besorgt fragte:

„Ja, Schatob, hets nit arig weh gemacht, wie du vom Baum rakkeit bisch?"

Worauf der Schatob meint: „'s Rakkeie nit emol so arig, aber 's Uffschlaje uf em Bodde."

*

„Was sind Sie eigentlich von Beruf, Herr Friedrich?"

„Bakteriologe!"

„Wozu immer diese Fremdwörter? Sagen Sie doch einfach Oberbäcker!"

Schade ums Geld

Er: „Ich war gestern bei einer Kartenlegerin, Fräulein Else, und wissen Sie, was die mir prophezeite? — Wir beide werden im Herbst heiraten!"

Sie: „Schade ums Geld! Das hätte ich Ihnen auch so sagen können!"

*

Eine junge Dame fragt im Briefkasten einer Zeitung an, was dagegen zu tun wäre, wenn der Verehrer zum Stelldichein immer unrasiert käme.

Acht Tage darauf bekommt sie Antwort: „Sie müssen pünktlicher kommen, damit der junge Mann nicht so lange warten muß!"

*

Temper geht zum Tee zu Fräulein Fifine. Temper betrachtet begeistert die lustigen Leckereien. Da fällt sein Blick auf die kleine viereckige Papierservierte neben seinem Teller.

„Nein, meine Dame", ruft er begeistert, „an was Sie alles denken!"

Anspruchsvoll

„Wenn Sie dem Mädchen beim Teppichklopfen helfen, gebe ich Ihnen eine Mark."

„Hm. Kann ich sie mal sehen?"

„Die Teppiche?"

„Nee, dat Meechen."

*

Er: „Wie gefällt dir die Aussicht? Hübsch, nicht wahr?"

Sie: „Reizend! Ich bin sprachlos vor Entzücken."

Er: „Herrlich! Hier wollen wir vier Wochen bleiben!"

*

„Warum bist du denn heute so müde, Fred?" fragt der Freund im Büro.

„Ach", gähnt der, „ich kam erst gegen Morgen nach Hause und wollte gerade meine Kleider ablegen, da rief meine Frau aus dem Bett: Fred! Stehst du heute nicht etwas zu früh auf? Ja — und da blieb mir nichts weiter übrig, als mich wieder vollständig anzuziehen!" (Neue Illustrierte Zeitung)

Antiquitäten

„Sie suchen Teppiche? Hier hätten wir einen wunderbaren alten Perser."

„Hm. Das ist kein Perser, sondern ein Emmenthaler. Haben Sie nicht etwas da ohne Löcher?"

Zeichnung: Radestock (M)

Folgerung

„Nannte dich denn Kramer wirklich einen dummen Esel?"

„Ja, wenn auch nicht geradezu — er sagte, was Verstand anbelange, hätten wir uns gegenseitig nichts vorzuwerfen."

Boshafter Bruder

„Sagen Sie, Herr Groll, Ihre Schwester und Sie sind doch Zwillinge?"

„Waren es — als Kinder. Heute ist sie sechs Jahre jünger als ich . . ."

(Weite Welt)

Vereinsamt müssen Sie nicht durchs Leben geh. In feinstinnig., bisfreier Art bietet Ihnen Gelegenheit mit ehrenh. Ehewilligen, zunächst ohne Namensnenn. in Verbindung zu treten. Seit 2 Jahrz. erfolgr. Auskunft unverbind. verschl. u. ohne Abtendauftrag. J. Bösl, Pasing-München 8

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

Laubsägerei Bds. Verlags. Werkzeug. Man gratis! **Hofmann & Schmitt** Lindenzeichel (Pfalz.) 11

Unterricht **Stottern** Inst. Besitz. Prosp. fr. **Fachinstitut Naeckel,** Berlin-Ch., Dahlmannstr. 33

Damen-Bart lästige Haare Leichte Beseitigung Prämiert mit gold. Medaille A. GOLDUNG Kosterlos Kom. Nürnberg 5 Bch.

Körperlich und seelisch viel wohler fühlt sich Kranke, die meine etwas zu starke Frau sehr gute Erfahrungen gemacht. Sie befindet sich nach dem Gebrauch des Tees körperlich und damit auch seelisch viel wohler. So schreibt Schriftsteller A. Krapf, Zeuthen b. Berlin am 27. 8. 35 über **Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee** Auch als Drogenpackung und Dose. Erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Damenbart Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte **Helwakakur.** Sehr bewährt. v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1935, London 1933. Tägl. Dankschreiben, z. tls. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). **Marke Helwaka** mit Stern patentamtl. Wz. 468609 schützt vor Enttäuschung. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für groß. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. **Helwaka-Köln 114**

Wer inseriert, ist stets im Bilde und wer im Bilde ist, der hat Erfolg!

Inserieren in unserer Zeitung führt stets zum **Erfolg!**

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": Pl. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

3. Jahrg. – Nr. 35 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 27. August 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

In den Eisenerzener Alpen, Steiermark (Foto: Fritz Fürst / Bavaria)

Ueber die Nettigkeit

Von Richard Gerlach

Wir nannten zu Hause einen Menschen, der nicht nett war, einen Mufflon. Diese Bezeichnung war weniger zoologisch gedacht, obwohl ein wildes Schaf, wenn man es bildlich auffaßt, für den Inbegriff störischer Trägheit gelten kann. (Das wirkliche Tier Mufflon ist ein springlustiges und keineswegs stumpfsinniges Berggeschöpf.) Doch der Anklang an das Mufflige, Mürrische, Modrige war der Hauptspaß bei der Sache.

Gestern saß im Autobus neben mir ein Mann. Als er aussteigen wollte, mußte ich aufstehen; denn er war dick und hätte mich sonst erdrückt. Aber er öffnete den Mund keineswegs zu einer Bitte, er quetschte sich unmißverständlich empor, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Ich mußte zur Seite schnellen, sonst hätte er mich genommt. Das Wort „danke" war ihm wohl unbekannt. Ich stellte fest: ein Mufflon.

Das Wort „nett" wird oft nicht in seiner liebenswürdigen Bedeutung erfaßt. Was ist schon dabei, wenn einer nett ist und sonst nichts weiter? Nett und freundlich zu sein, erleichtert zwar das Leben unter Menschen, die Nettigkeit nimmt der alltäglichen Plage das Drückende und Trübe, aber mit Charakterstärke hat sie nichts zu tun.

Ach ja, ganz nett, sagt man und meint, daß es weiter nichts auf sich habe, — eine müßige Zierlichkeit, eine artige Wohlgeordnetheit des Mienenspiels, die zu nichts verpflichtet.

Herder war überzeugt, daß man auch eine Philosophie klar und nett vortragen könne; wir müssen ihm darin zustimmen. daß ein Gedanke, der ungelenk und borstig auftritt, dadurch nicht tiefer und gewinnender wird. Die Nettigkeit braucht nicht mit leerer Höflichkeit übereinzustimmen; sie beschränkt sich nicht auf den Verkehrston, sondern sie kann auch ein Ausdruck der inneren Schlackenlosigkeit und der wohlausgewogenen Stimmung sein. Der Finsterling, der über düsteren Plänen brütet, der Neidhammel, der anderen ein Bein stellen will, der Zielwütige, der sich mit den Ellbogen vorwärtsbohrt, — die sind nicht nett, denn sie kennen nur das Labyrinth ihres eigenen Fortkommens.

Die Glattzüngigkeit und die Verbeugung nach allen Seiten ist freilich auch nicht nach unserem Geschmack, und wo einem Ruppigkeit und Bösnickelei entgegenprallt, soll man getrost einmal ancken: überall ist Sanftmut und ein heiterzuversichtliches Benehmen nicht angebracht. Doch der Rüpel begegnet bekanntlich nur Rüpeln, und es wird einem nur so geantwortet, wie man fragt.

Nicht nur, weil es sich lohnt nett zu sein, weil man dann auch wieder nett behandelt wird, sollte man nett sein. Die Nettigkeit ist vielmehr eine Voraussetzung des inneren Wohlbefindens, und wer sich durch Mufflonhaftigkeit selbst die Stimmung verpaßt, stolpert nicht nur über die eigenhändig ausgestreuten rücksichtslosen Knüppel, sondern verleidet sich alles Hübsche und Angenehme, was der freundliche Tag ihm zu bieten hätte.

Zu dem Netten müßte dann allerdings noch etwas hinzukommen, was etwas mehr ist, das versteht sich, und da fängt es dann eigentlich erst an. Mit Nettigkeit allein kommt einer nicht durch. Aber das komische Tier, Mufflon genannt, rennt nur gegen unnötige Widerstände.

Betrachtung

Meiner Jugend stilles Tal
Liegt schon weit, es liegt schon weit,
Doch der Traum „es war einmal"
Tröstet meine Einsamkeit.

Wie an einer Perlenschnur
Sind die Tage mir gereiht.
Nicht das Heute lächelt nur,
Mild auch glänzt Vergangenheit.

Jeder Strom, hinab ins Land
Fließend durch die Fremde weit,
Weiß noch, wo die Wiege stand
Seiner Quelleneinsamkeit.

Vor- und rückwärts sollst du spähn,
Seele über deine Zeit,
Wo die Quell' und Mündung stehn,
Dunkelheit und Ewigkeit.

Franz Karl Ginzkey

Das Familien-Hörspiel

Humoreske von Josef Robert Harrer

Bei Familie Wielich ging es nicht zu wie im Paradiese. Aus dem Radiolautsprecher tönte der neueste Schlager, Frau Friederike Wielich, die Mutter, hielt sich die Ohren zu. Anna, die älteste Tochter, sang die Melodie, ohne den Text zu kennen, mit. Erna, Tochter Nr. zwei, schlug den Takt mit der Schere; Matthias, der älteste Sohn, hatte eine Sportzeitung vor sich und brüllte: „So ein unrasiertes Nilpferd von einem Schiedsrichter!" Anton, der jüngste Sohn, heute das Lesebuch der Geschichte aufgeschlagen und sang mit krächzender Stimme eine Arie aus Rigoletto.

„Kinder, stellt das Radio ab! Kinder, hört zu lärmen auf! Jetzt haben wir endlich einen netten Zimmerherrn! Auch dieser wird ausziehen!"

Anton setzte in der falsch gesungenen Arie ab und rief:

„Oh, der Herr Huber wird nicht ausziehen, Mutter! Der hat es ja auf die Erna abgesehen!"

„Schweig, Dummkopf!" rief Erna. „Wasch dir lieber deine Hände! Wie man nur so große schmutzige Hände haben kann!"

Die großen Hände holten aus. Es schien zu einer allgemeinen Familienschlägerei zu kommen, da trat Vater Wielich ein. Als die Begrüßung vorüber war, fragte er:

„Was war heute in der Schule los, Anton?"

„Nichts, Papa!" stotterte Anton. „Der Lateinprofessor, dieser —"

Da erklang aus dem Lautsprecher die Stimme des Ansagers:

„Achtung, Achtung! Wir veranstalten ein großes Lustspiel-Preisausschreiben. Als erster Preis wird ein Betrag von 1000 Mark ausgesetzt! Die näheren Bedingungen sind . . ."

Familie Wielich lauschte. Als der Ansager geendet hatte, schwiegen alle. Da sagte endlich Vater Wielich:

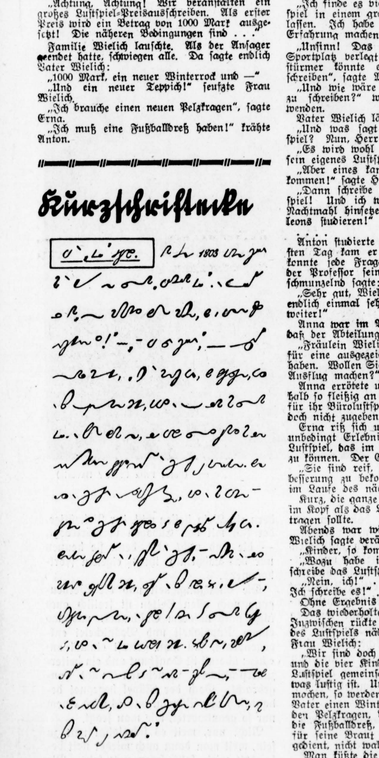
„1000 Mark, ein neuer Winterrock und —"

„Und ein neuer Teppich!" seufzte Frau Wielich.

„Ich brauche einen neuen Pelzkragen", sagte Erna.

„Ich muß eine Fußballhose haben!" trötete Anton.

Kurzschriftnoten



Wie der „Tell" entsand. Im Jahre 1803 begann Schiller mit der Arbeit an seinem „Wilhelm Tell". Er wollte aus ihm „ein mächtiges Ding machen, das die Bühnen Deutschlands erschüttern soll" — „Und wie sehr Schiller", so äußerte einmal Goethe, „auch der Mensch war, das durchzusetzen, was er sich vorgenommen hatte, bewies er vor allem mit seinem Tell. Er fing damit an, alle Winde seines Zimmers mit allen erreichbaren Spezialkarten der Schweiz zu bekleben. Dann las er Schweizer Reisebeschreibungen, bis er mit Wegen und Stegen des Schweizer Aufstandes auf das genaueste vertraut war. Daneben studierte er die Geschichte der Schweiz, und nachdem er alles Material zusammengebracht hatte, setzte er sich endlich über die Arbeit und, buchstäblich genommen, er stand nicht eher von seinem Platze auf, bis er den Tell beendet hatte. Ueberfiel ihn die Müdigkeit, legte er den Kopf auf den Arm und schlief ein, und sobald er wieder erwachte, lief er sich schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten."

Eben als Anna und Matthias ihre Wünsche äußern wollten, trat Herr Huber, der Zimmerherr, ein und sagte:

„Guten Abend! Ich wollte nur fragen, ob Fräulein Erna mit mir ins Kino gehen will. Ich habe zufällig zwei Freikarten."

Vater Wielich nickte und sprach:

„Meinetwegen! . . . Haben Sie schon gehört, Herr Huber? Im Radio hat man da von einem Preisausschreiben gesprochen. Man kann 1000 Mark verdienen. Sie schreiben ja bisweilen für die Zeitung. Glauben Sie, daß es schwer ist, ein Lustspiel zu machen?"

„Man muß einen Stoff haben!" meinte Herr Huber.

„Wie bei einem Abendkleid", ward Anna dazwischen.

„Bei einem Abendkleid ist der Stoff Nebensache", sagte Anton.

„Immer muß sich der Bub in die Gespräche Erwachsener mischen!" sagte ärgerlich Fräulein Anna.

„Er hat nicht so unrecht", entgegnete Herr Huber. „Auch Witze, Gedankensplitter gehören in ein Lustspiel."

„Ich habe einen Stoff!" rief triumphierend Anton. „Ich schreibe ein Lustspiel über Napoleon!"

„Ausgerechnet du willst das Lustspiel schreiben? Du Dummkopf! Und ausgerechnet über Napoleon? Nein, ich schreibe das Lustspiel. Es wird in einem Büro spielen. Nicht umsonst vertrauere ich meine Jahre in einem Büro!" rief Anna.

„Ich finde es viel ausschlagreicher, das Lustspiel in einem großen Warenhaus spielen zu lassen. Ich habe als Verkäuferin so manche Erfahrung machen können, so daß —"

„Unsinn! Das Lustspiel muß auf einem Sportplatz verlegt werden. Ich als Mittelstürmer könnte ein richtiges Sportlustspiel schreiben", sagte Matthias.

„Und wie wäre es, ein Lustspiel der Küche zu schreiben?" wagte Frau Wielich einzuwenden.

Vater Wielich lächelte.

„Und was sagt ihr zu einem Vater-Lustspiel? Nun, Herr Huber?"

„Es wird wohl am besten sein, wenn jeder sein eigenes Lustspiel schreibt!"

„Aber eines kann doch nur den Preis bekommen!" sagte Herr Wielich.

„Dann schreibe eben ich das Napoleon-Lustspiel! Und ich werde mich sofort nach dem Nachtmahl hinsetzen und die Geschichte Napoleons studieren!" sagte Anton.

Anton studierte seinen Napoleon. Am nächsten Tag kam er zur Geschichtsprüfung und konnte jede Frage so gut beantworten, daß der Professor seinen langen Bart strich und schmunzelnd sagte:

„Sehr gut, Wielich, sehr gut! Heute hat er endlich einmal sehr gut entsprochen! Nur so weiter!"

Anna war im Büro so sehr bei der Arbeit, daß der Abteilungschef sagte:

„Fräulein Wielich, ich bemerke erst jetzt, was für eine ausgezeichnete Kraft wir an Ihnen haben. Wollen Sie am Sonntag mit mir einen Ausflug machen?"

Anna errötete und nickte. Daß sie nur deshalb so fleißig an der Arbeit war, um Studien für ihr Bürolustspiel zu machen, das konnte sie doch nicht zugeben.

Erna riß sich um die Kunden. Sie mußte unbedingt Erlebnisse haben, um ein nettes Lustspiel, das im Warenhaus spielte, schreiben zu können. Der Chef sagte:

„Sie sind reif, Fräulein Wielich, eine Aufbesserung zu bekommen. Erinnern Sie mich im Laufe des nächsten Jahres daran!"

Kurz, die ganze Familie Wielich hatte nichts im Kopf als das Lustspiel, das 1000 Mark eintragen sollte.

Abends war wieder großer Kampf. Vater Wielich sagte verärgert:

„Kinder, so kommen wir nicht weiter!"

„Wozu habe ich Napoleon studiert? Ich schreibe das Lustspiel!"

„Mein, ich!" . . . „Was fällt dir ein? Ich schreibe es!" . . . „Mein, ich, ich, ich!" . . .

Ohne Ergebnis ging man zu Bett.

Das wiederholte sich einige Wochen lang. Inzwischen rückte der Termin zum Einreichen des Lustspiels näher. Da sagte eines Abends Frau Wielich:

„Wir sind doch eine Familie, Vater und ich und die vier Kinder! Machen wir doch das Lustspiel gemeinsam! Jeder steuert das bei, was lustig ist. Und wenn wir dann den Preis machen, so werden wir um die 1000 Mark dem Vater einen Winterrock, mir den Teppich, Erna den Pelzkragen, Anna das Abendkleid, Anton die Fußballhose, Matthias die Armbanduhr für seine Braut kaufen. Dann ist uns allen gedient, nicht wahr?"

Man küßte die Mutter ab, man rief:

„Daß wir nicht schon längst darauf gekommen sind! Das ist doch die beste Lösung. Nicht wahr, Herr Huber?"

Herr Huber lächelte und nickte.

„Aber Napoleon muß vorkommen!"

„Und eine Fußballszene!"

„Und ein Akt muß im Büro spielen!"

„Und einer im Warenhaus!"

„Und die Küche darf auch nicht vergessen werden!"

„Und ein Vater darf nicht fehlen! Vielleicht beginnen wir das Stück damit, daß ein Vater —"

— in einem Büro nachsagt, ob —"

„Mein, der Vater soll auf dem Sportplatz —"

„Was Sportplatz! Der Vater steht vor einer Napoleonstatue und —"

. . . .

Nein, bei Familie Wielich ging es nicht zu wie im Paradies. Aber endlich war das Familien-Hörspiel beendet. Man schickte es an die Rundfunkdirektion unter dem Kennwort „Mit vereinten Kräften!" . . .

Und dann kam der große Tag, besser gesagt, der große Abend, an dem aus dem Lautsprecher — mit Trommelwirbel — das Ergebnis des Wettbewerbes verkündet werden sollte. Familie Wielich saß im Halbkreis um den Radioapparat. Anton hatte sich zur Feier des Abends die Hände gewaschen. Herr Wielich rauchte an einer Zigarre; alle waren aufgeregt und alle lächelten.

Neben Erna saß Herr Huber, nun bereits der offizielle Bräutigam, und hielt ihre heißen Hände in den seinen.

„Ich bin so aufgeregt, Liebling!" flüsterte Erna. Da kam wie aus weiter Ferne die gehobene Stimme des Ansagers:

„Unser Sprachkurs ist zu Ende! Nach kurzer Pause verkünden wir das Ergebnis unseres Lustspiel-Preisausschreibens!"

Stille. Dauernd tönt nur das Pausenzeichen. Da, endlich:

„Meine Damen und Herren! Unter den 183 Lustspielen, die zu unserem Preisausschreiben eingereicht wurden, erhielt das unter dem Kennwort „Erna" eingereichte Lustspiel „Eine Familie schreibt ein Hörspiel" den ersten Preis von 1000 Mark. Wir beglückwünschen den Verfasser Herrn Hans Huber!"

Die Gesichter Familie Wielich waren lang geworden.

Da fiel plötzlich Erna dem glücklichen Hans Huber um den Hals und sagte:

„Mein Hans hat den Preis gemacht! . . . Du Schlingel, warum hast du mir nie verraten, daß auch du ein Lustspiel schreibst?"

Aber ehe er noch antworten konnte, gingen die Eltern durcheinander:

„Natürlich, hätte ich mein Napoleonstück allein geschrieben, dann —"

„Unsinn, Napoleon ist schuld daran, daß wir leer ausgingen!"

„Und die dumme Szene vom Warenhaus!"

„Und die langweilige Küche!"

„Und die rührselige Vaterszene!"

„Und — Und — Und — Und —"

Und der Lärm legte sich, so daß endlich Hans Huber, der Preisträger, sprechen konnte. Er sagte:

„Ich habe zwar den Preis gemacht; ich danke ihr aber schließlich doch der ganzen Familie Wielich, an die mich nun das herrliche Weib Erna knüpft. Und zum Dank will ich allen das schenken, was sich jeder wünschte. Vater Wielich soll den Winterrock bekommen, Mutter Wielich den Teppich, Anna das Abendkleid, Matthias die Armbanduhr, Anton die Fußballhose, Erna den Pelzkragen!"

Man umjubelte ihn. Da sagte Erna:

„Und was bleibt dir, Hans? Was kann für dich noch übrig bleiben, wenn du so viel kaufst?"

„Für mich?" fragte Hans. „Für mich bleibt noch millionenmal mehr. Mir bleibt das schönste, das es auf der Welt gibt, und das bist du, Erna!"

Da meinte Anton:

„Ein sehr relativer Reichtum. Lieber Schwager in spe! In einigen Jahren wirst du anders reden . . . Aber wollen wir nicht die Fußballhose kaufen gehen?"

Sache *mit Schwung*

In der Ecke einer alten Kneipe, von Tabakdunst umwoben, saßen ein Musiker und ein Schriftsteller und frustierten die Welt. „Ich habe in letzter Zeit nur selten Einfälle", stöhnte der Musiker.

„Du Armer", entgegnete der Schriftsteller, „kein Talent ist zu klein. Stoß mich. Ich greife nur hinein ins volle Menschenleben und schon habe ich zum Beispiel die Kurzgeschichte, die ich brauche."

„Das glaube ich nicht", sagte der Musiker, „zu spinnig".

„Ich spinne", erregte sich der Schriftsteller. „Du sagst, ich spinne? Wohlan, ich werde dir sogleich die künstlerische Probe meines Könnens geben. Siehst du dort die Dame in der anderen Ecke dieser Kneipe?"

„Die Hübsche?" fragte der Musiker. „Die dort mit dem rotpferdigen Herrn sitzt?"

„Dieselbe", knipnickte der Schriftsteller und erhob sich. „Paß jetzt bitte klar und deutlich auf! Ich suche also ein Motiv für eine neue Geschichte. Was werde ich tun? Ich werde das Schicksal herausfordern, ich werde einfach mir nichts dir nichts eine Geschichte inszenieren. Nachher setze ich mich hin und schreibe sie auf. Das ist alles."

„Phänomenal!" staunte der Musiker. „Aber was willst du nun?"

„Ich werde", fuhr der Schriftsteller fort, „die Dame zu küssen versuchen. Sie wird erschrecken, gewiß, aber dann werde ich ihr sagen, daß sie meiner verschollenen Schwester ähnlich sehe wie ein Ei dem anderen, daß mich die Rührung überwältigt hätte, daß mich . . ."

„Fang an", sagte der Musiker, „Mensch, mir kribbelt es bis in die Zehe, fang an, mein Freund!"

Der Schriftsteller schritt erhobenen Hauptes gegen den Tisch der Fremden. Verbeugte sich, reckte den Kopf und — wahrhaftig — versuchte, die Dame auf die Wange zu küssen.

In dieser Stunde gab es einen entsetzlichen Knall. Einen Knall, der selbst den Kronleuchter zum Klirren brachte.

Mühsam taumelte der Schriftsteller zurück. Hielt sich die Wange. „Was", schrie er den Begleiter der Fremden, der die Hand noch erhoben hatte, an, „was, Sie Schurke, was war denn das?"

Aber bevor noch der andere seinen Mund fassen konnte, wieherte der Musiker aus der Ecke und hielt seinen Bauch vor Lachen: „Das, lieber Freund, war die Pointe!"

E. C. Christophé

Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Der Geheimdienst des Präsidenten Roosevelt schäumt vor Wut über die Frechheit eines einfallsreichen Gauners, der einen ganzen Tag lang „Eintrittskarten für das Weiße Haus" verkaufte und damit ein ansehnliches Sümmchen verdient hat. Während des Urlaubs des Staatsoberhauptes können Besucher von Washington kostenlos das Weiße Haus, den Amtssitz des Präsidenten, besichtigen. Ein junger Mann machte sich die Unkenntnis dieser Touristen zunutze, indem er sich in einiger Entfernung des Weißen Hauses aufstellte und den Fremden, die des Weges kamen, Eintrittskarten, die zu einer „ausgedehnten Besichtigung mit Führung" berechtigten, anbot. Obwohl der Betrüger den nicht niedrigen Preis von einem Dollar pro Karte forderte, fanden sich doch genügend Vertrauensselige, die diese Karten erwarben. Nachdem sie sich im Weißen Hause gründlich umgesehen hatten, erkundigten sie sich, wann denn die Führungen stattfänden. Zu ihrem Erstaunen erhielten sie den Bescheid, daß es keine besonderen Führungen gäbe. Als man den Schwindel entdeckte und den Frechling verhaften wollte, war es längst zu spät. Er hatte sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht. Sachen machen die Leute, Sachen . . .

*

Wohl noch nie hat das Lächeln eines jungen Mädchens eine derartige Summe Geldes eingebracht, wie es bei der 16jährigen Nancy Rennickel, einem Schulmädchen aus Miami in Florida, der Fall war. Nancy's einziges Vermögen war ihr Lächeln und sie war sich dieses Schatzes nicht einmal bewußt, ehe das keineswegs sonderlich hübsche Mädchen, dessen Eltern in ärmlichen Verhältnissen lebten, jener alten Dame begegnete, die die kleine nun nur auf Grund ihres glücklichen Lächelns zu ihrer Universalerbin gemacht hat. Die alte Mrs. Gollwan, eine alleinstehende Witwe, die ein Vermögen von 500 000 Mark besitzt, traf die kleine Nancy zum ersten Mal auf der Straße und fragte sie, warum sie so fröhlich lächle. Nancy konnte darüber keine nähere Auskunft geben. Sie lächle, eben, weil es ihr Spaß mache, sagt sie. Mrs. Gallwan aber war von diesem glücklichen Jungmädchenlächeln so beeindruckt, daß sie um die Ecke Landeis nachsuchte. Nancy adoptieren zu dürfen und sie zu ihrer Universalerbin machte. Der Mund eines jungen Mädchens „erleichtert sich ein Vermögen von einigen hohen Millionen". Auf einen solchen Einfall sind selbst die Filmautoren von Hollywood noch nicht gekommen.

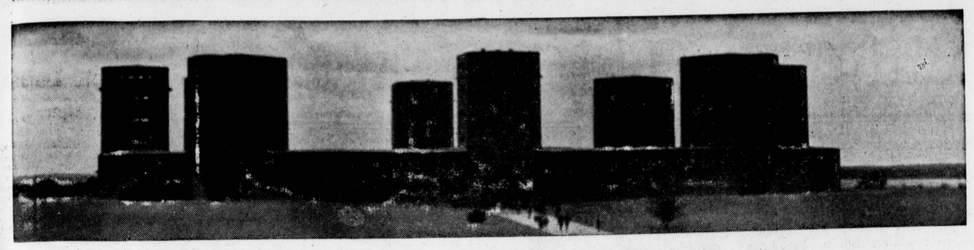
*

Nicht immer wird ein Mensch, der anderen das Leben rettet, königlich belohnt. Diese Erfahrung mußte vor kurzem Percy Went, ein junger Angestellter in Canvey Island an der Küste der englischen Grafschaft Essex machen. Er sprang in seinen Kleidern ins Wasser und holte unter eigener Lebensgefahr den Insassen einer gekenterten Segeljacht heraus, der des Schwimmens unkundig war. Die Hilfeschreie des mit den Wellen Ringenden hatten Percy herbeigerufen. Er köpfte dem Halbbewußtlosen, nachdem er ihn an Land gebracht hatte, Wein ein und hüllte ihn in trockene Decken. Dann verabschiedete er sich, seine Adresse zurücklassend von dem Geretteten, den er als einen wohlhabenden Konservenfabrikbesitzer kannte. Am nächsten Tag erhielt Percy eine Postanweisung über drei Schillinge (1,80 Mk.) als Dank für seine mutige Tat. Das war bitterer den Lebensretter berartig, daß er den Fabrikbesitzer, als er ihn wieder einmal am Strand traf, im hohen Bogen ins Wasser schleuderte und sich mit dem Bemerken: „Diesmal retten Sie sich aber selbst!" abwandte, ohne sich um den Schreienden zu kümmern. Schließlich barg ein Fischerboot den Ertrinkenden, der von der Strömung abgetrieben worden war und brachte ihn an Land. Der Fall wird ein gerichtliches Nachspiel haben.

*

Auch in unseren Tagen ereignen sich rund um das Dampfroß mitunter noch Geschichten, die der pielzitierten „schwäbischen Eisenbahn" würdig wären. So geschah es, daß dieser Tage der Personenzug zwischen Perugia und Perugia in Italien von einem jungen Mann, der aus Liebeskräften ein weißes Tuch am Bahndamm schwenkte, angehalten wurde. Der Zugführer hoppte in der Meinung, der Fremde wolle ihn vor irgendeinem Hindernis warnen. Statt dessen fragte ihn der Sonderling am Bahndamm höflich und bescheiden, ob der Zugführer ihm vielleicht — eine Zigarette geben könne, da er keine mehr bei sich habe. Der junge Mann wurde zur Beobachtung seines Geisteszustandes in eine psychiatrische Klinik gebracht. In einem anderen Falle, der soeben aus der nordamerikanischen Stadt Santa Fe gemeldet wird, war es ein — Gebiß, das einen Zug auf freier Strecke zum Halten brachte. Der Lokomotivführer Albee, der auf der Schmalspurbahn von Denver seines Amtes waltete, hatte das Pech, daß er plötzlich husten mußte. Bei dieser Gelegenheit sprang ihm sein falsches Gebiß aus dem Munde. Sogleich hielt er das Bähnchen an, um nach dem kostbaren Stück zu suchen. Passagiere und Eisenbahnbeamte beteiligten sich an der ungewöhnlichen Jagd, und schließlich entdeckte man das Gebiß neben dem Bahndamm. Hocherfreidigt setzte Lokomotivführer Albee die Reise nach Santa Fe fort.

Xaver Xanten



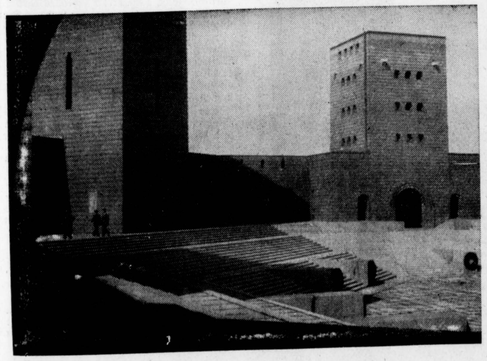
Wiedersehen mit Tannenberg

Von unserem Sonderberichterstatter Dr. Rudolf Vogel

Als die sieben ragenden Türme des Reichsehrenmales am Horizont aufstieigen, war die Erinnerung an den letzten Besuch in Hohenstein sofort gegenwärtig: die Aufbahrung der sterblichen Ueberreste des Reichspräsidenten und Generalfeldmarschalls von Hindenburg in dem provisorisch hergerichteten Hofe, die brütende Augusthitze über einer Riesenversammlung von Trauergästen, die frischen Aufschüttungen aus Sand und Lehm rings um die hohen Türme. Alles damals war unfertig, im Entstehen begriffen . . .

Und jetzt stehen wir an einem strahlenden Julitage auf dem höchsten Punkt des Dorfes, beinahe einen Kilometer vom Reichsehrenmal entfernt, und empfangen einen nachhaltigen Eindruck von der Wandlung, die seit 1934 vorgenommen wurde. Ein in seinen Formen wundervoll mit der Landschaft verschmolzener „Tannenberg-Krug" mit weiten Steinterrassen, in herrliche gärtnerische Anlagen eingebettet, nimmt gastlich zuvor die Besucher auf, die auf weißschäumend und großzügig angelegten Autostraßen und Anmarschwegen vom kleinen Städtchen Hohenstein her kommen. Es ist Wochentag, aber Hunderte von Besuchern sind von überall her einzeln und in Gruppen herangeströmt. Ein Beweis dafür, daß es gelungen ist, aus dem Reichsehrenmal mehr zu machen als nur ein ableits liegendes Denkmal. Es ist ebenso wie die Marienburg ein Wallfahrtsort für deutsche Menschen geworden.

Die Vorbereitungen für den 27. August sind zum allergrößten Teil beendet worden. Die 150 000 erwarteten Männer werden genau so wie wir beim Anmarsch zunächst ein wenig verblüfft auf dem Höhenweg, von dem man einen weiten Blick ins Land hat, stehen bleiben. Ein Kreuz überragt sie, die Hoheitszeichen des Reiches sind aufgerichtet, rechts und links dehnen sich mächtige gepflegte Anmarschwege zwischen sorgsam gepflanzten Baum- und Strauchgruppen aus. 700 Meter weit geht der mit großen Steinplatten belegte Hauptweg zum Eingangstor ein wenig abwärts über einen wundervollen grünen Wiesengrund in eine künstlich geschaffene tiefen Meter tiefe Senke, um von diesem tiefer gelegenen Blickfeld aus die gegen den Himmel ragenden Türme mit ihren Verbindungsmauern noch steiler gegen die Wolken aufsteigen zu lassen. Die Wirkung des Gesamtbauwerkes wird dadurch unzweifelhaft ins Erhabene gesteigert. Die äußeren Umrisse des Ehrenmales sind wohl heute fast jedem Deutschen durch Presse und Film bekannt. Die Erwartungen, mit denen man, durch die Wirkung des Haupteinganges hindurchschreitend, das Burginnere betritt, können nicht anders als hochgespannt sein. Aber auch ein Besucher, der höchste Anforderungen an einen so hehren Begriff wie Reichsehrenmal stellen wird, kann bei der ersten Sicht bekennen, daß mit glücklicher Hand und den einfachsten architektonischen Mitteln hier eine Atmosphäre des Erhabenen und Ehrfurchtgebietenden geschaffen worden ist. Gerade jetzt um die Mittagszeit gliedern die schwarzen Schatten der Türme, die Vorsprünge und Zinnen den Innenraum wie eine große Freilichtbühne wuchtig und eindrucksvoll auf. Es ist die Klarheit und Reinheit der Formen, die Schlichtheit des Materials, die bezwingen. Die sieben Türme tragen nicht die gleiche Form. Beherrschend ragt im Mittelpunkt der Turm, der das Grab des Generalfeldmarschalles birgt, durch ein riesiges Kreuz sichtbar ausgezeichnet, auf. Der gesamte Innenraum strömt sozusagen in seiner Anlage auf den Eingang zum Grabmal zu. Auf drei gewaltigen Stufenfolgen steigen von allen Seiten die Besucher zum Grund des Ehrenmals hinunter. Mächtige Steinplatten decken den Boden. Irgendwie wird der zum Eingangstor des Grabmals Schreitende von dem Gefühl der Einsamkeit, dem Schauer der Wucht gepackt, denn die Bauten rings um ihn gewinnen etwas Ueberdimensionales. Gewaltig stehen die beiden trauernden Frontsoldaten in Stahlhelm und Mantel, die Hände auf dem Gewehr gekreuzt, in Stein gehauen, vor dem Eingang zum Grabmal, das von einem riesigen Findlingsblock gekrönt wird. Geheimnisvolles Dämmerlicht empfängt uns, nachdem wir die Stufen hinabgeschritten sind, in der Grabkammer selbst, wo hinter schmiedeeisernem Gitterwerk, ständig behütet von einer Militärehrenwache, die Gebeine des Siegers von Tannenberg ruhen.



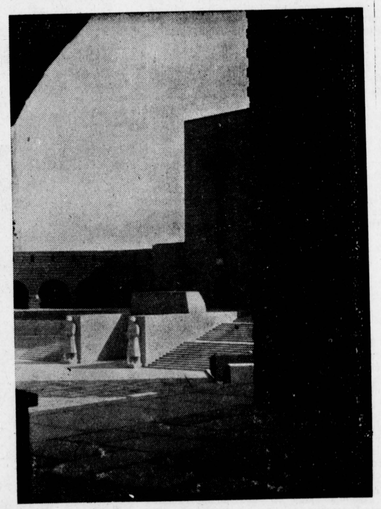


Bild mitte: Ablösung der Wache. — Bild rechts: Hier ruht der greise Feldmarschall. — Bild unten links: Heroisch die Wirkung — gewaltig die Ausmaße.

Fotos 1: Dr. Vogel, 2: Theo Godel

Man wandert ergriffen durch die Hallen, die in mächtigen romanischen Bogengängen zum Innern des Ehrenmales hin geöffnet, die Gedächtnismale der deutschen Regimenter bergen. Die Vielfalt der Waffengattungen, der Infanterie, Artillerie, Kavallerie und Pionierregimenter, die landschaftliche Verschiedenheit brachte es mit sich, daß der Charakter der einzelnen deutschen Gaue, der Menschen, des Gesteins, die Geschichte der Regimenter einen überaus mannigfaltigen Niederschlag in Form von künstlerisch hochwertigen Erinnerungstafeln, Reliefs, Denkmälern gefunden haben. Es ist eine Wanderung durch deutsche Militärgeschichte, die der sachkundige Begleiter an Hand dieser Dokumente antritt. Noch ist über das endgültige Schicksal, die Bestimmung einzelner Türme nicht entschieden worden, aber jetzt schon kann bekannt werden, daß alles, was bisher geschaffen worden ist, nicht zuletzt die wundervollen Glasmalereien einzelner Fenster, die Handschmiedearbeiten, der Kunstguß, die bildhauerischen Arbeiten dem Sinn dieser Stätte gerecht werden. Die unvergängliche heroische Leistung deutschen Soldatentums hat hier auch künstlerisch eine würdige Gedenkstätte gefunden.

Man kann das Reichsehrenmal von Tannenberg nicht trennen von den vielen Heldenfriedhöfen, die das Land der Seen und Wälder, das Land der Marienburg, Ostpreußen, allenthalben an den Grenzen bedecken. Sie sind alle aus der Schwere und der Großartigkeit dieser weiten Landschaft geboren, geformt aber von den unvergänglichen Backsteindenkmälern jener großartigen Ordensritterepoche, die diesen Dorpolten des deutschen Lebensraumes gegen Norden und Osten hin in ständigem Kampfe als Schöpfer des preußischen Staatsbewußtseins schufen.

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

7. Fortsetzung

„Ziehen Sie die Vorhänge hoch und öffnen Sie die Fenstertür", sagte der Untersuchungsrichter zu einem der Polizeiwachtmeister, die Bernhard begleiteten. Der Raum lag unverändert da wie zur Stunde der Tat. Der Schreibtisch war mit Papieren bedeckt. Das aufgeschlagene Markenalbum lag neben der Karaffe mit Wasser. Die mittlere Schreibtischlade war geöffnet, aber das wichtige Manuskript war aus Sicherheitsgründen entfernt worden, der Geheimrat verwahrte es auf Wunsch des Untersuchungsrichters in seinem Schlafzimmer. Der Schreibtischstuhl lag da, so wie ihn Perfall umgeworfen hatte. Am Boden neben dem Schreibtisch sah man den dunklen Fleck, der vom Blut der Getöteten herrührte. Die Herren standen und betrachteten schweigend das Zimmer. Der Untersuchungsrichter unterbrach die Stille.

„Also, Angeklagter, Sie haben das Zimmer nach Ihrer Darstellung gegen 1¼ Uhr früh betreten und die Ermordete aufgefunden. Wo kamen Sie herein?"

„Durch diese Tür." Bernhard deutete auf die Fensterfront.

„Demnach war sie nachts offen geblieben?" Der Richter sah fragend auf den Geheimrat.

„Das ist unmöglich", sagte der Geheimrat. „Ich schließe immer alle Türen, auch die Fenstertür, wenn ich mein Arbeitszimmer verlasse."

„Kann man die Fenstertür von außen öffnen?"

„Nein, nur von innen."

„Demnach ist sie also von innen geöffnet worden. Wo lag die Ermordete, Angeklagter?"

„Hier." Bernhard zeigte auf die Stelle, wo der dunkle Fleck zu sehen war.

„Sie behaupten, Fräulein Weber sei bereits tot gewesen, als Sie das Zimmer betraten?"

„Ja."

„Waren Sie nicht vorher schon im Zimmer? Zu einer früheren Stunde?"

„Das erstemal um 1 Uhr. Aber ich sah nur von außen durch einen Vorhangspalt ins Zimmer, betreten habe ich es nicht."

„Und die Fenstertür war geöffnet?"

„Ja."

Der Staatsanwalt blickte zum Untersuchungsrichter und hob leicht den Zeigefinger zum Zeichen, daß er etwas zu fragen habe.

„Genau zwischen 1 und 1¼ Uhr früh geschah der Mord, sagte er, „gerade um diese Zeit waren Sie zweimal hier. Da müssen Sie doch irgend etwas bemerkt haben. Die Gerichtsärzte haben festgestellt, daß vorher ein Kampf stattgefunden hat. Die junge Dame scheint sich gewehrt zu haben. Ein Stuhl ist umgeworfen worden, der Täter konnte nur durch die Tür entflohen sein, und von allem wollen Sie nichts gesehen und gehört haben?"

„Wie ich kam, war alles still, ich habe niemand gesehen."

„Wo standen Sie denn?"

„Draußen auf der Terrasse vor der Fenstertür. Ich blickte durch die Spalte des Vorhangs ins Zimmer."

„Und Sie haben niemand hier im Zimmer gesehen?"

„Nein."

Der Staatsanwalt schüttelte ungläubig den Kopf, sah wieder auf den Untersuchungsrichter und zuckte mit den Schultern. Aus Perfalls Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen. Die Erinnerung an die furchtbare Szene ergriff ihn im Innersten. Neben dem Schmerz um Ethel durchwühlte ihn von neuem das Gefühl entsetzlicher Angst. Alles würde jetzt ans Licht kommen. Es reate sich nicht. Im Zimmer herrschte drückende Schwüle, und so fiel es weiter nicht auf, daß er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Waaner", sagte der Untersuchungsrichter, „markieren Sie mal, wie die Ermordete aufgefunden wurde."

Der Polizeiwachtmeister legte sich rasch auf den Platz, der ihm bezeichnet worden war.

„Becker", sagte der Untersuchungsrichter zu dem zweiten Polizisten, „ich werde mit dem Herrn Staatsanwalt auf die Terrasse gehen. Schließen Sie sämtliche Vorhänge, und dann machen Sie das Licht auf dem Schreibtisch an." Er ging mit dem Staatsanwalt hinaus auf die Terrasse, die Vorhänge wurden zugezogen, und das Licht am Schreibtisch flammte auf. Der Untersuchungsrichter trat an den Vorhang und blickte durch den Spalt ins Zimmer. Deutlich konnte er den im Schatten zwischen Schreibtisch und Fenstertür liegenden Körper des Polizeiwachtmeisters unterscheiden. Auch der Staatsanwalt überzeugte sich, daß man den Daliegenden einwandfrei sehen konnte.

Die Herren gingen wieder zurück ins Zimmer.

„Es ist nicht möglich, Angeklagter, daß Sie niemand im Zimmer gesehen haben. Den Körper der Ermordeten mußten Sie sofort entdecken. Ihre Darstellung ist unwahr."

„Ich habe doch nur flüchtig ins Zimmer hineingesehen", sagte Bernhard.

Man antwortete ihm nicht. Das Schweigen des Staatsanwalts und des Untersuchungsrichters verriet Perfall, wie ungünstig die Sache Bernhards stand.

„Danke Wagner, Sie können wieder aufstehen."

Der Wachtmeister sprang auf und stellte sich wieder neben den Angeklagten.

„Sir Craven", wandte sich jetzt der Richter an den Engländer, „schildern Sie kurz den Hergang der Festnahme."

„Ich kam nach einer Fahrt, zu der mich Herr Regierungsrat Zellner eingeladen hatte, gegen Mitternacht nach Hause, wo ich alles schlief, und legte mich ebenfalls zu Bett. Gegen ½2 Uhr erwachte ich, mir war, als ob ich Lärm gehört hätte. Ich sah durchs Fenster und bemerkte auf dem Rasen Lichtschein, der aus irgendeinem Zimmer kam. Das war mir um diese Stunde seltsam. Rasch zog ich mich an, ging hinunter vor das Haus und sah, daß etwas im Arbeitszimmer des Herrn Geheimrats vorging."

„Wieso sahen Sie das? Die Vorhänge waren doch zugezogen?"

Alle Augen wandten sich Perfall zu, dessen heisere Stimme unvermutet zum erstenmal zu vernehmen war. Mit glühenden Blicken maß er Craven. Dieser veränderte keinen Zug seines Gesichts und sagte, als ob ihn Perfalls Einwand kaum berührte:

„Ich sah Schatten hinter dem Vorhang."

„Wieso Schatten?" fragte der Richter. „Waren es denn mehrere Schatten?"

„Ich hatte den Eindruck, als ob zwei Schatten sich bewegten. Dann verschwanden beide nach unten."

„Weiter bitte."

„Ich eilte rasch hinauf, lief über die Terrasse durch die Fenstertür ins Zimmer und fand den Diener Bernhard an der Leiche meiner Braut knien, gerade als er ihr ein Blatt Papier aus der Hand nahm. Sofort zog ich meine Waffe und zwang den Diener, auf sein Zimmer zu gehen, wo ich ihn einschloß. Dann telephonierte ich an die Polizei."

„Sie hatten also den Eindruck, zwei Schatten gesehen zu haben", fragte der Staatsanwalt.

„Ja, den Eindruck hatte ich."

„Was sagen Sie dazu, Angeklagter?"

„Daß Herr Craven sich irrt. Er ist mir feindlich gesinnt und will mir schaden. Ich habe das Zimmer allein betreten, und das gnädige Fräulein lag schon tot am Boden. Das ist die volle Wahrheit."

„Und das Schriftstück, das Sie an sich genommen haben? Wie ist es damit? Wier erklären Sie uns die Sache?"

„Sir", sagte Bernhard mit unsicherer Stimme, „das habe ich ihr aus der Hand genommen."

„Warum denn? Aus welchem Grunde?" fragte der Staatsanwalt rasch.

„Ich dachte mir, es stammt aus dem Schreibtisch des gnädigen Herrn, und ich wollte verhindern, daß es dieser Herr in seine Hände bekommt." Er deutete auf Sir Craven.

Dieser rührte sich nicht, schwieg und sah geradeaus vor sich hin.

„Das klingt doch unglaubwürdig", sagte der Untersuchungsrichter. „Sie hätten ja nur die Leiche zu bewachen brauchen und die Polizei anzurufen."

„Ja, das wäre besser gewesen. Aber ich hatte Angst, daß man mich bei der Leiche finden würde. Das gnädige Fräulein hatte mich doch entlassen, und ich hatte doch Streit mit ihr gehabt —"

„Ja, ja — das haben Sie uns schon erzählt."

„Darf ich eine Frage an den Zeugen Sir Craven richten?" sagte Perfall.

„Bitte Herr Rechtsanwalt."

„Sir Craven, Sie sagten vorhin, Sie hätten Ihre Waffe hervorgezogen. Aber Sie waren doch, wie Sie selbst sagten, aus dem Bett aufgestanden."

Alles blickte auf Sir Craven.

„Die Waffe liegt stets in meinem Nachttischchen, und als ich aufstand, steckte ich sie zu mir."

„In den Schlafrock oder in Ihren Nachtanzug?" fragte Perfall weiter.

„Ich trage einen Nachtanzug." Craven sprach mit unerschütterlicher Ruhe. In Perfalls Gesicht schoß eine Welle zorniger Röte, aber er beherrschte sich.

„Herr Bernhard", wandte er sich an den Diener, „hatte Sir Craven einen Nachtanzug an, als er Sie überraschte und festnahm?"

„Ich war so erschrocken, daß ich mich nicht daran erinnern kann, ob er im Nachtanzug war."

„Aha!" sagte der Staatsanwalt und räusperte sich.

Eine kleine Pause entstand, und Perfall fühlte, daß ihm die Chance, die er für Bernhard zu erfassen geglaubt hatte, wieder entglitten war.

„Noch eins, Sir Craven", sagte der Untersuchungsrichter. „Wie ist es zu erklären, daß die Fensterflügel, durch die Sie auch eingetreten sind, die nur von innen zu öffnen war, offenstand? Die Tür zum Korridor war ja verschlossen und der Schlüssel abgezogen. Wer mag wohl die Fensterflügel von innen geöffnet haben?"

„Das ist nur dadurch zu erklären, daß jemand mit einem zweiten Schlüssel erst das Arbeitszimmer öffnete, dann verschloß und den Schlüssel verwahrte."

„Also konnte nur jemand die Fenstertür zur Terrasse öffnen, der vorher durch den Korridor ins Arbeitszimmer eingetreten war?"

„Ja."

„Von der Terrassenseite konnte man nicht ins Arbeitszimmer?"

„Der Betreffende hätte von außen die Scheiben eindrücken müssen."

„Dann ist es doch klar, daß der Täter im Haus war und vom Korridor aus ins Zimmer kam. Noch eins: Wogu mag er überhaupt die Fensterflügel geöffnet haben? Haben Sie dafür eine Vermutung?"

Craven sann nach. „Ich kann mir denken, daß dies eine Vorsichtsmaßregel war. Falls Gefahr drohte, daß jemand ins Zimmer wollte, konnte der Mörder rasch und unhörbar durch die offene Fenstertür ins Freie hinausschlüpfen."

„Aber während die Fenstertür offen stand, hätte doch jemand auch von draußen, aus dem Park ins Zimmer treten können", warf Perfall ein. „Dann war doch die Tür, die der Täter angeblich selbst verschlossen hatte, ein Hindernis für ihn, um aus dem Zimmer zu flüchten. Auch wenn er den Schlüssel besaß."

„Sie irren, Herr Rechtsanwalt", sagte Craven kühl. „Der Park ist nachts immer abgeschlossen. Von draußen drohte dem Mörder keine Gefahr. Nur im Hause schliefen Menschen, die ihn überraschen konnten. Das muß er gewußt haben."

In Perfall kochte es vor Empörung über die Dreistigkeit, mit der Craven log, und mit der er Bernhards Lage von Minute zu Minute verschlechterte. Er hätte ihm zurufen mögen: „Du selbst hast ja in jener Nacht die Parktür abgeschlossen —", er hätte ihm jedes Wort widerlegen und ihn als Lügner und Schurken bloßstellen können. Aber er durfte es nicht. Jetzt drehte sich alles darum, daß Ethels Name nicht genannt wurde. Die Gefahr lag nahe, sie in das Verhör hineinzuzerren, wenn er Craven jetzt der Lüge überführte. Er hätte dann wahrheitsgemäß die Schilderung des ganzen Vorfalls geben, und er hätte die Tote in Gegenwart ihres Vaters als Gehilfin dieses Verbrechers entlarven müssen.

Eine Pause entstand. Der Untersuchungsrichter hatte seine Brille abgenommen und fuhr sich nachdenklich ein paarmal über Stirn und Haar. Der Staatsanwalt notierte sich etwas in sein Büchlein, Perfalls Hände zitterten vor Nervosität. Aber nichts in seinem Gesicht verriet, was in ihm vorging. Der Geheimrat hatte sich auf den Diwan gesetzt. Craven machte eine undringliche Miene und schien die Blicke, mit denen ihn der junge Rechtsanwalt förmlich durchbohrte, gar nicht zu fühlen.

„Wenn der Herr Staatsanwalt, einer der Herren Zeugen oder der Angeklagte, reflektive dessen Herr Verteidiger etwas zu sagen haben, so bitte ich darum."

Der Untersuchungsrichter sah die Herren an, und da niemand antwortete, sagte er: „Das Gericht hat durch den Augenschein am Tatort die notwendige Aufklärung gewonnen. Ich schließe vorläufig die Untersuchung." Er trat zum Geheimrat und zu Sir Craven, um sich zu verabschieden, und ihm folgte der Staatsanwalt. Dann fuhren die Herren wieder zur Stadt zurück.

*

Nie war Perfall in gedrückterer Stimmung gewesen als nach diesem Morgen. Die Hindernisse türmten sich, und die Aussichten, diesen Kampf zu gewinnen, wurden für ihn immer geringer. Er machte sich vollkommen vertraut mit dem Gedanken, daß nur sein freiwilliger Tod ihn vor dem Gefängnis, den Diener vor einer unverdienten, harten Strafe und Ethels Name vor der Schande retten konnte. Den Prozeß für Bernhard zu gewinnen, war unmöglich geworden.

Jedoch auch der Untersuchungsrichter und mit ihm der Staatsanwalt waren mit dem bisherigen Fortgang der Nachforschungen ihr unzufrieden. Gewiß, auf Grund der festgestellten Indizien konnte der Angeklagte der kommenden Hauptverhandlung verteilt werden. Die Beweisfette war lückenlos geworden. Aber auf jeden Fall wollte das Gericht herausbekommen, ob der Diener Helfershelfer gehabt habe.

Da nun gerade über diesen Punkt des Verdachtes die größte Ungewißheit herrschte, beschloß Dr. Willfarths, von Gerichts wegen eine hohe Belohnung auszusetzen. Und zwar sollte jede Person, die über die Mordnacht oder über den Täter solche Angaben machen konnte, durch die eine Entdeckung des oder der mutmaßlichen Helfer ermöglicht würde, einen sehr ansehnlichen Geldbetrag erhalten. Die Bekanntmachung war an allen Anschlagsäulen Berlins, in allen Bahnhöfen, Wirtschaften und sonstigen Plätzen zu lesen. Und so kam es, daß sich eines Tages bei der Polizei das junge Paar meldete, das in der amerikanischen Mordnacht Schutz in einer der Nischen gesucht hatte, die sich neben dem Gittertor des geheimrätlichen Parks befinden, beschrieben zwei Leute, vor denen Perfall aufs heftigste erschrak, als er nach dem entsetzlichen Geschehnis eiligst die Villa verließ.

Der junge Mann, ein dreiundzwanzigjähriger Kellner, war mit seiner Braut, einem 18jährigen Kinderfräulein, an jenem Abend spazieren gegangen. Unterwegs setzte Regen ein. Sie kamen in die stille Straße, in der der Eingang zur Villa des Geheimrats liegt und, verlockt durch die Nischen, die ihnen Schutz vor dem Regen boten, beschlossen sie, dort hier unterzustellen, um das Ende des Regens abzuwarten.

Schon als der Name des Geheimrats fiel, brachte Dr. Willfarth interessiert auf.

„Woher wußten Sie denn, daß Sie vor der Villa des Geheimrats fanden? Waren Sie schon einmal da?"

„Nein", sagte das Kinderfräulein, „das wußten wir doch in jener Nacht nicht, das haben wir erst später in den Zeitungen gelesen. Da sagte ich gleich: Gustav, das ist doch das Haus, vor dem wir nachts im Regen gestanden haben. Da kam doch ein Mann aus dem Park, das war sicher der Mörder."

„Na, Frieda, ob er aus dem Park kam, das ist nicht bestimmt. Er stand plötzlich da, wie aus dem Boden gewachsen", sagte der Kellner berichtigend.

„Rede nicht, er kam aus dem Park."

„Langsam, langsam", sagte der Untersuchungsrichter, immer aufmerksamer werdend. „Also Sie, mein Fräulein, behaupten, der Mann sei aus dem Park gekommen?"

„Ja, so wahr mir Gott helfe!"

„Und Sie", wandte sich Dr. Willfarth an den Kellner, „meinen, er wäre nicht aus dem Park gekommen, sondern von der Straße?"

„Herr Untersuchungsrichter, das war so", ermannte sich der junge Mann, „was so Brautleute sind, wie die Frieda und ich, die stehen doch nicht nachts in der Nische und dösen vor sich hin. Na, und die Wahrheit ist, daß wir erschreckt wurden."

„Wodurch erschreckt?" fragte der Richter.

„Ich hielt Frieda gerade in meinen Armen, als sich plötzlich neben uns was rührte. Wir fuhren auseinander, und jetzt erst sahen wir einen Mann."

„Er muß aus dem Park gekommen sein", wiederholte Frieda.

„Das kann sein", sagte der Kellner, „aber es kann auch nicht sein."

„Um welche Zeit war das?"

„Das war nach halb zwei Uhr früh. Herr Untersuchungsrichter. Frieda hat eine Armbanduhr mit Leuchtziffern."

„Wohin ging der Mann? Zur Stadt?"

„Nein, entgegengesetzt."

„Und würden Sie ihn eventuell wiedererkennen?"

„Jawohl, ganz bestimmt", sagte Fräulein Frieda lebhaft.

„Wie sah er aus? Jung, alt?"

„Jung, mittelgroß, intelligentes Gesicht, gut angezogen, sozusagen elegant."

„Es war finster, Herr Untersuchungsrichter", mengte sich der Kellner wieder ein, „so ganz deutlich konnte man ihn nicht unterscheiden. Er sah auch weg, das fiel mir gleich auf."

„Wie, Sie meinen, er sah absichtlich weg? So, als ob er nicht gesehen sein wollte?"

„Genau so."

„Lief er fort?"

„Das gerade nicht. Er ging eigentlich ganz gemütlich weiter."

„Kam außer diesem Mann noch jemand vorbei?"

„Keine Seele mehr. Wir blieben noch eine halbe Stunde in der Nische."

„Na, es regnete doch Bindfäden", erklärte Frieda.

Daß sich hier eine Spur auftat, die vielleicht mit der Mordsache zusammenhing, daran zweifelte nun der Richter nicht mehr. Zum ersten Male schien eine wirkliche Fährte entdeckt worden zu sein. „Entsinnen Sie sich noch irgendeiner Tatsache? Erschien Ihnen der Mann irgendwie verdächtig?"

„Jawohl, jawohl, sehr verdächtig", sagte wiederum rasch das Kinderfräulein.

„Wurde er von jemand erwartet? Oder ging er allein weiter? Haben Sie ihm nicht nachgesehen? Ist er denn spurlos verschwunden?"

„Es war doch stockfinstere Nacht. Der Mann ging geradewegs in die Dunkelheit hinein."

„Ich meine immer, es war derselbe, der gleich nachher in einer Taxe wieder an uns vorüberfuhr", sagte Frieda.

„Was?" fragte Dr. Willfarth gespannt, „er fuhr in einer Taxe zurück in die Stadt? Erzählen Sie doch zusammenhängend und lassen Sie sich nicht jedes Wort erst herausziehen!" Er klopfte jetzt erregt mit dem Bleistift auf den Schreibtisch.

Fräulein Frieda fühlte sich plötzlich bemüßigt, geheimnisvoll zu tun: „Wissen Sie, Herr Untersuchungsrichter", flüsterte sie, „wir haben ihn zwar nicht mehr gesehen, aber ganz laut haben wir ihn rufen gehört, als er eine Taxe anhielt. Das Licht von der Taxe konnten wir in der Ferne deutlich sehen."

„Und der Wagen kam an Ihnen vorbei?"

„Jawohl", sagten beide.

„Die Nummer haben Sie sich also nicht gemerkt?"

„Wenn wir gewußt hätten, daß der Mörder drinnen sitzt, hätt ich mir die Nummer aufgeschrieben", sagte das Kinderfräulein.

„Aber das wußten wir doch nicht."

„Nun, der Mörder saß zwar nicht im Wagen", sagte Dr. Willfarth, „den haben wir schon längst hinter Schloß und Riegel. Aber Ihre Angaben sind trotzdem von großer Wichtigkeit. Er machte sich einige Notizen und war aufgeregt. „Vorläufig danke ich Ihnen. Sie müssen gewärtig sein, weiter als Zeugen vernommen zu werden."

„Und — wie ist das — mit der Belohnung?" fragte Fräulein Frieda in sachlichem Ton.

„Bisher sind Ihre Angaben die wesentlichsten, die wir bekommen haben. Wenn Sie zur Aufklärung eines bestimmten Verdachtes, den wir besitzen, führen, dann erhalten Sie selbstverständlich das Geld. Aber bis dahin müssen Sie sich gedulden." Und damit waren die beiden entlassen.

*

Als das Paar draußen war, lief Dr. Willfarth mit dem Fahndungsbüro verbinden und telephonierte längere Zeit. Dann ergriff er hastig die Akten und eilte über den Korridor in das Büro des Staatsanwalts Dr. Hagner, der eben angefangen hatte, seine große Anklagerede für die Hauptverhandlung des Schwurgerichtsprozesses gegen den Mörder Xaver Bernhard zu entwerfen.

Dr. Hagner, dem hierbei jede Störung unangenehm war, wollte die Unterredung mit dem Untersuchungsrichter höflichst verschieben, brachte aber sofort auf, als er vernahm, um was es sich handelte.

Hastig hörte er den Bericht Dr. Willfarths zu Ende, steckte sich eine Zigarette an und lehnte sich nachdenklich in seinen Stuhl zurück. Beide Herren dachten über die plötzlich aufgetauchte neue Spur nach.

„Haben Sie schon Auftrag gegeben, daß die Polizei das Taxi feststellt? Das ist ja leicht zu ermitteln. Wir kennen die Straße, Datum und Stunde ganz genau, und da kommt wohl nur ein Wagen in Frage."

„Taxi und Chauffeur haben wir bis spätestens abends ermittelt", sagte Dr. Willfarth.

„Daß der Unbekannte den Mord an Fräulein Weber verübt hat, kommt natürlich nicht in Frage", fuhr Dr. Hagner fort. „Die Schuld Bernhards steht für mich absolut fest."

„Auch ich bin nach den bisherigen Ermittlungen und nach dem Eindruck, den der Diener Bernhard auf mich macht, durchaus von seiner Schuld überzeugt. Aber angenommen, die Mitteilungen des Brautpaares seien richtig, wird die Anklage gegen den Mörder dadurch nicht erschüttert?"

„Wieso?"

„Es gäbe demnach eine Person, die genau zur Stunde des Mordes gleichfalls am Tatort war. Der Verteidiger Bernhards wäre ein gefährlicher Mann, wenn er nicht sofort die Lage ausnützte. Durch die Aussage des Brautpaares ist tatsächlich der gewisse große Unbekannte aufgetaucht, den uns Bernhard wohlweislich aus bestimmten Gründen ebenso verschwiegen hat wie seinem Anwalt. Aber Dr. Perfall wird jetzt, wo Zeugen vorhanden sind, die den Unbekannten gesehen haben, selbstverständlich diesen als den Täter bezeichnen, um seinen Mandanten zu entlasten. Und diese Behauptung des Verteidigers ist ganz ohne Zweifel eine wirksame Erschütterung der Anklage."

„Es könnte sich um einen Mitschuldigen Bernhards handeln, den dieser hartnäckig verschweigt", sagte Dr. Hagner, „das verringert die Schuld des Angeklagten in keiner Weise. Vielleicht ist der Mittäter gestört worden und geflohen? Bevor wir ihn nicht festgenommen und verhört haben, halte ich die Anklage gegen Bernhard in allen Punkten aufrecht."

„Ich gewinne immer mehr die Ueberzeugung", sagte Dr. Willfarth nachdenklich, „daß Bernhard einen Helfer hatte. Jedenfalls haben wir jetzt Aussicht, weiter vorwärts zu kommen."

„Sehr richtig. Jetzt scheint sich der Nebel zu lichten. Vor allem muß der Chauffeur festgestellt werden, damit wir eine genaue Beschreibung seines Fahrgastes bekommen. Wenn der Chauffeur und das Brautpaar übereinstimmend aussagen, dann stellen wir sie dem Angeklagten und seinem Verteidiger gegenüber. Dann werden wir ja sehen, ob die Herrschaften dabei bleiben, daß es keinen Mittäter gibt."

„Vielleicht erweisen wir aber vorher noch den geheimnisvollen Herrn. Ist er an dem Mord beteiligt, dann halten wir alle Fäden in der Hand", meinte der Untersuchungsrichter.

Der Staatsanwalt erhob sich. Für ihn war die Lage klar. Er dachte bereits wieder an den Entwurf seiner Anklagerede. „Mein lieber Kollege", sagte er, „Ihre ganze Aufmerksamkeit muß jetzt der Herbeischaffung des Chauffeurs gelten. Jedenfalls beglückwünsche ich Sie zu dem Fortschritt, den Sie in der Sache gemacht haben."

Die Herren grüßten sich, und Dr. Willfarth eilte in die Fahndungsabteilung des Präsidiums.

*

Es waren zwei Existenzen, die Perfall jetzt führte. Die eine war seine echte und wahre, die eines verzweifelten Menschen, der die Entdeckung seiner Tat fürchtete, der zusammenfuhr, wenn der Polstote schellte, der voll Unruhe in seinem Zimmer auf und ab ging, und der Selbstgespräche führte, sich Fragen stellend und beantwortend. Sein ganzes Wesen hatte sich verändert. Infolge der unaufhörlichen Aufregungen sah er elend aus. Er bekam hohle Wangen, sein Blick irrte scheu an den Menschen vorbei, und er vernachlässigte seine Kleidung. Das war Dr. Perfall, der litt und in steter Furcht lebte, der andere Mensch, den er sich zwingen mußte, darzustellen, das war der Verteidiger des Angeklagten Bernhard, der seinethalben im Gefängnis saß. Mit aller Kraft versuchte dieser andere Mensch zuversichtlich und unbeschwert zu erscheinen. Sobald er die Schwelle des Kriminalgerichts überschritten hatte, straffte sich seine Gestalt, er trug den Kopf hoch, seine Stimme klang energisch, und sein ganzes Wesen gehorchte dem Zwang, mit dem er sich bemeisterte.

Jede Unterredung, die er mit Bernhard hatte, hinterließ bei dem Diener Trost und Hoffnung. Wieder daheim und sich selbst überlassen, klappte der Rechtsanwalt zusammen, um das entnervende Spiel von neuem zu beginnen.

Am Tage nach der Unterredung, die Dr. Willfarth mit dem Staatsanwalt hatte, traf er zufällig Perfall im Gerichtsgebäude. Er hielt ihn an.

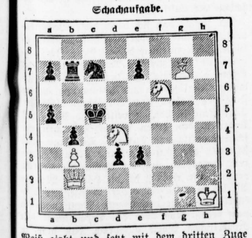
„Lieber Kollege, hätten Sie einige Minuten Zeit für mich?"

„Mit größtem Vergnügen."

„Dann wollen wir gleich hier eintreten." Sie gingen beide in ein leeres Zimmer und sachlich gesehen?"

(Forts. folgt.)

Schachaufgabe.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung: Weiß (6): Kh1; Dh2; Lg7; Sd4 u. f6; Bb3. — Schwarz (9): Ke5: Sc7; Db7; Ba7, a5 b4, b3, e7 u. g5.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — a — ar — be — brid — cam — che — chen — cud — da — der — der — di — dieth — dorfi — dri — dront — dü — eb — ei — ei — ell — er — fried — ge — gen — ha — haar — heim — i — i — ich — in — ka — ka — lau — lem — lied — lis — lum — mar — mo — na — na — nan — ne — ne — ne — ne — neb — ni — ni — o — po — ra — re — ree — rer — ru — rung — rut — sa — sau — schen — se — tel — sen — sen — sieg — thy — tos — tri — u — un — va — wal — waldh

sollen Wörter gebildet werden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten:

1. Stadt. Provinz. 2. Soldat des alten Heeres. 3. norw. Forscher. 4. Oper von Lortzing. 5. Schiffahrtsunternehmer. 6. deutscher Maler. 7. Blume. 8. Insel in der Südsee. 9. Zeuge der Vergangenheit. 10. sittlicher Begriff. 11. niedere ostind. Kaste. 12. Wild. 13. ital. Kolonie. 14. Baum. 15. Urwaldtier. 16. Staat in USA. 17. Stadt in Norwegen. 18. Mädchenname. 19. geographischer Begriff. 20. Berg am Rhein. 21. Bad in Niedersachsen. 22. Heldensage. 23. Männername. 24. Landschaft am Meisener. 25. engl. Universität. 26. Stadt in Holland. 27. deutscher Dichter. 28. schmaler Landstreifen im Meer. 29. norddeutsche Landschaft. 30. Arzneipflanze.

Gisela und Wenzel.

Gib ihm ein t, so ist er weit.
Ist Jndegriff der Ewigkeit.
Sag' statt des i ein a hinein,
Es wird ein hastig Vierbein sein.
Laß Blüten ihm als Stammlokal.
Alsdann ist u sein Stammvokal.
Wer bowelt aber ruft dies Wort.
Er stammt aus einem Hafenort.
Nun rasch ans Werk; wer sind die zwei?
Gisela' was da kannst, nur frisch und frei
Es zeigt das Erste Stern an Stern.
Liegt dir wie all und jedem fern.

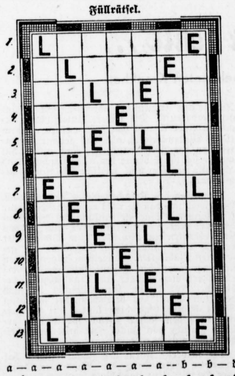
Buchstabenrätsel.

Mit C eine Stadt im Hannoverland.
Mit Sch gehört's zum Narrengewand,
Mit Z nennt es einen engen Raum,
Mit K fehlt's in der Küche kaum.

Umstellrätsel.

Wenn einer reichlich mich erhält,
Dann mag er wohl zufrieden sein.
Den zweiten Laut vorangestellt.
Dann heimst es froh der Landmann ein.

Füllrätsel.



a — a — a — a — a — a — a — b — b — d — d — e — e — e — e — e — e — e — e — f — f — g — g — a — a — g — b — i — i — i — k — k — l — l — m — n — n — n — n — n — n — n — n — o — o — o — p — r — r — r — r — r — r — s — s — t — t — t — t — u — u — u — u — v.

Man bilde aus vorstehenden Buchstaben in den waagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung:

1. Teil des Geschützes. 2. Musikinstrument. 3. Mitarbeiter. 4. hoher Offizier. 5. Fisch. 6. deutscher Maler des vorigen Jahrhunderts. 7. Männername. 8. Weinlaube. 9. Stadt in Schlesien. 10. Teil der Rundfunkanlage. 11. älterer deutscher Maler. 12. Spottentfisch. 13. fromme Erzählung.

Gleichklang.

Zwei Flüssen sind's im Deutschen Reich,
Die Namen sind vollkommen gleich,
Verschieden nur die Prädikate,
Genommen aus dem Farbenreich.
Doch auch ein Tier kann ich dir weisen,
Das dieser Flüsse Namen führt,
Und wie die Prädikate heißen,
So ist das Tierchen koloriert.

Auflösungen von voriger Nummer

Füllrätsel: 1. Lar. 2 Ise, 3. Nab. 4. Rio — Klara. Eisen. Knabe. Arion.

Deutschportugaise: x—25; x+25; x+25—2x—50; x=75. — Es standen in jeder Reihe 75 Bäume.

Merkrätsel: Großreinemachen.

Rätsel: Briefmarkel.

Bilderrätsel: Wenn die Arbeit ist getan, hebt die Festesfreude an.

Synonym: 1. Stutzer, 2. Träne, 3. Ahnung, 4. Mitgefühl, 5. Mitglied, 6. Treffer, 7. Jnning, 8. Steckbrief, 9. Charlatan. 10. Heiterkeit. — Stammtisch.

Buchstabenrätsel: Bingen. Adria. Naab. Gent. Elster. Ems. Dublin. Leuthen. Aller. Cork. Hamburg. Taubenheim. — „Bar Geld lacht!"

Homonym: Anlage.

Gleichstellung: Karte.

Bilderrätsel: Solange man mit Verstand närrisch sein kann, ist man gescheit.

Versrätsel: Leiter, Letter.

Das Wunder vom goldenen Zahn

Von künstlichen Gebissen, die Aufsehen erregten

Von Ludwig Voß-Harrach

Zwar wissen wir, daß schon der Pharao im alten Aegypten das künstliche Gebiß kannte. Aber mehrere Jahrtausende später, um die Mitte des 16. Jahrhunderts steckten die Gelehrten die Köpfe zusammen, als in einem schlesischen Dörflein ein Mensch mit einem goldenen Zahn auftauchte. Ein Schulmädchen hatte das Wunder zuerst bemerkt. Ein achtjähriger Knabe wies in der Tat einen goldenen Backenzahn auf! Er wurde gehörig untersucht. Keine Lötstelle war zu sehen. Gesundes Zahnfleisch umgab den Zahn. Nur war er etwas dicker als die Nachbarn. Auch der berühmte Professor der Medizin an der braunschweigischen Universität Helmstedt, Jakob Horst, nahm sich des unerhörten Falles an. Er schrieb eine höchst gelehrte Abhandlung darüber, die 156 Seiten umfaßte und natürlich in lateinischer Sprache abgefaßt war. „Von dem güldenen Zahn, so einem Knaben in Schlesien gewachsen", lautete der Titel des tiefgründigen Werkes, das dem jungen Manne, dem glücklichen Träger des Zahnes sehr zum Vorteil gereichte. Denn er konnte sich nun auf Jahrmärkten gegen Geld sehen lassen. Der goldene Zahn, so schrieb Jakob Horst, sei ein Zeichen der Gnade, die Gott dem „Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation" erweise. Das edle Metall sei das Sinnbild eines großen Aufschwunges, der dem Vaterlande bevorstehe. Weil es der letzte Backenzahn wäre, so würde das Reich bis an den Untergang der Welt bestehen. Da auf dem Backenzahn die Speise zermalmt werde, so bedeute dies jedoch eine lange Reihe von schweren Prüfungen für die sündige Christenheit.

Neue Weissagungen wurden laut, als auf dem goldenen Zahn zwei beinerne Zacken zu sprießen begannen. Aber dann lockerten sich die Platte auf dem Zahn und der Ring, und es ließ sich nicht länger verheimlichen, daß die Gelehrten den einem geschickten Goldschmied genasführt worden waren. Der Zahn nutzte sich ab, weil er nicht massiv war. Man nahm es sehr übel. Der Mann, den man einst so bestaunt hatte, mußte ins Gefängnis wandern.

Man sollte meinen, daß solche Geschichten in unseren Tagen nicht mehr vorkämen. Und goldene Zähne sind ja auch wirklich keine Seltenheit mehr. Aber es geschehen noch immer Zeichen und Wunder, allerdings von anderer Art. Was soll man beispielsweise von dem Manne sagen, dessen goldene Zähne jede Nacht Musik machen? Die Nachricht stammt natürlich aus — Amerika. Da hatte ein junger Mann die gewiß nicht sonderlich tadelnswerte Angewohnheit, des Abends nur vom Einschlafen bis Mitternacht im Bett zu lesen. Man kann ihm dies um so eher gönnen, als er tagsüber in einer Fabrik arbeiten mußte, die sich mit dem Schießen von Papiermessern befaßt. Aber wenn ihn nun die Müdigkeit überfiel und er die elektrische Lampe an seinem Lager anknipste, dann begann allabendlich das Konzert in seinem Munde. Der wies einige Goldfüllungen auf. Und in der Nähe gab es ein Werk mit elektrischen Hochspannungen. Also beschwerte sich der gestörte Schläfer bei den Ingenieuren. Die aber lachten und schenkten ihm eine — Zahnbürste. Denn sie ermittelten bald die Ursache des nächtlichen Konzerts, das von einem unfernen Rundfunksender stammte: Der Karborund war es, den der junge Mann während der Arbeit in der Fabrik aufgenommen und der sich an das Gold der Zähne gelegt hatte. Diesen Stoff brauchte man nur zu entfernen. Damit nahm man dem Munde die Möglichkeit, noch weiter als eine Art Empfangsgerät zu wirken. Sicherlich ein rätselvolles Geschehen ...

Also selbst für den Forscher der Gegenwart steckt der Mund voller Geheimnisse, die stets aufs neue auftauchen. So hat der deutsche Professor Gins erst vor kurzem zwei Dutzend bisher völlig unbekannter Bakterien festgestellt, die er aus den Taschen des Zahnfleisches, von der Zunge, aus den Lücken zwischen den Zähnen oder gar aus den Mandeln hervor an das Tageslicht holte, wo sie alsbald ihr Leben aushauchten. Doch dürfte es erwiesen sein, daß sie zu den schlimmsten Feinden unseres Gebisses gehören.

Eine lange belächelte Eigentümlichkeit der guten alten Zeit hat aufs neue Beliebtheit gewonnen: der Zahnarzt, der seine Tätigkeit im Umherziehen ausübt. Er ist allerdings kein Marktschreier und kein Gaukler mehr. Er hat sogar in jüngster Zeit einen Weltrekord eigener Art aufgestellt. Der Regierungszahnarzt Dr. Edward Waschburn aus dem kanadischen Toronto nämlich, der unlängst von seiner zweijährigen Dienstreise in die arktischen Gebiete zurückgekehrt ist, konnte melden, daß er in dieser Zeit 10 000 Zähne plombiert und 20 000 gezogen hat! Und ganz so dumm, wie sie sich oft gebärden, sind selbst die chinesischen Zahndoktoren nicht, die großenteils noch immer im Wägelchen durch das Land ziehen. Sicherlich handelt es sich vielfach um Scharlatane, die sich da irgendwo in einem leeren Laden niederlassen und ihn mit der Bezeichnung versehen „Zahnhalle zum Paradies" oder „Ein starker Körper durch dieses Zahninstitut!" Ein klein wenig mehr als ein bloßer Schwindel ist es denn doch, wenn diese gerissenen Burschen mit der Zange im Munde des Patienten herumwühlen, dann einen Meßturm hervorzaubern, den sie zuvor geschickt hineinpraktiziert haben, und nun laut verkünden, sie hätten den Urheber des Schmerzes erwischt. Sie machen dem Manne klar, die Unsauberkeit sei an der Entstehung des Wurmes schuld. Und wenn sie ihm erklären, sie könnten ihm den Wurm nicht zeigen, weil er zu klein sei, dann meinen sie in ihrem dunklen Drange doch das Richtige. Sie meinen eben nichts anderes als die Bakterien, von denen sie natürlich nie das Geringste gehört haben. Goldene Zähne dürften daher auch zukünftig dort zu den Seltenheiten gehören. Bei dem Amerikaner gelten sie übrigens sogar als verpönt, wenn sie zu sehr auffallen, und den gelben Metall sind neuerdings in der verschiedensten Gestalt, zuletzt im Kunstharz, Konkurrenten erstanden, deren Reihe sich mit dem Fortschritt der Technik immer mehr verlängert.

Ein Morsetelegraf stellt 60 000 Uhren

Warum alle deutschen Bahnhofsuhren auf die Sekunde genau gehen — Der astronomische Zeitmesser unter der Erde

„Haben Sie genaue Bahnzeit?" Unzählige Menschen stellen in Deutschland täglich diese Frage. Etwa 60000 Bahnhofsuhren, die über das ganze deutsche Reich verteilt sind, künden selbst im kleinsten Ort bis auf den Bruchteil einer Sekunde genau die Zeit, nach der sich der Reisende ebenso zu richten hat, wie der Lokomotivführer, der Geschäftsmann, der Beamte, der Angestellte, die Köchin. Wie kommt es nun, daß die Uhren auf allen deutschen Bahnhöfen richtig und völlig übereinstimmend gehen? Wer sind diesem Geheimnis nachgegangen und haben einen Blick hinter die „Kulissen der Pünktlichkeit" geworfen.

Es ist fünf Minuten vor 8 Uhr früh. Um diese Zeit bricht täglich auf allen Telegraphenleitungen der Reichsbahn der Telegrammverkehr ab. Der Stationsvorstand von Greifswald, der Bahnhofstelegraphist von Leipzig, der Mann im blauen Kock in Gotha, Hamburg, Grimma — in allen deutschen Bahnhöfen steht ein Beamter am Morsetelegraf. Sein Blick ist auf die Uhr gerichtet — 7.58 Uhr. Schon beginnt der kleine Apparat zu kacken: „WWZ!". Eine Minute lang nichts als diese drei Buchstaben in Morseschrift, das Nachrichtungsignal für die genaue mitteleuropäische Zeit, die nun ein Sender nach allen deutschen Bahnhöfen meldet. Ein langer Strich folgt diesem Zeichen und plötzlich bricht er ab. Im gleichen Augenblick werden sämtliche 60 000 Bahnhofsuhren auf die Sekunde genau, entweder automatisch oder durch einen einfachen Handgriff eingestellt, denn es ist jetzt punkt 8 Uhr, 0 Minuten, 0 Sekunden. Sechs Sekunden später erscheint wieder das Zeichen WWZ. Die Zeitangabe ist beendet, die automatische Zeitdienstanlage hat ihre Schuldigkeit getan.

Fast zehn Meter tief unter der Erde, im Kellergeschoß der Reichsbahndirektion Berlin steht inmitten eines Raumes, der von starken Mauern umschlossen ist, eine astronomische Präzisionspendeluhr. Sie ist die Seele der gesamten Zeitdienstanlage. Die Tiefe des Raumes und besondere Sicherungen schützen die Uhr vor Erschütterungen, durch einen elektrischen Heizofen wird die Temperatur gleichmäßig auf 22 bis 25 Grad Celsius, und durch Gefäße mit Chlorcalcium der Feuchtigkeitsgehalt der Luft geregelt gehalten. Woher aber erhält nun diese Uhr die richtige Zeit? Sie steht ständig mit der Sternwarte Babelsberg und dem Rauener Zeitzeichen in Verbindung. Ein Registrierapparat meldet selbsttätig die genau Stunde.

Einige Stockwerke höher ist in einem ebenfalls streng isolierten Raum die Hauptverbrennungszentrale untergebracht. Hier steht die „Betriebshauptuhr", die als Helferin der astronomischen Pendeluhr gedacht ist. Außer ihr, die gleichfalls durch das Rauener Zeitzeichen automatisch reguliert wird, haben noch zwei Reserveuhren die Aufgabe, bei Störungen sofort in Tätigkeit zu treten.

Täglich werden Kontakte dieser Uhren von Spezialmonteuren vorgefällig geprüft. Immerhin ist es denkbar, daß da oder dort eine winzig kleine Abweichung eintritt; dann setzt sofort eine Alarmvorrichtung ein. Eine elektrische Glocke gibt im Monteurzimmer, Heimatort eingeführten. Durch einen dort von Schreiber Vogl ins Leben gerufenen Volkstrachtenverein wurde die „Kurz" dann über das ganze Oberland verbreitet. Als schließlich auch die Burschen von Fischbachau im Sommer anläßlich einer Fahnenweihe kurzbehost in der Kirche erschienen, verwies sie der Pfarrer mit Worten höchster sittlicher Entrüstung unverzüglich aus dem Gotteshaus. Auch in anderen Orten ist damals erschwerend gegen das „schamlose neumodische Kleidungsstück" gewettert worden. Trotzdem hat sich die knitefreie Lederhose durchgesetzt, wenn sie auch in manchen Gebirgstälern erst in den neunziger Jahren Eingang fand."

Kurgäste bevorzugen „Hirschlederne"

Wie wird nun eigentlich das ebenso bequeme wie praktische Kleidungsstück hergestellt? Es gibt bekanntlich zweierlei Arten von Lederhosen, hirsch- und gemslederne, die sich in mannigfacher Hinsicht voneinander unterscheiden. Erstere sind vor allem stärker und widerstandsfähiger als die weicheren Lederhosen aus Gemsenhaut. Merkwürdigerweise werden als Motive hierfür wählt man meist Eichenlaub, Rebladb oder Efeu, seltener Edelweiß und springende Gemsen. Von den Berchtesgadener Sticklermeistern, die sich im Winter — Lederhosenherstellung ist ein reines Saisongeschäft — mit der Anfertigung von Pelzen und anderen Kürschnerarbeiten beschäftigen, wird zu diesen Stickereien nur echte Maulbeerseide verwendet.

Eine Hose als beliebtes Erbstück

Zeitlebens hat sich Meister Schweser in seinem Handwerk für beste Qualitätsarbeit eingesetzt. „Wohl kaum ein Kleidungsstück", das war seine Meinung, „wird so lange getragen wie die „Kurze", die sich in den Bergen vielfach noch vom Vater auf den Sohn vererbt. Sie 50 Jahre zu tragen, ist keine Seltenheit. Je speckiger und von Strapazen mitgenommen eine Lederhose ist, desto lieber ist sie dem Bauern und künftigen Alpinisten. Sie darf daher ruhig wie ein Spiegel glänzen, wenn sie nur in Verarbeitung und Stickerei nichts von Salontirolertum verrät. Nach einem alten Volkswip muß eine richtige „Kurze" sogar „stehen" können, ohne daß ein Mann darin steckt. Das ist natürlich übertrieben, doch ist es Tatsache, daß eine Lederhose desto härter und widerstandsfähiger wird, je länger sie im Gebrauch ist."

Zum Schluß sei vom „Lederkönig" noch eine heitere Episode der Vergessenheit entrissen, die Vater Schweser biederen Charakter in das rechte Licht rückt. Seine ihm vor einigen Jahren im Tode vorausgegangene Frau war eine große Blumenliebhaberin. Zu Weihnachten gedachte ihr nun ihr Mann einmal eine besondere Freude zu machen, indem er in Berlin einen Strauß „Christrosen" bestellte, die in dortigen Zeitungen als besondere Seltenheit angepriesen wurden. Wahrscheinlich hat sich Schweser darunter irgendein exotisches Treibhausgewächs vorgestellt. Als nun die Christrosen in Berchtesgaden ankamen und auf dem Gabentisch feierlich ausgepackt wurden, mußte der noch Sticklermeister zu seinem größten Verdruß erkennen, daß es sich um ganz gewöhnliche Schneerosen handelte, wie sie in der Umgebung, am Untersberg und in der Nordau zu Tausenden wuchsen und von dort aus jedes Jahr — nach Berlin verschickt wurden. Im Berchtesgaden aber hat man noch lange über diesen Reinfall Vater Schweisers gelacht, der einheimische „Schneegadern" — so nennt man die Blumen in den bayerischen Bergen — gegen teures Geld aus der Reichshauptstadt bezog.

Die Hose, die man 50 Jahre trägt

Das Kleidungsstück in der Kalkgrube — Deutschlands beliebteste Tracht

In Berchtesgaden starb unlängst der Sticklermeister Franz Schweser, der als „Lederhosenkönig" weit über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus bekannt und angesehen war.

Eine in ganz Deutschland veranstaltete Preisfrage nach dem beliebtesten und bekanntesten Trachten-Kleidungsstück wurde zweifellos als Ergebnis zeitigen: Die Lederhose. Ueberall, am Rhein und an der Weser, an der Donau und an der Elbe ist sie zu sehen, ganz zu schweigen von ihrer engsten Heimat. Ein richtiger Oberbayer ist ohne „Kurze" so wenig denkbar wie ohne seinen heimatlichen Dialekt und seine Liebe zu den Bergen. Doch nicht immer ist das so gewesen. „Ursprünglich", pflegte „Vater Schweser" zu erzählen, „reichte die Lederhose wie heute noch die langen städtischen Beinkleider bis zu den Fußknöcheln herab, um die sie mit Riemen festgebunden wurde. Manchmal wurden dazu weiße oder graue Socken getragen, die man einfach über die Hosenenden stülpte. Ein dunkelbrauner oder schwarzer Rock mit frackähnlichen langen Schößen, ein buntes „Leibl", die um die Hüfte geschnallte „Geldtasche" und ein mit Quasten besetzter hoher Filzhut war die Heimattracht.

Erst im Jahre 1866, als in Miesbach die erste Schuhplattlergruppe gegründet wurde, begann die „Revolutionierung" der Lederhose. Die Gebrüder Staudacher aus Bayrischzell, die als Postillone täglich nach Miesbach kamen, fanden an der neuen kurzen Form der Lederhose solchen Gefallen, daß sie auch in ihrem Heimatort einführten. Durch einen dort von dem Lehrer Vogl ins Leben gerufenen Volkstrachtenverein wurde die „Kurze" dann über das ganze Oberland verbreitet. Als schließlich auch die Burschen von Fischbachau im Sommer anläßlich einer Fahnenweihe kurzbehost in der Kirche erschienen, verwies sie der Pfarrer mit Worten höchster sittlicher Entrüstung unverzüglich aus dem Gotteshaus. Auch in anderen Orten ist damals erschwerend gegen das „schamlose neumodische Kleidungsstück" gewettert worden. Trotzdem hat sich die knitefreie Lederhose durchgesetzt, wenn sie auch in manchen Gebirgstälern erst in den neunziger Jahren Eingang fand."

Kurgäste bevorzugen „Hirschlederne"

Wie wird nun eigentlich das ebenso bequeme wie praktische Kleidungsstück hergestellt? Es gibt bekanntlich zweierlei Arten von Lederhosen, hirsch- und gemslederne, die sich in mannigfacher Hinsicht voneinander unterscheiden. Erstere sind vor allem stärker und widerstandsfähiger als die weicheren Lederhosen aus Gemsenhaut. Merkwürdigerweise werden als Motive hierfür wählt man meist Eichenlaub, Rebladb oder Efeu, seltener Edelweiß und springende Gemsen. Von den Berchtesgadener Sticklermeistern, die sich im Winter — Lederhosenherstellung ist ein reines Saisongeschäft — mit der Anfertigung von Pelzen und anderen Kürschnerarbeiten beschäftigen, wird zu diesen Stickereien nur echte Maulbeerseide verwendet.

Eine Hose als beliebtes Erbstück

Zeitlebens hat sich Meister Schweser in seinem Handwerk für beste Qualitätsarbeit eingesetzt. „Wohl kaum ein Kleidungsstück", das war seine Meinung, „wird so lange getragen wie die „Kurze", die sich in den Bergen vielfach noch vom Vater auf den Sohn vererbt. Sie 50 Jahre zu tragen, ist keine Seltenheit. Je speckiger und von Strapazen mitgenommen eine Lederhose ist, desto lieber ist sie dem Bauern und künftigen Alpinisten. Sie darf daher ruhig wie ein Spiegel glänzen, wenn sie nur in Verarbeitung und Stickerei nichts von Salontirolertum verrät. Nach einem alten Volkswip muß eine richtige „Kurze" sogar „stehen" können, ohne daß ein Mann darin steckt. Das ist natürlich übertrieben, doch ist es Tatsache, daß eine Lederhose desto härter und widerstandsfähiger wird, je länger sie im Gebrauch ist."

Zum Schluß sei vom „Lederkönig" noch eine heitere Episode der Vergessenheit entrissen, die Vater Schweisers biederen Charakter in das rechte Licht rückt. Seine ihm vor einigen Jahren im Tode vorausgegangene Frau war eine große Blumenliebhaberin. Zu Weihnachten gedachte ihr nun ihr Mann einmal eine besondere Freude zu machen, indem er in Berlin einen Strauß „Christrosen" bestellte, die in dortigen Zeitungen als besondere Seltenheit angepriesen wurden. Wahrscheinlich hat sich Schweser darunter irgendein exotisches Treibhausgewächs vorgestellt. Als nun die Christrosen in Berchtesgaden ankamen und auf dem Gabentisch feierlich ausgepackt wurden, mußte der noch Sticklermeister zu seinem größten Verdruß erkennen, daß es sich um ganz gewöhnliche Schneerosen handelte, wie sie in der Umgebung, am Untersberg und in der Nordau zu Tausenden wuchsen und von dort aus jedes Jahr — nach Berlin verschickt wurden. Im Berchtesgaden aber hat man noch lange über diesen Reinfall Vater Schweisers gelacht, der einheimische „Schneegadern" — so nennt man die Blumen in den bayerischen Bergen — gegen teures Geld aus der Reichshauptstadt bezog.

Das Marathonrennen der Pianisten

Ein seltsames Turnier im Konservatorium von Minneapolis — Mr. Smidson hämmerte 52 Stunden auf dem Klavier

Olympiade der Pianisten? Eine solche Veranstaltung kann gewiß nur in Amerika stattfinden. Richtig geraten — der Schauplatz dieser musikalischen Sportveranstaltung oder sportlichen Musikveranstaltung, die in diesen Tagen unter lebhafter Anteilnahme der Oeffentlichkeit stattgefunden hat, liegt in Minneapolis, der größten Stadt des amerikanischen Bundesstaates Minnesota. Sieben Pianisten hatten sich im Konservatorium von Minneapolis zu einem „Turnier" zusammengefunden, anläßlich dessen sich Beethoven und Schubert gewiß im Grabe umgedreht hätten, falls sie im Jenseits davon Kunde erhielten.

Der Rekord, um den es bei dieser reichlich geschmacklosen, im übrigen aber von „musikalischen Fachleuten" geleiteten Veranstaltung ging, war der, solange wie möglich das Piano bearbeiten zu können, ohne dabei Noten zu Hilfe nehmen zu müssen. Welcher Jünger der Frau Musika kann am längsten aus dem Kopf spielen? So hieß die gestellte Aufgabe. Wer es ist nur bekannt, daß man durch weg klassische Musik zu diesem Marathonrennen der Pianisten mißbrauchte.

Auf das gegebene Startsignal setzten die sieben Teilnehmer, die nebeneinander in schalldichten Kabinen an ihren Klavieren saßen, ihre Hände in Bewegung und begannen ihren musikalischen Dauerlauf. Sie spielen, schwitzend und mit Schwindelanfällen, eine wenig geschlossene Rennfahrern, und die Zuschauer saßen mit den Uhren in der Hand, um den Kampf zu verfolgen. Nach 20 Stunden blieb das erste Opfer auf der Strecke. Es hatte, wie das Programm besagte, hauptsächlich Musikstücke aus dem 18. Jahrhundert gespielt. Ein Fingerkrampf schaltete ihn aus, und mit betrübter Miene wankte er aus dem Saal. Die 29. Stunde brachte zwei neue Ausfälle. Zwei Pianisten, die dis zu diesem Zeitpunkt unentwegt den gequälten Tasten Sonaten entlockt hatten, gaben fast gleichzeitig das Rennen auf.

Einem Ohnmachtsanfall fiel in der 41. Stunde ein junger Mann, dessen Repertoire ausschließlich aus Stücken von Verdi bestand, zum Opfer. Er kam vom Stuhl und mußte fortgetragen werden. Als der fünfte Teilnehmer, ein junger Holländer, in der 44. Stunde aufgab, mußte man sogleich den Arzt rufen, der den von einer schweren Fieberattacke Befallenen ins Hospital einliefern ließ. Nun kämpften nur noch zwei Bewerber um den Sieg, von denen der eine nach der 48. Stunde völlig erschöpft eine kleine Pause einlegte und dann nach einiger Zeit sein Spiel aufs Neue begann. Man betrachtete das jedoch als eine Regelwidrigkeit und nahm ihn aus dem Rennen. So blieb der Bildhrige Mr. Smidson, von dem die Zeitungen berichten, er habe „ausschließlich deutsche Musik" gespielt, der Sieger dieses absonderlichen Turniers, gegen das wohl in jedem anderen Land die Polizei eingeschritten wäre.

Mr. Smidson hielt es genau 52 Stunden aus, ehe er, zu Tode ermattet, den Siegeslorbeer in Empfang nahm. Die letzte halbe Stunde des Wettkampfes wurde sogar im Rundfunk übertragen und überdies auf Schallplatten aufgenommen! Was die armen Hörer zu diesem „Ohrenschmaus" gesagt haben, ist nicht bekannt. Von Zeit zu Zeit spielten die Teilnehmer an dem „Rennen" nur mit einer Hand, um mit der anderen Hand Fleischbrühe, eine Tasse Tee oder einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen. Auch das Rauchen von Zigaretten war erlaubt. Man kann sich vorstellen, wie unter solchen Umständen die musikalischen Leistungen waren.

Glück als „Lehrfach"

Ein „Professorenkollegium" betrog Abergläubische — Schönheitsastrologie und magisches Riechwasser

Seit Jahren hatte die „Schule des Glücks" am Boulevard Montparnasse in Paris, geleitet von einem denkwürdigen „Professorenkollegium", ihre Pforten allen Abergläubischen und Einfältigen geöffnet. Ihre Besitzer bezeichneten sich als Wissenschaft und lachten sich vermutlich über die Dummheit der Menschen ins Fäustchen. Nun hat freilich der Sohn Jean in London weilte, und Mr. Frank Anderson, dem ersten Wecken-Reisenden zwischen Amerika und Europa. Die Frau jenes Mannes, der 1909 eine solche Möglichkeit bereits voraussah, und der Mann, der sie 1919 verwirklichte, reichten sich die Hände. Madame Bériot erzählte bei dieser Gelegenheit auch führlich, wie ihr verstorbener Mann nach dem ersten Flug über den Aermelkanal jene prophetischen Worte aussprach, daß man frühestens 30 Jahren zum Wochenende von New York nach London fliegen werde. Ein Techniker, der sich damals dabei befand, meinte an jenem Tage kopfschüttelnd: „Stehen Sie ruhig noch eine 1 vor die 30, Herr Bériot, und bedenken Sie, wie viele Jahrhunderte vergehen mußten, ehe ein Flug über den Aermelkanal möglich wurde."

„Solange hätte ich bei meinem hohen Alter nicht mehr warten können", warf Mr. Anderson hier lächelnd in die Erzählung der Madame Bériot ein. Bériot hat recht behalten, nicht anders, wie der geniale Graf Zeppelin recht behielt. Und in weiteren 30 Jahren wird eine Wochenendreise von Paris nach London, Paris oder Berlin eine Selbstverständlichkeit sein, über die niemand mehr ein Wort verliert.

Als Motive hierfür wählt man meist Eichenlaub, Rebladb oder Efeu, seltener Edelweiß und springende Gemsen. Von den Berchtesgadener Sticklermeistern, die sich im Winter — Lederhosenherstellung ist ein reines Saisongeschäft — mit der Anfertigung von Pelzen und anderen Kürschnerarbeiten beschäftigen, wird zu diesen Stickereien nur echte Maulbeerseide verwendet.

Eine Hose als beliebtes Erbstück

Zeitlebens hat sich Meister Schweser in seinem Handwerk für beste Qualitätsarbeit eingesetzt. „Wohl kaum ein Kleidungsstück", das war seine Meinung, „wird so lange getragen wie die „Kurze", die sich in den Bergen vielfach noch vom Vater auf den Sohn vererbt. Sie 50 Jahre zu tragen, ist keine Seltenheit. Je speckiger und von Strapazen mitgenommen eine Lederhose ist, desto lieber ist sie dem Bauern und künftigen Alpinisten. Sie darf daher ruhig wie ein Spiegel glänzen, wenn sie nur in Verarbeitung und Stickerei nichts von Salontirolertum verrät. Nach einem alten Volkswip muß eine richtige „Kurze" sogar „stehen" können, ohne daß ein Mann darin steckt. Das ist natürlich übertrieben, doch ist es Tatsache, daß eine Lederhose desto härter und widerstandsfähiger wird, je länger sie im Gebrauch ist."

Zum Schluß sei vom „Lederkönig" noch eine heitere Episode der Vergessenheit entrissen, die Vater Schweisers biederen Charakter in das rechte Licht rückt. Seine ihm vor einigen Jahren im Tode vorausgegangene Frau war eine große Blumenliebhaberin. Zu Weihnachten gedachte ihr nun ihr Mann einmal eine besondere Freude zu machen, indem er in Berlin einen Strauß „Christrosen" bestellte, die in dortigen Zeitungen als besondere Seltenheit angepriesen wurden. Wahrscheinlich hat sich Schweser darunter irgendein exotisches Treibhausgewächs vorgestellt. Als nun die Christrosen in Berchtesgaden ankamen und auf dem Gabentisch feierlich ausgepackt wurden, mußte der noch Sticklermeister zu seinem größten Verdruß erkennen, daß es sich um ganz gewöhnliche Schneerosen handelte, wie sie in der Umgebung, am Untersberg und in der Nordau zu Tausenden wuchsen und von dort aus jedes Jahr — nach Berlin verschickt wurden. Im Berchtesgaden aber hat man noch lange über diesen Reinfall Vater Schweisers gelacht, der einheimische „Schneegadern" — so nennt man die Blumen in den bayerischen Bergen — gegen teures Geld aus der Reichshauptstadt bezog.

Vom Brüder in Ketten gelegt

Das Martyrium einer verstoßenen Ehefrau — Um die Schande zu verbergen, wurde Fetouma in den Keller gesperrt

Auf der Landstraße von Cheragas nach El Biar, unweit von Algier, begegnete dieser Tage ein Milchwagen einer jungen Frau. Die sich mühselig vorwärtsschleppte und jeden Augenblick in Ohnmacht zu fallen schien. Die einsame Wanderin war barfüßig und trug um die Fußgelenke feitgeschmiedete Metallspangen, an denen noch die Bruchstücke einer Verbindungskette hingen. Der Wagen nahm die Frau, die sich am Ende ihrer Kräfte befand, bis zum nächsten Ort mit, wo man die Gendarmerieistation benachrichtigte, die die sofortige Ueberführung der Unglücklichen ins Hospital von Algier anordnete.

Ungewöhnlich hat man den Hintergründen dieser Begegnung nachgeforscht und eine wahrhaft erschütternde mohammedanische Ehetragödie entdeckt. Djazai hat Aziz, ein Händler in El Biar, war nach dreijähriger Ehe seiner Frau Fetouma überdrüssig geworden. Er beschuldigte sie des Ungehorsams und der Untreue, und schickte sie mit ihren zwei kleinen Kindern zu Fetoumas Bruder, der in Cheragas wohnt. Aber Fetouma hoffte in ihrem Schmerz vergeblich, bei dem Bruder eine gastliche Aufnahme zu finden. Der Jähzornige geriet außer sich über die Schande, daß Fetouma von ihrem Ehemann verstoßen worden war. Zwar blieb ihm nichts anderes übrig, als die Schwester in sein Haus zu nehmen, aber er trennte sie von ihren Kindern, die er dem Schwager wieder zurückfandte, und überhäufte die Unselige tagelang mit schwersten Mißhandlungen.

Dann sperrte er Fetouma in den Keller seines Hauses und ließ ihre Füße mit eisernen Fesseln umschmieden, die er mit einer kurzen Meisskette verband, so daß die junge Frau sich kaum bewegen konnte. In diesem Zustand brachte sie volle sechzig Tage zu und erhielt nur alle zwei Tage etwas Nahrung, die ihr gleich einem Hund vorgeworfen wurde. Endlich gelang es der gepeinigten Fetouma, ihrem Martyrium ein Ende zu machen und zu fliehen. Sie brach die Kellertüre auf, zerfeilte, während der Bruder abwesend war, mit schweren Steinen im Garten die Verbindungskette zwischen den beiden Fußfesseln, und eilte dann, so schnell sie ihre blutenden Beine trugen, auf der Landstraße nach El Biar vorwärts, um ihren Ehemann anzuflehen, er möge sie wieder aufnehmen. Von den schmiedeisernen Ringen um ihre Fußgelenke vermochte sie sich nicht zu befreien. So traf sie der Mitbewohnen.

Nachdem Fetouma im Hospital all diese Angaben gemacht hatte, begab sich sogleich eine Anzahl von Polizisten in das Haus ihres Bruders nach Cheragas, um ihn für seine Grausamkeit zur Verantwortung zu ziehen. Der Bruder überstellte jedoch die Polizisten, deren Besuch ihn völlig überraschte. „Meine Schwester ist geisteskrank", erklärte er. „Ich kann Ihnen die ärztlichen Gutachten vorweisen, aus denen das hervorgeht. Warten Sie einen Augenblick — ich komme sofort". Vergebens warteten die Polizisten an der Türe auf seine Rückkehr. Fetoumas Bruder, der wußte, was ihm bevorstand, hatte keine ärztliche Dokumente gesucht, sondern war auf der anderen Seite des Hauses unbemerkt aus dem Fenster gesprungen und hatte die Flucht ergriffen. Bis heute konnte man seiner nicht habhaft werden.

Fetouma befindet sich auf dem Wege der Besserung. Doch ist es bis jetzt noch nicht möglich gewesen, die engen schmiedeisernen Ringe von ihren Füßen zu entfernen, die mit raffinierter Genauigkeit am Fußgelenk selbst zusammengeschweißt worden. Den Ehemann, der Fetouma verstoßen hat, kann man nach dem Gesetz nicht zur Verantwortung ziehen.

Das Geheimnis des „süßen Blutes"

Wer im Sommer viel von Mücken und anderen hoshaften Insekten heimgesucht wird, der kennt sicher in den Apotheken süßes Blut zu besitzen. Es heißt so, und viele Leute glauben auch daran. Mit dem süßen Blut ist es aber nicht anders als mit dem blauen: es gibt weder das eine noch das andere. Vielmehr werden die Mücken die wie alle Insekten empfindlich gegen Geruch sind, von dem Körpergeruch eines Menschen mehr angezogen als von dem eines anderen. So ist es ja bekannt, daß sie starke Raucher überhaupt meiden, nicht weil diese bitteres Blut hätten, sondern weil ihrem Aeußeren immer etwas Rauch anhaftet. Ueberdies ist eine Regelwidrigkeit und nahm ihn aus dem Rennen. So blieb der Bildhrige Mr. Smidson, von dem die Zeitungen berichten, er habe „ausschließlich deutsche Musik" gespielt, der Sieger dieses absonderlichen Turniers, gegen das wohl in jedem anderen Land die Polizei eingeschritten wäre.

Mr. Smidson hielt es genau 52 Stunden aus, ehe er, zu Tode ermattet, den Siegeslorbeer in Empfang nahm. Die letzte halbe Stunde des Wettkampfes wurde sogar im Rundfunk übertragen und überdies auf Schallplatten aufgenommen! Was die armen Hörer zu diesem „Ohrenschmaus" gesagt haben, ist nicht bekannt. Von Zeit zu Zeit spielten die Teilnehmer an dem „Rennen" nur mit einer Hand, um mit der anderen Hand Fleischbrühe, eine Tasse Tee oder einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen. Auch das Rauchen von Zigaretten war erlaubt. Man kann sich vorstellen, wie unter solchen Umständen die musikalischen Leistungen waren.

Wenn der Zucker fehlt ...

Neues von einer wenig bekannten Krankheit

Der Zucker ist heute beliebter denn je. Gehört er doch zu den guten Gaben, die das Vaterland in unbegrenzten Mengen herzustellen vermag, die also keine Devisen kosten. Und man kann sich dem Genuß ohne Besorgnis vor etwaigen Schädigungen des Körpers hingeben. Ein törichter Pole allerdings hat es fertig gebracht, sich am Zucker zu Tode zu essen! Aber dieser sonderbare Zeitgenosse hatte denn auch nicht weniger als dreieinhalb Kilo zu sich genommen! Und natürlich war es infolge einer Wette geschehen, wie sie in dieser Unternmut sonst nur im verrückten Amerika anzutreffen ist ...

Im übrigen — den Zähnen schadet der Zucker nicht, falls das Gebiß gepflegt wird, wie es sich gehört. Und auch Krank wird man aus ganz anderen Gründen — wenn nämlich die Bauchspeicheldrüse nicht ihre Pflicht tut. Gewisse Zellen haben hier darüber zu wachen, daß im Körper nicht zu viel Zucker entsteht. Sie sollen gegebenenfalls die Zuckerbildung dämpfen die in der Leber geschieht.

Die Zuckerkrankheit die auf ein Versagen der Bauchspeicheldrüse zurückgeht, wird vor allem durch die Anwendung des Insulins geheilt. Das ist ein überaus beliebt gewordener Wirkstoff. Natürlich kann man auch hier des Guten zuviel tun. Wie W. Föllmer von der Ersten Inneren Klinik des Wetend-Krankenhauses, Berlin-Charlottenburg, in der Zeitschrift für ärztliche Fortbildung mitteilt, hat man nämlich festgestellt, daß eine übermäßige Zufuhr von Insulin gesundheitliche Schädigungen hervorruft. Die nähere Untersuchung ergab in einer Anzahl von Fällen einen abnorm tiefen Blutzuckerwert, also das genaue Gegenteil von der Zuckerkrankheit. Nach außen hin machte sich die Störung des Allgemeinbefindens als eine nervöse und seelische Belastung bemerkbar.

Man ging den Ursachen dieses Leidens nach. Es erwies sich, daß sie recht verschiedener Natur sein können. Eine Erkrankung vorübergehender Art trat bei ungenügender Zufuhr von Kohlehydraten ein, also etwa beim Ausfall oder bei der nicht rechtzeitigen Einnahme der gewohnten Mahlzeiten. Dieselben Folgen stellten sich nach hyortischen Hochstellungen ein, die einen erhöhten Bedarf an Traubenzucker bedingen. Aus diesem Gesichtswinkel ist auch der „tote Punkt" zu betrachten, der sich beim Sport häufig beobachten läßt. Die Erscheinungen gehen schnell zurück, sobald eine erhöhte Zufuhr von Zucker oder anderen Kohlehydraten einsetzt.

Die schwerste Form des Zuckermangels hat in einer Erkrankung der Bauchspeicheldrüse ihre Ursache. Und zwar handelt es sich hier um das Treiben gewisser Geschwüre, die eine vermehrte Abgabe von Insulin veranlassen, so daß also eine dauernde Senkung des Blutzuckers eintritt. Die einzig wirksame Gegenmaßnahme besteht in einer Entfernung dieser Geschwüre, die leider im Höchstfalle nur erbsengroß, daher nicht leicht zu fassen sind.

Wahl der Frau

Wer heiratet wen? / *Kleine Abhandlung zur Wahl des Ehepartners*

Es handelt sich hier nicht um ein Gesellschaftsspiel, wie es vielleicht an vielen Orten der „L" gepflegt werden könnte, sondern ernst- haft um die Frage nach den häufig unbewußten tieferen Gründen für die Wahl des Ehepartners — eine Frage, die bei steigender Heiratslust besonders die Jugend bewegt. Aber auch die Aelteren, die bereits entschieden haben, können aus dem „Warum" lernen und Spannungen in ihrer Ehe vermeiden oder lösen. Bisher ist die Wissenschaft nur sozusagen an die Untersuchung der letzten persönlichsten Beweggründe, die zur Heirat führen, herangegangen, obwohl es nicht nur blinder Zufall ist, wo die Liebe hinfällt, sondern ganz deutlich Gesetzmäßigkeiten hineinspielen. Gerade das Wissen um die tieferen Zusammenhänge löst uns unser Leben klarer und bewußter führen.

Fast zu viel wird vom „Typ" geredet. Wer seinen „Typ" immer schon aus der Ferne feststellt oder ihn jeweils mit der Kleidermode wechselt, der verrät keine große Instinktsicherheit. Ebenso instinktlos sind die, die stets mit dem zufrieden sind, was sie am Wege finden.

Der unverbildete Mensch, das Kind, ist sicher in seiner Zu- und Abneigung. Seine klaren seelischen Bilder sind noch nicht durch die tausenderlei Einflüsse und Wünsche, die uns der Lauf des Lebens bringt, verwischt. Das Kind erfaßt sofort den seelischen oder kameradschaftlichen Typ; das ist der Mensch, mit dem es zu spielen vermag, dem es vertraut. Und wenn es vom Heiraten spricht, meint es den guten Kameraden.

Mit zunehmender Reife ändert sich das Empfinden. Auf einmal begegnet einem der erotische Typ und mit ihm alle Süße und Schwerelosigkeit der ersten wirklichen Liebe. Dieser Mensch ist meist sehr verschieden vom Typ des Kameraden, mit dem uns eine schöne Gleichmäßigkeit der Weltanschauung und der Empfindungen verband. Jetzt erfahren wir die Wahrheit des Dichterwortes, daß unsere tiefsten Freuden auch die tiefsten Leiden bergen. Aber die Spannungen wecken Kräfte, reißen vorwärts und führen die beiden Pole immer wieder zur lösenden Einheit zusammen.

Der Typ, auf den wir ansprechen, liegt als Schicksal in jedem von uns, um so deutlicher, je natürlicher und ursprünglicher wir denken und fühlen. Worauf beruhen die Anziehungskräfte? — Beim Kameraden entspringen sie wesentlich aus der seelischen Uebereinstimmung. Hier bewährheitet sich immer wieder: Zwei Seelen und ein Gedanke — zwei Herzen und ein Schlag. Der erotische Typ wird durch die Mischung der Hormone bestimmt. Diese Aussonderungen unserer inneren Organe beeinflussen alle Lebensvorgänge, auch die Art der Haut, auch den feinen Geruch, den jeder an sich hat. Diese Erkenntnis liegt in der Feststellung, daß zwei sich nicht „riechen" können.

Freilich führen zu einer Heirat noch viele andere Gesichtspunkte als die höchste, göttlichen Empfindens. Aber diese persönlichen Empfindungen entscheiden letztlich über Wohl und Wehe der ehelichen Gemeinschaft. Darum sollten wir uns über den Typ des erwählten Partners doch theoretisch Gedanken machen, ehe wir uns praktisch entscheiden, denn es bedarf keines Zweifels: Ist die Ehe einmal geschlossen, gehören wir nicht mehr uns allein; wir müssen nun fest zu unserer Entscheidung stehen.

Nicht immer ist die Frage des entsprechenden Typs ohne weiteres klar, wie es im Fluß des Lebens selten den glatten Gegensatz schwarz-weiß gibt. Auf ein Beispiel sei hingewiesen, das durch die Verschiebungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre noch häufig anzutreffen ist: Die Ehe aus mütterlichen Instinkten. Die Frauen von Mitte dreißig ab heiraten in erster Linie jüngere Männer. Nach der Heiratsstatistik wählen 35jährige Frauen am häufigsten um zwei Jahre jüngere Ehegatten. Mit der Zahl der Jahre steigt der Unterschied, die 95jährigen Frauen bevorzugen vor allen anderen Altersklassen die um fünf Jahre jüngeren Männer. Den tieferen Grund haben wir schon angedeutet. Der jüngere Mann wird von der mütterlichen reifen Liebe dieser Frau gefangengenommen, die ältere Frau fühlt häufig mütterlich für ihn.

Wir müssen uns über die letzten Beziehungen von Mensch zu Mensch klar zu werden versuchen, ehe wir heiraten, denn diese Beziehungen entscheiden endgültig über unser Lebensglück. Wenige sind so instinktstark, und wenigen begegnet ihr erotischer Typ so ausgeprägt, daß sie ein für allemal um ihren Weg wissen. Wer diese Liebe auf den ersten Blick erlebt, der wird von ihr wie von einem Magneten geführt, und die Sorgen der Durchschnittsmenschen sind nicht seine Sorgen. Aber auch keiner, der bereits verheiratet ist, ist vor solcher Begegnung gefeit. Die anderen stehen verwundert und erschreckt dabei, wenn Menschen durch solche Naturgewalt aus der Bahn gerissen werden, und wehe! Einsicht noch Klugheit oder Pflichtbewußtsein helfen — wenn zwei Menschen sich so gefunden haben, daß sie über sich hinaus nichts mehr zu leben haben. Glücklicherweise sind viel den meisten die Gefühle nicht so stark, daß Willenskraft und Verantwortungsbewußtsein sich nicht doch durchsetzen.

Wer heiraten will, mag sich überlegen, ob er sich überwiegend einen „Geliebten" oder einen „Kameraden" ersehnt. Häufig genug ist unter den vorhandenen Partnern die Auswahl gar nicht so groß, daß man endgültig wüßte, ob man den wirklich passenden Menschen schon gefunden hat. Nach der Eheschließung kommt es auch gar nicht mehr so sehr auf diesen als vielmehr auf uns an. Nunmehr ist wichtig, was wir aus unserer Ehe machen. Der Zahl nach überwiegen sowieso die Ehen, in denen sich die Menschen als Kameraden zusammenfinden. Ist allerdings weder erotische noch seelische Anziehung vorhanden, so sieht die Ehe dahin und wird nie die Gemeinschaft werden, die sie nach göttlichem und menschlichem Rechte sein soll.

Die Ehe zwischen den sich ergänzenden erotischen Typen bringt wegen der verschiedenartigen Veranlagungen und Anschauungen viel Spannung und Abwechslung ins tägliche Leben. Darum haben viele große Männer um ihres Schaffens willen die Geliebte der Kameradin vorgezogen. Der Kamerad in seiner Fürsorge und stillen Hingabe wird leicht langweilig, weil der Mensch nichts Selbstverständlicher ertragen kann als eine ununterbrochene Kette von guten Tagen. Gleichmäßigkeit ermüdet, darum heißt es in solchen Ehen — auch in den „mütterlichen" — klug und nicht kleinlich sein.

Unwürdig ist es für uns und verderblich für das innere Band der Ehe, den selbstgewählten Partner anzufeinden, weil wir nicht Genüge tun können und vielleicht unausgefüllt, unbefriedigt bleiben. Das Selbstbedauern und der bittere Zug um den Mund helfen in solchem Falle nichts. Immer leiden beide Teile, und keiner mag es dem anderen zu Schuld und Ursach' rechnen, daß es so gekommen. Aber wohl können beide zusammenwirken, den Zustand zu überwinden und ihre Ehe zu erhalten. Die Gleichförmigkeit ist durch Abwechslung zu besiegen. Solche Eheleute müssen Anregungen suchen, um seelisch wendig und beweglich zu bleiben. Hier können Freundschaften ihre schönsten Wirkungen entfalten und das Glück in einer Ehe nur vertiefen.

Leise Sehnsucht nach letzter Erfüllung, die nur selten einem Erdenkind zuteil wird, mag uns immer treiben; aber hüten wir uns davor, zu erstarren und die Sehnsucht immer nur anzustauen. — Schlägt dann ein Funke ein, dann ist nichts mehr zu retten und noch schwerer, darüber zu richten. Kluge Ehegatten beschwören beizeiten heraufziehende Bedrängnisse, solange noch jeder seiner sicher und sich seiner Verantwortung bewußt ist. Dr. K. Ludwig

Von der Assel bis zum Zuckergast

Kleines ABC zur Bekämpfung von Schädlingen

Asseln im Keller werden vernichtet, wenn man eine Kröte im Keller hält. Aber auch eine Flasche mit einem Teelöffel Weingeist tut gute Dienste; man bespült das Innere mit Weingeist, legt die Flasche offen hin und siebt täglich nach. Die gefangenen Asseln werden sofort vernichtet.

Ameisen, die sich unangenehm bemerkbar machen, lockt man in flache Teller, die man auf den Fußboden stellt und mit einer Lösung von Bier und Zucker füllt. Auch Sirup ist ein guter Ameisenfänger.

Blattläuse tötet man durch Ueberbrühen mit folgender Lösung: 80 Gramm Alaun löst man mit wenig kochendem Wasser und verdünnt dann mit 20 Liter kaltem Wasser.

Flöhe setzen sich gern in Dielenritzen fest. Werden die Dielen mit einer Lysolmischung ausgebürstet und dann mit Kitt verschlossen, nimmt man ihnen einen wichtigen Unterschlupf.

Fliegen haben eine Abneigung gegen die blaue Farbe. Blauer Anstrich in den Ställen, Speisekammern, Schlafräumen usw. hält die Plage bald geringer werden.

Kakerlaken, auch Schaben genannt, beseitigt man, indem man Borax und Zucker zu gleichen Teilen mischt und an den gefährdeten Stellen auslegt.

Mehlwürmer hält man von Mehl und Hülsenfrüchten ab, indem man etwas Salz zustreut.

Motten kann man in einer Falle fangen; dazu füllt man eine kleine Pappschachtel mit Woll- und Pelzresten (am besten ungefärbt), schneidet ein paar Fluglöcher hinein und stellt diese Falle an dunklem, ungestörtem Platz aus. Jeden Morgen sammelt man die Insassen heraus und tötet sie, wöchentlich einmal wird der Inhalt der Schachtel ausgekocht.

Schnecken verleidet man aus dem Keller am besten durch eine Falle von feuchten Kohl- und Rhabarberblättern, die man auf den Boden legt. Im Laufe von 24 Stunden pflegen sich Schnecken unter diesen Fallen anzusammeln, die man nun leicht vernichten kann.

Würmer, Maden usw. im Abort vertreibt man durch regelmäßiges Streuen von Kalkpulver.

Zuckergast nennt man ein kleines Insekt — auch Silberfischchen genannt —, das an Tapeten und Papieren schweren Schaden anrichten kann. Man bestreut die Stellen, an denen es vorkommt, eine Woche täglich mit gutem Insektenpulver.

Alles lacht mit

Wozu der Walzer gut ist!

„Du, geh und tanze mal mit meiner Freundin Elsbeth! Wenn sie auch keine Schönheit ist, mußt du doch schon anstandshalber mal mit ihr tanzen!"

„Na gut! Aber ich werde doch warten, bis die Kapelle einen recht träumerischen Walzer spielt; dabei kann man die Augen zumachen!"

*

„Nun, wie war denn bei Ihnen die Verdunkelungsübung, Frau Larke?"

„Ganz großartig, meine beiden Töchter haben sich verlobt!"

*

Der Arzt trat an das Bett des Genesenden: „Na, also, es geht wieder gut! Jetzt haben Sie über nichts mehr zu klagen!"

„Doch, gerade jetzt — die Pflegerin ist schon über fünfzig!" (Berliner Ill. Ztg.)

*

Es regnet in Strömen. An der Straßenecke steht pudelnaß ein kleines Fräulein und wartet auf die Bahn. Das schneidet Emil ins Herz, er springt hin und flüstert errötend: „Mein schönes Fräulein, darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten?"

„Nee", ist die Antwort.

„Na", sagt Emil beleidigt, „wie können Sie mir denn bei dem nassen Wetter eine so trockene Antwort geben?"

*

Poetsch ist zum Abendessen eingeladen. Bei der dicken Tante Reizzweck. Sofort nach dem Essen will Poetsch gehen.

„Sie wollen schon gehen?" staunt die dicke Dame.

„Ich muß", sagt Poetsch ernst, „sonst denkt daheim meine Frau gleich wieder, ich hätte mich bei Ihnen amüsiert!"

„Mama, um wieviel Uhr bin ich geboren?"
„Um 2 Uhr nachmittags, mein Kind!"
„Dann hast du dich ja gar nicht um mich kümmern können, da hältst du doch deinen Mittagsschlaf"

Der Ferienfonderzug war schon voll, als neck ein junger Mann ankam, der gern seinen Witz anwenden wollte. Er steckte den Kopf in ein Abteil und fragte: „Hallo, ist wohl alles drin in der Arche Noah?"

„Jawohl", war die prompte Antwort, „alles bis auf den Esel — kommen Sie nur rein!"

*

„Verzeihung", stottert ein Betrunkener, auf die Haustür deutend, und fragt: „Können Sie mir sagen, ob ich hier wohne?"

„Wie kann ich das wissen!" antwortete der Gefragte.

Darauf der Betrunkene: „Ich verstehe! Sie sind noch voller als ich!" (Marc Aurelio.)

Bitte zu bedienen

Hans ist zwar noch sehr klein, aber er we doch schon, was Höflichkeit bedeutet. Ei Tages fährt er mit seinem Vater in d Straßenbahn. Als alle Plätze besetzt sind u noch eine Dame einsteigt, sagt der Vater Hänschen: „Steh auf, Hänschen, und überla der Dame deinen Platz."

Gehorsam steht Hans auf, und der Vat nimmt ihn auf seinen Schoß. An der nächst Haltestelle steigt wieder eine Dame auf. rutscht Hänschen von des Vaters Schoß h unter und sagt zu der Dame, auf Vater Schoß weisend: „Bitte, setzen Sie sich!"

Immerhin

Der junge Vater muß ausgiebigst bei d Verwandten über sein halbjähriges Söhnch berichten. Die Fragerei will kein En nehmen.

„Kann er denn schon Papa zu dir sagen?" will Tante Amalia wissen.

„Na, so einigermaßen", sucht sich der G plagte endlich Ruhe zu verschaffen, „nur b Konsonanten kriegt er noch nicht raus!"

„Was, Bruno, du willst so unrasiert mit mi irs Kino gehen?"
„Na ja, macht doch nichts. Da ist es ja doch dunkel."
„Ja doch, gerade deswegen!"

Lehrer: „Das Schwein ist ein nützliches Tier. Aus dem Kopf macht man Sülze, e liefert Speck und Schinken, und aus den Bor ster macht man Bürsten. Wer kann mir sagen was man noch vom Schwein verwendet?"
Fritz: „Herr Lehrer, den Namen als Schimpfwort!"

*

Ein bekannter Filmschauspieler ist in seinem Beruf vielen Gefahren ausgesetzt. Als man aber einst von ihm forderte, daß er sich neben einen Löwen setzen und dessen Mähne streicheln sollte, weigerte er sich. „Fürchten Sie sich nicht", sagte der Löwenbändiger, „wir zogen ihn mit Milch auf."

„Mich hat man auch mit Milch aufgezogen", sagte der Schauspieler, „aber nun esse ich Fleisch."

*

Bräutwerber: „Ich hat Sie bereits einmal um die Hand Ihres Fräulein Tochter —"
Vater: „Ich sagte Ihnen bereits damals, daß ich Sie abweisen muß. Meine Tochter soll doch nicht ihr ganzes Leben im Hause eines Dummkopfes verbringen!"
Bräutwerber: „Aber lieber Herr — deshalb will ich sie doch gerade heiraten!"

*

„Ich wollte, ich hätte erst mal eine andere Wohnung! Direkt gegenüber ist eine Käsehandlung, auf der anderen Seite eine Leimfabrik, hundert Meter links eine Gerberei und in der anderen Richtung eine Gummifabrik."
„Ist doch aber ganz schön. Sie wissen immer, von welcher Seite der Wind kommt!"

*

Der berühmte Maler kritisiert die Arbeiten eines jungen Schülers: „Was soll denn das sein, was Sie da liegen?"
„Ein Haifisch, Herr Professor!"
„Na, jedenfalls beweist mir das, daß Sie noch nie einen Haifisch gesehen haben!"
„Nein, Herr Professor, ich bin auch ganz sicher, daß Raffael niemals Engel gesehen hat."

Unterricht
Stottern
Kostf. Broschüre. Prosp. fr.
Fachinstitut Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 34

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat
arbeitet a. Strom, a. Batterie. Anfrieb d. eingeb. Laufwk. Preis 3.50. Ersatzklg. 17 Pfg. Katal. mit viel. Neuh. gratis. Gustav Kowalewski, Bochum, Märx. Str. 21

Ein „älterer" Herr?
Das Wort mit bitterem Beigeschmack! Weisen Kräfte in der Mitte des Alltags stark in Anspruch genommen werden. Wer auch im Alter jung und leistungsfähig sein will, nehme Pagelin-Lösung
QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven
Packung M. 2.10 u. 3.15 — Ippa-Packung M. 4.— in Apotheken und Drogerien

Vereinsamt
müssen Sie nicht durchs Leben gehen. Im feinsinnig., diskreter Art bietet
Adrianus
Gelegenheit mit ehrenh. Ehewilligen, zunächst ohne Namensnennung, in Verbindung zu treten. Seit 25 Jahren erfolgr. Auskunft unverbindl. persönl. u. ohne Abenderanfdruck 3. Bösl, Pasing-München 28

Graue Haare
sind i. 4 Tg. natur. durch „Lo-Ha-Po". RM. 1.85 portof. bei nichtbef. Geld zur. G. Blochwitz, Augsburg II/29.

Räucher
Einfache Abgabemethode. Aufklärung kostenlos durch Coth-Nürnberg 5/R 4/6

Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben, z. tls. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468690 schützt vor Enttäuschg. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für groß. Flächen 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Wir liefern Strick-Maschinen
für Hausgebrauch mit Warenabnahme an jedermann. Entfern. kein Hindernis. Verlangen Sie kostenlos unverbindlich Auskunft von Gustav Nissen & Co. Hamburg Postamt 6

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": II. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.